Pol. g. 996 ha

Weitzel

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36640840540013

<36640840540013

Bayer. Staatsbibliothek

J. Weitzel's

Briefe vom Rhein.

Briefe vom Rhein,

von

J. Weitzel.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

1834.

210. D

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erster Brief.

Den 23. März 1832.

Was ist das für eine Zeit, der wir entgegengehen? Wahrhaftig, ich bin nicht kleinmüthig; eine Vergangenheit voll Noth und Gefahr hat mich abgehärtet, und ich habe gelernt, jene männlich zu ertragen, und dieser muthig entgegen zu treten; ich weiß zu handeln, wo handeln helfen kann, und zu dulden, wo handeln nicht rettet. Es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, diese Tugenden, die ich mir zu erwerben bemüht gewesen, die ich durch ein viel versuchtes, viel bewegtes Leben gewonnen, anzuwenden, und zu zeigen, daß ich die Vorschrift, die ich mir zum Wahlspruch gemacht fortis, patiens et constans zu befolgen weiß. Wir werden sie brauchen, die Kraft zu handeln und zu dulden. Ich sehe mit großen Besorgnissen in die nächste Zukunft. Es ängstigt mich Vieles, am meisten aber die unselige Richtung

welche die öffentlichen Angelegenheiten unseres Welttheils genommen haben und verfolgen. — Alles scheint sich zu vereinigen, um das Staatsschiff aus dem Hafen, in dem es an einem freilich nur wenig befestigten Anker jetzt noch in scheinbarer Ruhe liegt, auf die See voll Gewitterstürme und Klippen zu treiben, Alles, die Strömung unten, die Winde oben. Mein Auge sucht forschend nach dem muthigen, erfahrnen, besonnenen Steuermann, der mit fester, sicherer Hand das Ruder führt, den Blik nach dem leitenden Gestirne gerichtet, das ihm die Bahn zum fernen Ziele zeigt; ich suche ihn, ohne ihn noch zu erkennen.

Ich will ruhig, ohne Haß und ohne Liebe, als in wie weit die Brust des Menschen jenen gegen das Schlechte, diese zu dem Guten nicht abweisen kann, mit jedem Tage in Briefen aufzeichnen, was meine Furcht erregt und meine Besorgnisse begründet, aber auch, was mir Hoffnung gibt und Trost gewährt. Trägt doch die Gegenwart in ihrem mütterlichen Schooße die Zukunft, deren Samen die Vergangenheit in ihn gelegt, und mag der erfahrne Beobachter,

was kommen wird, zu deuten wagen, wenn er weiß, was da gewesen, und was noch wirklich ist, und wenn er zu erforschen gelernt hat, wie und warum Dieses aus Jenem hervorgegangen. Es läßt sich in der Welt so ziemlich Alles erklären, wenn man nur die Ursache kennt, durch welche die Wirkung hervorgebracht worden. Weiß man jene, dann findet man auch diese, und es gibt auf unserer Erde weder Zauberei noch Wunder. Die Geschichte aber, die das Schauspiel der Weltereignisse und Staatsaktionen auf irgend einem Size des Zuschauers im Schauspielhause aufzeichnet und nachschreibt, gibt gewöhnlich nur den Inhalt des Schauspiels, den Namen Stand und Rang der Personen, die so oder anders kostümirt, in ihm auftreten, und der geneigte Leser erfährt das Was, aber selten das Wie, das zum rechten Verstehen der Sache oft durchaus nöthig ist. Dieses Wie erfährt man gewöhnlich im Ankleidezimmer und hinter den Kulissen, wodurch die Memoires, wenn sie echt und wahr sind, so viel Werth und eine so große Bedeutung erhalten.

Der Anstoß, den die Pariser Juliustage

Europa gegeben, ist auch Deutschland nicht fremd geblieben. Es war ein Blizstrahl, der über unsern Welttheil fuhr, und zündete, wo er Brennstoff fand. Dafür hatte man an vielen Orten auch trefflich gesorgt. Das Regieren war, seit der Erscheinung der Karlsbader Beschlüsse für Manche gar bequem geworden; es hieß befehlen. Den Völkern hatte man früher in Wien ihr Los beschieden, und jedem zugetheilt, was man ihm geben wollte. Die Staaten waren zugerundet, die Menschen in ihnen ab- und hingewiesen, wie es gerade gelegen und schiklich schien. So hatte man alles recht aus einem Tuche geschnitten, nach der Elle von Quadratmeilen mit ihren Insaßen, die ihnen als Zugabe folgten, da für den Größern und Stärkern ein Rok, dort ein Rökchen, hier für den Kleinern und Schwächern ein Wams, oder gar nur ein Vorderblatt dazu herausgenommen worden. Natürlich mußte das Kleid sich nach dem Leibe fügen. Um lästige Beschwerden und Klagen nicht zu vernehmen, zu denen hier ein Stük Leib, dort ein Läppchen Kleid sich vermessen konnte, ward die

Preßfreiheit in Deutschland aufgehoben, und die Censur auf eine Weise geübt, deren Albernheit an vielen Orten ins Lächerliche ging, wenn das Unrechte und Schädliche anders lächerlich seyn kann. Man hörte nun keine Klagen; und war demnach zufrieden. Man vernahm keine Beschwerden; es gab also keinen Grund dazu. Was man nicht kennt, ist für uns nicht da; schließt man die Augen, dann ist die ganze Welt nur eine Finsterniß. So ward denn im Stillen das Pulver ausgestreut und angehäuft. Der verhaltene Mißmuth stieg zum Zorne, der Zorn zum Grimme, und als ein Funke auf das Pulver fiel, flog es mit Krachen auf und da der gedämmte Strom eine Oeffnung fand, trieb er sie weiter auseinander, und brach brausend über die zerrissenen Dämme los. So war es im Juli 1830, als in Paris der Funke in die gefüllte Tonne fiel. Aus ihr stieg die Rakete prasselnd auf, die ihre glühenden Körner über das unterminirte Europa streute. Wie das wirkte, wissen wir. Wie die Gefahr gespenstisch aus dem Grabe stieg, in das man sie auf Kongressen und in Konferenzen verscharrt zu haben

glaubte, und die Kabinete mehr als überraschte das würde nicht übel zu erzählen seyn, wenn es nur auch gefahrlos wäre. Ich erzähle nichts und schreibe eine Stelle aus dem alten unverdächtigen Plutarch aus. „Die Spartaner hatten sich Thebens bemächtigt, und hielten die Burg dieser Stadt gegen alle Treue und alles Recht besezt. Von den unterdrükten Thebanern faßten die Muthigsten den Entschluß, das unglükliche Vaterland von den fremden Tyrannen zu befreien. Der Entschluß war zur That reif, und der verhaßteste und grausamste der Feinde, der Polemarch Archias, befand sich bei einem Festgelage, das ihm gegeben ward, um die Ausführung der gefahrvollen Unternehmung zu erleichtern. Eben sollte der Angriff geschehen, als Archias Nachricht von dem Anschlage erhielt. Bei Scherz und Wein fühlte er sich leicht gestimmt, und es gelang, ihn zu beruhigen. Kaum aber, berichtet Plutarch, war dies erste Ungewitter vorüber, als das Geschik den Verschworenen schon wieder ein zweites bereitete. Es brachte nämlich Jemand von Athen von Seiten des Hierophanten Archias, einen

Brief an jenen Archias, seinen Bekannten und Gastfreund gleichen Namens, worin kein leerer unverbürgter Verdacht, sondern, wie sich nachher auswies, umständliche Nachricht von der ganzen Unternehmung enthalten war. Der Bote wurde gleich vor den schon trunkenen Archias geführt, und sagte bei Ueberreichung des Briefs: „der Mann, der diesen Brief schikt, bittet dich dringend, ihn unverzüglich zu lesen, weil er die wichtigsten Angelegenheiten betrifft.« Archias aber versezte lächelnd: „Mit wichtigen Diensten ist es Zeit bis Morgen“ — legte dann den erhaltenen Brief unter das Kopfkissen, und fuhr in der mit Philidas — seinem Wirthe — angefangenen Unterredung wieder fort. Dieser Ausdruk ward nun eine Art von Sprüchwort, welches noch bis jezt unter den Griechen gebräuchlich ist.“

Die wichtigen Dinge blieben auf dem kommenden Morgen ausgesezt; aber Archias sah keinen Morgen mehr. Die trozigen Spartaner sagen noch heute, wie damals: „Ernste Geschäfte auf Morgen!“ Aber heute, wie damals, möchte es Morgen zu spät seyn.

Pope's Aeußerung:

> Laßt um die Formen des Staats sich die Thoren bekämpfen und streiten;
> Die ist die beste allein, wo man mit Weis- regiert.

ist zum beliebten Wahlspruche geworden, und enthält in einem gewissen Sinne Wahrheit. Man will die Verfassung nur der Verwaltung wegen, jene als Mittel, diese als Zweck, zu dem das Mittel führt. Nur um den Mißbräuchen der Regierung zu begegnen, und sie selbst für den Staat so ersprießlich wie möglich zu machen, bindet man sie an gewiße Formen und Bedingungen, die der Eigenmacht und dem Eigenwillen Schranken sezen, und das allgemeine Wohl, nicht das Wohl Einiger zur Aufgabe des Staates machen. Eine vollkommene Verwaltung die ihre Dauer verbürgt, würde jede Verfassung entbehrlich machen, und man kann ohne Schmeichelei zu einem guten Regenten sagen: „Ihre Persönlichkeit ist die beste Konstitution." Die geistreiche Frau v. Staël hat mit diesen Worten den Kaiser Alexander begrüßt, der seine hohe Bestimmung zu erken-

nen schien. Doch bemerkte der Monarch sehr richtig, daß in diesem Falle die Verfassung gebrechlich und vergänglich sey. Warum sehnte man sich in unsern Tagen so allgemein nach einer bessern Verfassung, und wechselte sie doch häufig wieder, wenn man in ihrem Besitze war? Weil man eine bessere Verwaltung wollte, die bestehende unerträglich fand, und durch eine veränderte Verfassung seinen Wunsch erfüllt, sein Bedürfniß befriedigt zu sehen hoffte. Die Verwaltungen, nicht die Verfassungen, haben die Revolution herbeigeführt, und man wechselte nur die Verfassung wieder, weil sie nicht die gehoffte Verwaltung gegeben hatte. Die Verwaltung ist aber bei Weitem nicht einzig das Werk der Verfassung, wie man fast allgemein zu glauben schien, und wenn wir diese Wahrheit noch nicht allgemein begriffen haben sollten, dann wird die Erfahrung sie uns verständlich machen. Hier ist der Ort nicht, sich in Erörterungen einzulassen, um sie darzuthun.

Karl VI, König von Frankreich, hatte den Verstand verloren. Chateaubriand macht

bei dieser Stelle seiner Geschichte *) folgende Bemerkungen: „Benedikt, der römische Pabst behauptete, Gott habe den Geist des Königs verwirrt, weil er den Gegenpapst von Avignon in Schutz genommen. Clemens, der Papst von Avignon, dagegen versicherte, der König habe den Verstand verloren, weil er den römischen Gegenpapst nicht vernichtet. Das französische Volk beklagte den jungen Monarchen und betete für ihn, während die Großen erfreut waren, mit dem Staate nach Gefallen schalten zu können. Georg III, König einer konstitutionellen Monarchie, war mehrere Jahre hindurch seines Verstandes beraubt, und sie bilden die glorreichste Epoche in der englischen Geschichte. Karl VI, König in einer unumschränkten Monarchie befand sich fast eben so viele Jahre in einem Zustand von Geisteszerrüttung, und sie bilden den unglücklichsten Abschnitt in der Geschichte Frankreichs. In einer konstitutionellen Monarchie tritt die Nationalvernunft an die Stelle

---

*) Etudes, ou discours historiques.

der Vernunft des Königs; in einer absoluten Monarchie folgt die Thorheit des Hofs auf die königliche.“ Diese wenigen Zeilen geben viel zu denken. Erstens sieht man, wie die Ewigkeit selbst bei Päpsten, den zeitlichen Interessen, und die Vorsehung persönlichen Rükfsichten dienen muß. Zweitens fällt es auf, das geplagte Volk für seinen unglüklichen König beten zu sehen, da der Adel, die Stüze des Thrones, der natürliche Bundesgenosse der fürstlichen Macht, sich über die Krankheit des Monarchen freut, weil sie das Reich seiner Willkühr überliefert. Das überrascht, sage ich, obgleich die ganze Geschichte die Könige und die Großen selten in anderem Verhältnisse zeigt, was freilich nur die Könige und die Großen nicht zu wissen scheinen. Drittens sehen wir, welchen Werth für einen Staat eine Verfassung haben kann, und daß es doch kein bloßer Streit unter Thoren ist, welche Konstitution die beste sey, wie Pope sich äußert.

Die Allmacht kann gut, sehr gut seyn, wenn sich zu ihr Allwissenheit gesellt, und der Allmächtige und Allwissende seine Vorzüge nicht

mißbrauchen will. Immer eine gefährliche Stellung für den, der die Gewalt übt, wie für Alle, die ihr unterworfen sind. Man sollte keinen Menschen, auch den stärksten nicht, damit versuchen. Bei unumschränkter Einherrschaft geht alles Gute rasch durch, weil es von einer Einsicht von einem Willen kommt; mag es nun die Einsicht oder der gute Wille des Herrn, oder des Dieners seyn. Wie aber, wenn die rechte Einsicht oder der gute Wille fehlt? Das Recht, die Anerkennung und verdiente Würdigung der Liebe, Schäzung und Neigung finden so ohne Widerspruch ihren Gegenstand; aber nicht auch das Unrecht, die unverdiente Zurücksezung, der Haß, die Geringschäzung und Abneigung? Was könnte einen Menschen retten, dessen Verderben ein Mensch beschlossen hätte? Daß solches geschehe, ist nicht gesagt; aber es sollte auch nicht einmal geschehen können. Es ist allerdings ein trauriges Schauspiel, wenn man den höchsten Willen im Staate zersplittert sieht, wenn sich Günstlinge, Mätressen, Hofleute in ihn theilen, man auf keine Gesinnung bauen, auf keine Entschließung rechnen kann,

Heute mit Gestern, und Morgen mit Heute in Widerspruch geräth, die Nacht zerstört was der Tag geschaffen hat, und so das Kunstwerk der fleißigen Penelope sich immer wiederholt. Aber ein solcher bedauernswürdiger Zustand gewährt doch den Trost der Möglichkeit, daß der Morgen zurückbringe, was heute verloren gieng, daß der Tag das Werk der Nacht zerstöre, und das Verdammungsurtheil, welches Uebereilung der Leidenschaft gesprochen, Ueberlegung und Besonnenheit zurücknehmen. Es ist ein furchtbarer Gedanke: „Dein Schicksal liegt in eines Menschen Hand, dem du täglich gegenüberstehen kannst.“ Oder wäre dem nicht so? befindet sich nicht jeder, der in einem Staate ein Amt bekleidet, mehr oder weniger, in dieser Lage? Dadurch muß manches erklärt werden, was sonst ein Räthsel bliebe. Ein kleiner Staat hat manche Vorzüge vor einem großen, in dem Regent und Regierte sich so ferne stehen, daß keine Annäherung, keine Berührung zwischen ihnen möglich ist, die Quelle der Gewalt und Gnade, wie die des Nils, dem Volke in unbekannter Ferne fließt, der ganze geheimniß-

volle Eindruck und die Zauberkraft der fürstlichen Persönlichkeit verloren geht. Große Reiche, Monarchien in der herkömmlichen Form, sind gewöhnlich der Willkühr kleiner Tyrannen hingegeben, die, im Namen des Monarchen, die Gewalt zu ihrem Vortheil üben. Vor solcher Satrapen- und Paschenwirthschaft giebt es für die geplagten Unterthanen keine Rettung. Wagt es der Gekränkte — was wirklich ein Wagestück ist — mit dem Zorne des Himmels, oder der Ungnade des Kaisers zu drohen, dann kann der Beamte, wie jener russische Statthalter, sagen: „Immerhin! der Himmel ist hoch, die Hauptstadt fern.“ Nur ein kleiner Staat ist für ein väterliches, patriarchalisches Regiment gemacht, nach dem der Unterthan in dem Fürsten das Haupt einer großen Familie ehrt und liebt. Einem kleinen Staate ist das glückliche Loos des Mittelstandes geworden, der die Freuden einer vertraulichen Häuslichkeit mit dem sparsamen Genusse der öffentlichen Vergnügungen vereinen kann. Läßt er sich freilich von der eiteln Prunksucht bethören, sich den großen gleich zu stellen, wie diese eine auswärtige Poli-

tik zu haben, das kostspielige Soldatenspiel mitzuspielen, einen glänzenden Hof zu halten, eine Hauptstadt mit großen gelehrten und Kunstanstalten, Schauspiele und Opern zu besitzen, dann geht er den Weg des Mittelstandes, der die Pracht und Verschwendung der Reichen und den Ton der Vornehmen nachäfft, seinem gewissen Verderben entgegen.

Ein Nachtheil kleiner Staaten ist, daß sie gern zu lächerlichen Kopien von großen werden. Es gibt ein kleinstaatisches Wesen, das sich vom kleinstädtischen nur unterscheidet, wie ein kleiner Staat von einer kleinen Stadt. Man legt an kleine Dinge einen großen Maßstab an, und da es doch allenthalben an dem Großen fehlt, so bläht sich das Kleine zu ihm auf. Es ist das rechte Verhältniß der Dinge und Menschen zu einander nicht, weil auf dem engen Raume sich nicht Mannigfaltiges genug zusammen findet, durch dessen Vergleich sich eine wahre Würdigung und Schätzung ergeben könnte. Ein Dorfpastor dünkt sich der Repräsentant der Kirche, wie der Schulze die weltliche Macht vertritt, der Dorfbarbier sich für einen Doktor,

und der Schulmeister für einen Gelehrten hält. Jeder ist in einem kleinen Staate geneigt, sich zu überschätzen, weil er nichts Höheres und Größeres neben sich hat, das ihm seine Kleinheit oder Mittelmäßigkeit zeigte. Man hat auch sonst schon die richtige Bemerkung gemacht, daß Dorfkomödianten ungleich mehr übertreiben als Schauspieler auf großen Bühnen. Vermag es ein kleiner Staat über sich nur scheinen zu wollen, was er ist, und bestrebt er sich wirklich zu seyn, was er seinen Anlagen und Kräften nach, seyn kann und soll, dann ist ihm, wie dem Mittelstande in der bürgerlichen Gesellschaft, in der politischen eben kein glänzendes, aber ein glückliches Loos gefallen. Wohl Dem, der es zu würdigen und zu finden weiß!

Eine andere Wirkung des kleinstaatischen, wie des kleinstädtischen Wesens ist, daß man sich in dem engen Kreise leicht übersieht und häufig berührt. Familienangelegenheiten werden Staatsangelegenheiten, wie Staatsangelegenheiten Familienangelegenheiten werden. Alle Verhältnisse und Beziehungen nehmen nur zu leicht einen persönlichen Charakter an, und die Stel-

lung in der Gesellschaft entscheidet über die im Staate. Der Umgang, der Spiel- oder Theetisch, ein Ball, der Verkehr mit Frau und Kind, eine längere oder kürzere Verbeugung, eine Annehmlichkeit, Lächerlichkeit oder Albernheit können wichtiger seyn und entscheidender wirken, als Tugend, Talent, Thätigkeit und guter Wille. Darum mag auch die wichtigste Angelegenheit oft in den Kreis vertraulicher Unterhaltung gezogen und ein Gegenstand vornehmer Klatscherei werden. Ist es ein Vortheil für kleine Staaten, daß die Persönlichkeit des Fürsten die Achtung, Liebe und Ergebung des Volks durch unmittelbare Berührung mit demselben leicht gewinnen kann, dann ist es auch ein Nachtheil, daß diese nahe Beziehung das Gegentheil von jenen Gefühlen erzeugt, wenn der Fürst das Volk unfreundlich berührt und durch seine Persönlichkeit die Neigung von sich weiset. Die Beamten werden leicht aus Dienern des Staats, Diener des Herrn, dessen Wohlgefallen sie als das höchste Verdienst zu erstreben und dessen Ungnade sie als das größte Unglück zu vermeiden suchen. So bildet sich jener kleine Despotism,

der unerträglichste, den es geben kann, weil er den Menschen in allen Verhältnissen seines Lebens anfeindet, nekt und quält, seine Opfer nicht, wie die Tyrannei großer Herrscher, mit einem zermalmenden Blize trifft, sondern mit tausend Nadelstichen zu Tode martert. In einem solchen Zustande werden die Interessen des Regenten denen seiner Unterthanen feindlich gegenübergestellt. Die Fiskalität läßt sich, im persönlichen Interesse des Fürsten, mit dem gemeinen Eigennutze in einen Wettkampf ein, und überbietet die Gewinnsucht niedriger Spekulation, um der fürstlichen Kasse einen Vortheil zuzuwenden, den Bürger oder Gemeinden anzusprechen sich berechtigt glauben. Die Verwaltung opfert den materiellen Interessen des Fürsten die moralischen auf, schlägt um schnödes Geld die Achtung und Liebe der Unterthanen los, schleift die Majestät des Throns auf den Markt engherziger Gewinnsucht herab, sezt die Ehrfurcht und Achtung, die Treue und Ergebung guter Unterthanen an ein Mehrgebot von einigen Thalern und beschmuzt die Reinheit und Heiligkeit der fürstlichen Würde mit dem Ergusse der gemein=

sten Leidenschaft. Um Kassen ein wenig höher anzufüllen, verschleudert man Schäze, um die man Kassen leeren sollte, wenn diese Schäze sich kaufen ließen. Oder gäbe es für einen Fürsten einen reichern Schaz, als die Liebe, die Treue, die Ergebung eines guten Volks? O! spottet über den religiösen Glauben nicht, der den Thron geachtet und geehrt in die Mitte des Volkes sicher stellt und mit geheimnißvollen Banden das Herz der Unterthanen an seine Stufen fesselt! Euer verruchter Materialism, der nur Geld kennt und Geldes Werth; der nur für wirklich hält, was er mit Händen greift, der ausser den fünf Sinnen an dem Menschen nichts Wesentliches zu unterscheiden findet; der nur zwei Triebfedern gelten läßt, die uns in Bewegung sezen: „schmuzigen Eigennuz und rohe Gewalt,“ dieser Materialism hat die Throne untergraben, die, nach solcher Vorarbeit, Neuerer keine Mühe haben, umzustürzen. Die schlimsten und verderblichsten Jakobiner waren und sind die Vornehmen am Hofe und im Staatsdienste, ohne welche die gemeinen im Volke weder Beistand noch Beifall gefunden hätten.

Zweiter Brief.

Den 2. April 1832.

Man hat behauptet und behauptet noch, die Bewegung, die sich in einigen Gegenden Deutschlands offenbaret, sei einzig von einigen verwegenen Unruhestiftern ausgegangen, und der bessere achtbare Theil des Volks ihr fremd geblieben. Solche Versicherung ist ein stehender Artikel in allen Blättern und Zeitschriften geworden, die, nach der Lehre ihrer Beschüzer und Gönner zu glauben scheinen, die Gefahr, die man ableugnet sey nicht vorhanden, und das Uebel, das man verbirgt, dadurch geheilt. Unselige Verblendung, die es bis zum Aeußersten kommen läßt, ehe sie zur richtigen Erkenntniß sich versteht. Im stolzen Patrizierdünkel glaubt Pompejus nicht, daß Cäsar nahe, bis dieser den Rubikon überschritten hat, und die Sache des Senats und Rom verloren sind. Das haben Volksbewegungen mit der Cholera gemein —

für beide gibt es Aerzte ohne Zahl, die, alle gegen die Krankheit, selten ein Mittel wissen — daß im Entstehen das Uebel leicht abzuwenden im Fortschreiten aber schwer oder nicht zu heilen ist. Läßt man den rechten Augenblik vorübergehen, in dem ein Eimer Wasser die aufflakernde Flamme löscht, dann sind auch tausend Hände dem Brande nicht mehr gewachsen. Aber man will die Gefahr des Feuers, aus falscher Scham nicht eingestehen. Da ist es „eine Hand voll Rebellen“ die den größten Staat unseres Welttheils erschüttert, und einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm bestanden haben würde, wäre diese Handvoll Rebellen nicht zwischen drei feindlichen Monarchien vom ersten Range eingeklemmt. Dort flieht ein altes Herrschergeschlecht, vom Throne gestoßen, aus dem Lande verwiesen; „einige Unruhestifter vom niedrigsten Pöbel“ haben die bestehende Ordnung umgekehrt und den Regenten abgesezt. Das Gewitter der Revolution steht wie ein Gericht Gottes über zwei Welttheilen und die Erde zittert unter seinem Wetterleuchten und Donnern. Ach nein! es ist ein kindisches Spiel von

bösen Buben, die einiges Pulver verpuffen lassen, um die Polizei zu neken. Alle Gemüther sind voll Vertrauen und Ergebung; aber die Bauern stehen in wilder Verzweiflung auf, weil sie glauben, die Regierung mit dem Adel einverstanden, lasse sie vergiften, und selbst die Aerzte und Geistlichen seyen mit ihr im Bunde. Es ist das Ungeheuerste, was man sich denken kann. Die ganz veränderte Lage in welche Deutschland durch die wilden Ausbrüche lange verschlossener Gährung versezt ward, und von der man sich nichts hatte träumen lassen, überraschte. Aus stolzer Sicherheit war man aufgeschreckt, und eine süße Angewöhnung aus der guten ruhigen Vergangenheit hatte auf einen solchen Schlag nicht vorbereitet. Wäre er geschehen, dieser Schlag, wenn man ihn erwartet hätte? Ich glaube nicht. Bei heiterem Himmel und stiller Fluth ist es nicht schwer, ein tüchtiger Steuermann zu seyn. Wenn aber entfesselte Stürme wüthen und siedende Wogen brausen, und die empörte See mit dem erzürnten Himmel im Kampfe liegt, dann mag der Schiffer zeigen, ob er ein Mann ist und Ge-

schik und Muth besizt. Unsere meisten Staatsmänner sind aus der Schule der alten französischen Aristokratie, in der man nichts gelernt und nichts vergessen hat. Sie glauben, sie hätten die Uhr der Zeit stille gestellt, weil sie — durch die Censur dafür gesorgt, daß sie nicht mehr schlägt. Darum wissen sie freilich nicht, wie viel Uhr es ist, und wundern sich sehr, wenn sie erfahren, wie weit sie hinter der Zeit zurükgeblieben sind. Mit Entsezen wird bemerkt, wie nahe das Kapitol bei dem tarpeischen Felsen steht. Die Herren vom Kapitol hatten das bei dem Genusse der schönen freundlichen Aussicht übersehen. Es ist eine Zeit, die schwer begriffen wird, eine Zeit des Kampfes, des Widerspruchs, des Uebergangs, in der entgegengesezte Ansichten, Hoffnungen, Wünsche, Interessen und Meinungen einen Vertilgungskrieg gegen einander führen. Es ist eine Zeit der Stürme in der politischen und moralischen Welt, weil die Elemente derselben ihr früheres Gegen- und Gleichgewicht verloren haben. Der Masstab für Gut und Bös, für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande hat

seine alte Sicherheit nicht mehr, wie in der stürmischen Zeit der Tag- und Nachtgleiche das Wetterglas unzuverläßig wird. Kräftige Charaktere, wenn sie an die Spize der Bewegung kommen, selbst Menschen, unbedeutend durch eigenen Werth, wenn sie Geburt, die Laune des Schiksals, das Volk oder der Hof zu Führern oder Sprechern der Parteien machen, gehen den schmalen Pfad zwischen dem Richtplaz und dem Pantheon, und der Wechsel eines Augenblicks, kann sie aus diesem zu jenem, wie von jenem in dieses führen.

Der Besitz des Vermögens ist so unsicher wie der des Rufs, und der Mensch wird arm oder reich, berühmt oder berüchtigt, geehrt oder verabscheut, ohne daß er sich selbst verändert hätte. Ein Glückswurf, so oder anders gefallen, macht Phocion und die Grachen, Cäsar, Cromwell Washington und Napoleon zu Verbrechern oder Helden; sie besteigen das Blutgerüst oder den Thron, werden mit Ruhm oder mit Schande, mit Segen oder mit Fluch bedeckt.

Die griechische Mythe erzählt von einer Sphinx, die den Wandernden, welche an ihr

vorüberkamen, ein Räthsel aufzulösen gab. Wer das Räthsel nicht zu lösen wußte, ward ein Opfer des Ungeheuers und verlor das Leben. Das bedeutungsvolle Räthsel hatte die Sphinx von den Musen gelernt, und wer den Sinn desselben fand, und es richtig deutete, dem war der Thron verheißen, und so wie es recht verstanden und gedeutet war, starb das Ungeheuer. Diese Sphinx ist keine Dichtung mehr, sondern unter uns geschichtlich geworden. Wir sehen in ihr die — Revolution. Wer mit dem Ungeheuer zusammentrifft, und sein Räthsel nicht zu lösen weiß, wird untergehen. Es wird Allen die auf dem gefährlichen Wege wandeln, der Reihe nach vorgelegt. Ludwig XVI, Ludwig XVIII, Karl X, selbst Napoleon und Andere haben es nicht gelöst, und Andere nach ihnen werden es vielleicht nicht lösen, und ihr Schicksal theilen. Die Sphinx hat das Räthsel von den Musen gelernt. Die Revolution in ihrem guten Zwecke, wenn auch nicht in ihren schlechten Mitteln — die Revolution ist eine Wirkung der Fortschritte, der Aufklärung und Civilisation, und erfolgt, wenn die Gesellschaft

diese Fortschritte bei ihrer politischen Gestaltung nicht anerkennen und beachten will. Die Musen kennen den verborgenen Sinn des Räthsels, und wen die Musen, als ihren Liebling unterrichtet haben, der versteht diesen Sinn und weiß ihn zu erklären, und wer ihn versteht und zu erklären weiß, dem ist ein Thron verheißen, und der Thron ist der schönste, den je ein Fürst bestieg, weil er von freien und dankbaren Völkern zur Ehre der Menschheit errichtet worden. Erst wenn der Sinn des Räthsels verstanden und verständig gedeutet worden, stirbt das Ungeheuer und ihm fallen keine Opfer mehr.

Die Weisheit, und nur die Weisheit könnte also die Revolution endigen und ihrer Wiederkehr vorbeugen. Mit der Weisheit aber ist nothwendig die Gerechtigkeit. Die Waffen thun es nicht, weil die Gewalt nur unterwirft und unterdrückt, aber nicht beruhigt, nicht gewinnt. In wessen Händen ist die Gewalt, wenn die, welche ihr dienen sollen, sich gegen sie wenden? Was wäre die Gewalt, der die Meinung, der Glaube, die Gesinnung fehlt? Sehr gelehrte Leute, welche die Angelegenheiten der Welt sich

systematisch ordnen und gestalten lassen, haben sich gegen die Revolution wie gegen die Reaktion, und für die Reform erklärt. Welcher Verständige und Billige wäre nicht für sie? Auch wir sind für die Reform, wie für Wahrheit und Recht. Kümmern sich aber die darum, die von der Lüge und vom Unrecht leben? Macht eure Mäßigung die Gewalt auch mäßig, eure Vernunft den Wahnsinn klug, eure Billigkeit die Habsucht billig, die Leidenschaft besonnen, die Anmaßung bescheiden? Was sind Reformen? Verbesserung der Mißbräuche, Zugeständnisse. Die aber, welche von dem Mißbrauche leben, und im glücklichen Besitze sich wohl befinden, wissen nur von altem, gutem Brauche, von verehrter, väterlicher Sitte, von heiliger Ueberlieferung, von wohlerworbenem Rechte. Wer sie antastet, frevelt gegen göttliches und menschliches Gesetz, ist ein Neuerer, ein Aufrührer, ein Kezer. Wer soll die Zugeständnisse machen? Vielleicht der hat und immer noch haben mögte, aber nicht geben will? Zeigt mir ein Beispiel von freiwillig gemachten Zugeständnissen, und ich will mich zum friedlichen und freundlichen Sy=

stem der Reform und der kunstreichen Vermittelung der Extreme bekehren lassen. Dreißig Jahre hat Deutschland gelitten und geblutet in einem Meinungskampfe um Glaubensfreiheit, wie man sagt, das heißt, um die Freiheit etwas weniger zu glauben, als bisher zu glauben üblich gewesen. Das war nur ein Krieg um Meinen und Glauben. Jezt ist es um was ganz Anders zu thun, und wir sollen uns einbilden, der Bevorrechtete werde uns entgegenkommen, uns, den enterbten Kindern eines niedern Geschlechts, und freundlich zu uns sagen: „Ich war bisher, was ich gewesen, auf eure Rechnung. Ihr steht in meinem Schuldbuche, als leibeigene Schuldner. Seyen wir Brüder und ebenbürtig! Hier folgt euer Erbtheil zurük, als Kinder eines und desselben Vaters.“ Ist das zu erwarten? Habt Ihr ein solches Beispiel in der Weltgeschichte? Ich kenne keines, lerne ich es aber kennen, dann will ich glauben und vertrauen.

Dagegen war die Sprache der absoluten Gewalt dieselbe, ihr Benehmen war dasselbe vom Anfange der französischen Revolution bis auf diesen Tag. Als 1795 Ludwig XVIII

den Titel eines Königs von Frankreich und Navarra annahm, erließ er, arm und verbannt, einen Aufruf an die Franzosen, in dem es hieß: „Ihr seyd dem Gott eurer Väter untreu geworden, und dieser Gott ließ Euch in seinem gerechten Zorne, die ganze Last desselben fühlen. Ihr habt Euch gegen die Gewalt empört, die er eingesezt, um Euch zu regieren. Ihr müßt zurükkehren zu jener heiligen Religion, die den Segen des Himmels auf Frankreich herabgezogen hatte. Ihr müßt die Regierung wieder herstellen, die vierzehn Jahrhundert hindurch der Ruhm Frankreichs und die Wonne der Franzosen gewesen, aus Eurem Vaterlande das blühendste Reich und Euch zu dem glüklichsten der Völker gemacht.“ So sprach Ludwig XVIII in der Verbannung, im Jahre 1795, und Ludwig XVIII war ein redlicher Mensch, ein Mann von Geist und Bildung. Seitdem ist manche Proklamation zu ähnlichem Zweke erschienen; ist in allen nicht dieselbe Sprache, nur weniger schonend, weniger verheißend, als sie ein verbannter Prinz im Elende spricht?

In Frankreich hatte eine Handvoll Meuterer *) den Aufstand erregt, dem das Volk beständig fremd geblieben ist. In Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Deutschland und Polen verhielt es sich eben so. Sah sich auch die Regierung mit ihren organisirten Gewalten, mit ihren Heeren, Geldmitteln und Ehrenbezeugungen ausser Stand, ihr Ansehen in dem Lande zu behaupten; mußten fremde Armeen ihr zu Hülfe kommen, und die Liebe und Treue ihrer Unterthanen ihr mit den Bajonetten wieder erwerben, immer waren es nur einige Uebelgesinnte und Meuterer, einige Bösewichte aus der Hefe des Volks, die sich gegen die bestehende Ordnung und die rechtmäßige Gewalt auflehnten.

Alle Veränderungen, die in dem gesellschaftlichen Zustande seit Jahrhunderten eingetreten sind; Alles was die Bedürfnisse, die Meinungen und Interessen anders gestaltet hat, die Aufklärung und Civilisation, die Fortschritte

*) Une poignée de factieux, sagten offizielle Noten, Manifeste.

des Ackerbaues, der Industrie und des Handels; Alles, was die Grundlage und die Elemente des Staats verrückt und umgebildet hat, wäre demnach das Werk verbrecherischer Komplotte; denn sie haben die Nothwendigkeit der Revolution herbeigeführt, wenn man nicht durch Reformen zugestehen will, was ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist. Vermögen, Einsicht, Betriebsamkeit, Talent und Reichthum, Muth und Geschick sind dem dritten Stande, wenigstens in demselben Maße, wie dem Adel und der Geistlichkeit zugefallen. Die sogenannten bevorrechteten Stände würden keine Nation mehr machen, wenn man ihnen auch das Volk als Leibeigene und Hörige zustellen wollte. Die Seele, das Leben, das Herz des Staates sind in dem Volke. Man will es anders.

Die Stände, die früher Alles galten, weil sie Alles waren, wollen noch Alles gelten, wo sie nichts mehr sind, nichts mehr, als Bestandtheile des Volks. Das Volk, das Alles geworden ist, will auch gelten, was es ist. Da liegt der Grund aller Revolutionen unserer Zeit. Wir werden sie nicht aufhalten. Was die Ord-

nung der Natur herbeigeführt, hebt keine menschliche Anstrengung wieder auf. Wollen nun die absolute Fürstenmacht und die Aristokratie keinen Frieden machen, wollen sie keine Bedingungen eingehen, sich zu keinem Zugeständnisse verstehen, dann kennen wir den Inhalt unserer Geschichte der nächsten Zukunft. Sie werden mit vereinter Kraft den Stein noch einmal bis zum Gipfel des Berges wälzen, von dem er dann zum leztenmal, unaufhaltbar in die Tiefe rollt, und die ihn halten wollen, zerschmettert. Sie könnten friedlich im Thale wohnen und sich auf dem Steine noch einen gemächlichen Siz bereiten. Ohne Gleichniß! Die absolute Fürstenmacht und der Adel könnten unter billigen Bedingungen ihren Frieden machen. Sie könnten, wenn sie wollten. Können sie aber wollen? Was will der Mensch? Was bestimmt seinen Willen? Viel ist zu fürchten, nicht viel zu hoffen.

Dritter Brief.

Den 18. April 1832.

Man führt den Streit sehr lebhaft und mit verschiedenen Gründen. Hier bezieht man sich auf erworbene, dort auf angeborene Rechte. Diese machen Geseze geltend, die menschliche Weisheit oder Gewalt gegeben und die Gewohnheit geheiligt hat; Jene beziehen sich auf solche, welche die Natur selbst ertheilt, keine menschliche Weisheit und Macht verändern und keine Gewohnheit heiligen oder entheiligen kann. Bald soll der Anspruch, der nie verjährt, bald der Besitz entscheiden. Es ist freilich ein schönes Ding um den glüklichen Besiz, der in der Regel nicht nur das Recht, sondern auch die Macht für sich hat. Aber um glüklich zu besizen, muß man erworben haben, und man darf nur erwerben, um im glüklichen Besiz zu seyn. Das beatus possidens ist darum oft ein vae

victis und man braucht sich vom Besiegten nur zum Sieger zu erheben, um den Besiz, das Recht und die Ehre von dem besiegten Sieger gegen Besiz-, Recht- und Ehrlosigkeit einzutauschen. So weit kommen wir mit unserer Weisheit und Wissenschaft, die beweisen will, das Bestehende sei immer gut, das Hergebrachte immer recht. Dann darf man ja nur umkehren, das nicht Bestehende bestehend, das nicht Hergebrachte herkömmlich machen, und es gilt von dem Neuen, wenn es alt geworden ist, was jezt vom Alten gilt, das doch auch einmal neu gewesen. Und endlich mag es Dinge geben, die man mit Recht nicht besitzen kann, und besäße man sie von ewigen Zeiten her. Der lange Besiz wäre nur eine lange geübte Ungerechtigkeit, und um so größer und abscheulicher, je länger er gewährt. Kann ein Mensch das Recht besizen, den Menschen rechtlos zum Sklaven zu machen, ihn von dem Genusse der Gaben der Natur auszuschließen, seinen Glauben gegen seine Ueberzeugung zu bestimmen?

Wie allenthalben, so hat auch in Deutschland, selbst das Staatsrecht die Ansprüche und

Rechte der Völker und Fürsten von den Anordnungen der Vorzeit abgeleitet und was bisher bestanden ist, als gesezlich bestehend anerkannt. Was sich geschichtlich nachweisen ließ, war auch rechtlich begründet. So sollten Regierungsrechte und Standesrechte gesichert, und Streitigkeiten über Staats- und Hausdomänen entschieden werden. Man verliert sich in die dunkle Vorzeit, um ein Licht zu suchen, das uns leuchten soll. Was finden wir in jener Zeit, wenn wir anders wissen, von welcher Zeit denn eigentlich die Rede ist? Das sagt uns die Geschichte, daß Geschlechter, die unter den deutschen Völkern zur Regierung gelangt sind, große Grundbesizer waren, gerade darum, weil sie von dem reichen Ertrage ihrer Güter die Kosten und den Aufwand ihrer Würde am leichtesten bestreiten konnten. Die Geschichte zeigt aber auch ohne Widerspruch, daß die Würden der deutschen Fürsten ursprünglich nicht erblich gewesen, daß sie später noch der Kaiser zu vergeben gehabt, und daß mit diesen Würden er einen bedeutenden Grundbesiz verliehen, von dessen Ertrage sie aufrecht erhalten wurden.

So verhielt es sich mit den Herzogen und Grafen und mit den andern Fürsten, die Mittel fanden, sich nach und nach erblich, und endlich selbstständig und unabhängig zu machen. Solche ausgezeichnete Familien hatten allerdings eigene, beträchtliche Güter, Allodien, zu denen aber, wenn sie Stellen erhielten, mit denen sie belehnt wurden, Lehngüter kamen. Diese Lehngüter waren nicht das Eigenthum der Familien, die sie indessen später in ein solches zu verwandeln wußten. Auch der Adel besaß solche Güter mit der Verpflichtung, den Kriegsdienst zu thun, und zwar auf eigene Kosten. Hatten die Edelleute den steuerfreien Grundbesitz, dann ließ sich das rechtfertigen, weil sie auf eigene Rechnung die Last der Heereszüge trugen. Später fanden sie ebenfalls Mittel, sich im Besitze der steuerfreien Güter zu erhalten, jede Abgabe zu verweigern, und sich sogar von dem Kriegsdienste loszusagen, dem sie die Steuerfreiheit zu verdanken hatten. Die Gewalt ging den Weg, den sie immer gegangen ist; die Stärke nahm den Genuß für sich, und bürdete der Schwäche die Last und Entbehrung auf. Nach dem natürli-

chen Geseze, nach dem Rechte das die Vernunft geheiligt, sollte der Starke tragen, der Reiche geben. Aber in der Gesellschaft machte sich das anders, und sie erschuf und heiligte ein anderes Recht. Der Starke gebraucht seine Stärke, um sie zu vermehren, und sein Vermögen trägt zu seiner Stärke bei. So wird der Starke reich, und der Reiche stark, und da der Schwache ihm keinen Widerstand leisten kann, so ist er auch der Arme, der Schwache der tragen, der Arme der geben muß. So hat sich nur zu oft unser geschichtliches Recht gemacht, und so ist das geschichtliche Recht ein wohlerworbenes. Aber kann und soll von allem dem hier die Rede seyn? Soll das wohlerworbene, historischbegründete Recht jezt angefeindet, der alte Besiz bestritten, das Bestehende umgestoßen werden? Das ist meine Meinung nicht. Ich hatte nur die Absicht zu zeigen, daß wir nichts dabei gewinnen, wenn wir in den Archiven wühlen, und geheimnißvolle Pergamente in Staub und Moder zu Rathe ziehen, um eine Streitfrage zu entscheiden, die uns und unsere Zeit betrifft, aus unsern Bedürfnissen sich erge-

ben hat, und deren Entscheidung diesen Bedürfnissen abhelfen soll. Es mag oft schwerer seyn, einen Stammbaum seines Vermögens als seines Geschlechts aufzustellen, und ohne Gefahr läßt man sich nicht in eine so gebrechliche Untersuchung ein. Das ist auch nicht nöthig, will man nur bis zu einem gewissen Grade gerecht und verständig seyn. Wir haben andere Bedürfnisse, andere Ansichten, als unsere Väter in der Ur- und Vorzeit hatten. Die Gesellschaft hat sich anders gestaltet, der Staat andere Grundlagen gewonnen, und neue Elemente seines Wesens den alten zugesezt. Jede Zeit hat mit sich selbst zu thun, und sorgt für sich selbst, so gut sie kann. Jedes Geschlecht hat seinen Beruf, den es zu erfüllen sucht, seine Bestimmung, die es zu erreichen sich bestrebt, seine Noth der es abhilft, so gut es gehen mag. Die Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft zum Vorbild und Muster geben, bloß weil sie vergangen ist, an ihre Entscheidung den Willen der folgenden Geschlechter binden wollen, wäre so albern als ungerecht; albern, weil Zeiten und Geschlechter sich nicht gleichen, und ein

verändertes Bedürfniß ein anderes Mittel der Befriedigung verlangt; ungerecht, weil eine Zeit und ein Geschlecht die Ansprüche jeder und jedes andern hat, die Gegenwart Vergangenheit wird, und auch einmal Zukunft gewesen ist, der Sohn an die Stelle des Vaters tritt, und ihm gleich steht sobald er selbst Vater geworden und wieder Söhne hat. Die historische Begründung des Rechts ist darum oft ohne Grund und die geschichtliche Unterlage der Staatskunst ohne Grundlage. Man weiß sehr gut, von wem und zu wessen Vortheil sie ersonnen und vertheidigt worden. Die wahre historische Begründung und geschichtliche Unterlage recht verstanden, sind in allen Reichen der Natur zu finden. Der Ernte geht die Saat voraus, der Vater dem Kinde, die Ursache der Wirkung, und allenthalben übt das Causalitätsgesez seine Macht. Die Gegenwart trägt das Gepräge der Vergangenheit und drükt das ihrige der Zukunft wieder auf. So wirkt das Vorhergehende auf das Kommende, den Gesezen der Natur gemäß, nicht aber willkührlich, um hier zu begünstigen,

dort zurükzusezen, wie es Kasten und Privilegirte wollen.

Unseliges Loos der Macht, die sich von der Schmeichelei in gefälligen Schlangenwindungen umkrochen sieht, die sie mit Lügen vergiftet! Schmarozer drängen sich zu den reichbesezten Tafeln, Freunde der Mahlzeit, aber nicht des Wirthes. Ist der Schmaus zu Ende, sind Küche und Keller leer, dann zeigt sich kein knechtischer Gast mehr in dem verödeten Hause. Unseliges Loos der Fürsten, daß sie an keine Ergebung ohne Eigennuz und Selbstsucht glauben! Nur Eigennuz und Selbstsucht sehen sie, woher sollte ihnen der Glaube an das Bessere, an das Höhere, an das Göttliche im Menschen kommen, da nur zuerst das Schlechte, das Niedrige sich an sie drängt? Es gehört Seelengröße dazu, um ein guter Fürst zu sein; aber ein Fürst, ist er es nicht bloß dem Namen nach, soll als der Erste in der Mitte seines Volkes stehen. Eine schwere Verantwortlichkeit lastet auf den falschen, oder unfähigen Freunden des Throns, die sich ihm mit ihrem schlechten Rathe

nahen, um ihn zu verderben, ihn und das Volk, das sie ihm entfremden. Wissen sie was sie gethan? Nein, sie wissen es nicht. Wüßten sie es, wären sie dann nicht doppelt strafbar? Und wenn man sie sprechen hört, dann ist es ein Kunststück, das sie zu Stande gebracht, ein Kunststück, das nur vollendeten Künstlern gelingen konnte. Es ist ein merkwürdiges Kunststück, das die Politik in unsern Tagen, nicht ohne selbstgefällige Ruhmredigkeit, gar häufig wiederholt. Hat ein halber Fehler, heißt es, einen halben Aufstand hervorgebracht, dann muß man, um ihn niederzuschlagen und ihm vorzubeugen, den Fehler ganz begehen. Die Ursache, welche die Krankheit erzeugt, als Mittel doppelt angewendet, soll sie heilen! O Weisheit, wenn du nicht eine Tochter der Thorheit bist, dann ist sie kinderlos! Armes Deutschland! Du könntest so glüklich seyn, verdienst es zu seyn. Eine mütterliche Natur hat Alles für dich gethan, und deine Söhne zeigen sich der mütterlichen Güte werth. Was feindselige Verhältnisse ihnen zu werden erlaubten, sind sie geworden, treffliche Menschen: Bürger erzieht nur

das Vaterland, und sie haben keines. Gutes, treues, braves Volk, mit rührender Ergebung und heldenmüthiger Aufopferung hast du deinen Boden und deine Fürsten der fremden Herrschaft abgekämpft, und dir war zum Lohne ein freies, kräftiges Vaterland verheißen, und oft getäuscht, bewahrtest du deinen Glauben, weil du selbst ohne Falsch, keine Falschheit ahntest! Und es ward ein politisches Inquisitionsgericht niedergesezt, um den demagogischen Umtrieben nachzuspüren, und zu dem kindischen Spiele machten die Spieler ein bedenklich ernstes Gesicht, als deuteten die heiligen Hühner, die nicht fressen wollten, auf großes Unglük! Eine Kommission ward angestellt, um den deutschen Strom, der frei gegeben war, wirklich und wahrhaft frei zu machen, und diese Kommission, wie das politische Inquisitionsgericht, kosteten dem armen Volke ein reiches Geld, und bis zu diesem Jahre ward berathen und beschlossen, und der Handel immer mehr geknebelt und die Industrie gelähmt, und ein Glied des deutschen Bundes trat der ausgesprochenen und anerkannten Freiheit des Rheins mit einer schlagenden, feinen

Sprachbemerkung, die ihr grammatischer Scharfsinn entdekt, entgegen, „bis zu dem Meere und bis in das Meer seyen nicht synonym,“ Deutschland hatte eine Bundesverfassung die es einen und verbinden sollte, aber es theilte und zersplitterte und jeden Staat im Staate mit einer Mauth umgürten ließ. Der Bund ward sichtbar, wenn das Volk zurechtzuweisen war, wenn es sich rührte und Beschwerde führte; um Beschwerden aber abzuhelfen, dafür gab es selten einen Bund. Stieg hie und da ein Seufzer auf um einige Preßfreiheit; bat man um Verminderung der Last des stehenden Soldaten, der, im tiefsten Frieden, eben nicht so zahlreich nöthig schien, dann verstieß solch' unstatthaftes, frevelhaftes Bitten gegen die Bundespflicht. Fürst, Regierung und Stände vermochten nichts; man war durch den Bund gebunden. Es ging so, wie es gehen konnte, bis es nicht mehr ging. Da man die Sache, bis aufs Aeußerste getrieben hatte, kam es zum Aeußersten, und die alte Weisheit war verblüfft darüber, und wunderte sich sehr, daß es Nacht ward, als die Sonne unterging. Nun kamen

die Vorgänge in Braunschweig, Hessenkassel und Sachsen, und der Grundsaz ward faktisch anerkannt: „Dem Volke seye auf seine Bitten keine Art Zugeständniß zu machen; was es aber gewaltthätig nehme, das bleibe ihm, wenn es das Genommene mit Gewalt zu behaupten wisse.“ Eine furchtbare, verderbliche Lehre, die man, wenn sie auch nicht ausgesprochen ward, doch anerkannte; eine Lehre, die alle Gewalt im Staate, die ganze bestehende Ordnung unserer politischen Gesellschaft zerstören muß! Der Deutsche steht schon in der alten Zoologie der Völker als ein frommes Thier, das treu und fleißig dient, zu Affenkünsten nicht geschickt, doch zu einem plumpen Bärentanze sich versteht, wenn man es dabei nicht zum Besten hat und sich über es nicht lustig macht. Zum Scherze nicht besonders aufgelegt, erträgt es keine muthwilligen Neckereien, die, wenn es sich noch so zahm gebährdet, doch leicht seine angeborne Wildheit*) wecken. Darum muß auch die Politik, die nicht zu den inländischen Kün-

---

*) Furor teutonicus.

sten gehört, und die der Deutsche lange mit sich spielen läßt, vorsichtig mit ihm seyn.

Die fremde Politik will ein schwaches, und darum ein in sich getheiltes Deutschland. Die einheimische sollte ein starkes, ein in sich einiges, durch Gesinnung und Gefühl verbundenes Deutschland wollen. Je schwächer Deutschland ist, je mehr Spaltung und Unzufriedenheit in seinem Innern herrscht, desto gewisser bleibt es das Spielzeug der Fremden, die es zum Stapelplaze ihres Handels, zum Absteigequartier und zum Vergnügungsorte im Frieden, im Kriege zum Schlachtfelde, zum Magazin und zu Casernen, und bei Verträgen zu einer Entschädigungs- und Ausgleichungsmasse machen. Unsere Schriftsteller wissen es nicht genug zu rühmen, wie fast alle Staaten von Europa Fürsten aus deutschen Häusern haben; aber davon reden sie nicht daß wir, als ein Volk, fast allen Staaten dienstbar sind. Unsere eigenen Fürsten scheinen oft zu vergessen daß die fremde Politik die Absicht haben kann sie mit ihren Völkern zu entzweien, sie durch Unzufriedenheit und Mißtrauen sich einander zu

entfremden, um zu gelegener Zeit aus dieser Stimmung Vortheil zu ziehen; daß größere Staaten bei kleineren die Rolle übernehmen könnten, die vornehme Verführer bei geringen Familien manchmal zu spielen pflegen. Man bringt nämlich Unfrieden in die Ehe, schmeichelt den Gatten mit dünkelhaften Vorspiegelungen von ihrem Werthe, nimmt den verkannten, beleidigten Theil edelmüthig in Schutz und bahnt sich so den Weg zur Erreichung seiner bösen Absicht. Welche sichere Bürgschaft der Dauer ihrer Macht können Regenten kleiner Staaten haben, wenn es nicht die Liebe und Treue ihrer Unterthanen ist? Was kann sie gegen fremde Anmaßungen schüzen, als der vereinte Wille und die vereinte Kraft eines ergebenen Volkes? Fürsten kleiner Staaten bedürfen dieser Stüze ihrer Macht mehr als die großen, weil diese nur den Zorn und den Aufstand ihrer eigenen Unterthanen, jene aber auch die Vergrößerungs- und Abrundungslust mächtiger Nachbarn zu fürchten haben können. Die kleine Politik kleiner Staaten, die sich, in sol-

cher Lage, auf die Freundschaft und den Verstand großer Mächte stüzt, ist dem Vertrauen schwacher Personen zu vergleichen, die der Fürsprache und Protektion mächtiger Gönner ihre Versorgung und Beförderung zu verdanken haben wollen. Besser thäten diese sich geltend zu machen durch Talent, Fleiß und Treue, und sich selbst ihr Auskommen zu verdanken, als auf unzuverläßige Gunst zu zählen, die ein Kammermädchen, ein Lakai streitig machen und aufwiegen kann. Die Geschichte zeigt, was der Staatskunst Treue und Glauben, Freunde und Verwandte sind. Auch lehrt sie, was ein rechter Fürst in Gefahr und Noth an seinem Volke hat. Aber wozu gibt es eine Geschichte, als daß sie zur alten Thorheit, zur frühern Verirrung die spätere zählt, und so von den wiederholten Thorheiten und Verirrungen ein Verzeichniß macht? Der Schwache, der den Starken braucht und ihm nicht brauchbar ist, der den erbetenen Dienst mit keinem Gegendienste belohnen kann, nur empfangen will und nichts zu geben hat, ist ein unglüklicher Client, der

seinem Patrone bald lästig wird. In diesem Punkte sind die Fürsten ohne Politik, so menschlich wie das Volk gesinnt; die Politik aber weiß nichts von Menschlichkeit.

Vierter Brief.

Den 29. April 1832.

Die Staatsklugheit, die den alten ausgefahrnen Weg von abgenuzten Kniffen, Feinheit, Verschlagenheit, Lug und Täuschung verfolgen will, ist, wenn ich mich des Ausdrucks eines vollendeten Staatsmannes in diesem Sinne bedienen darf, auch fehlerhaft geworden, wenn sie früher nur verbrecherisch gewesen; sie führt nicht zum Ziele, sondern entfernt von ihm. Es kann für die Regierungen gebildeter Staaten keine andere Politik mehr geben, als die das Vertrauen, die Zustimmung und Achtung des Volks für sich hat. Man will das nicht einsehen und zugestehen; daher der Zwiespalt der die Staaten theilt und quält; daher das revolutionäre Streben, wie man es zu nennen pflegt, das die Elemente der gesellschaftlichen Ordnung — wenn man einer wahren Verwirrung und Unordnung anders diesen Namen ge-

ben darf — durcheinander wirft; denn was früher durch Gegen= und Gleichgewicht sich zur Einheit gestaltet hatte, muß mißgestaltet auseinander fallen, wenn dies Gegen= und Gleichgewicht nicht mehr besteht. In der Gesellschaft besteht es aber wirklich nicht mehr, weil die Stände in denen sonst die Kraft des Staates lebte, da sie im Besize des Vermögens und der Einsicht waren, aus dem Besize dieser Vorzüge gekommen sind, die der dritte Stand, oder das Volk, sich vorzüglich angeeignet hat. Die alte Staatskunst will das nicht begreifen, oder wenigstens nicht zugestehen; darum weicht ihr auch unter den unsichern Füßen aller Grund und Boden, und je fester sie sich auf der lockern Fläche stellen will, desto unbehülflicher sinkt sie schwankend ein. Lebt sie nicht in der That von der Hand zum Munde, wie ein Volksausdruck sagt, und bezahlt die Gunst des Augenblicks, die Frist eines Tages, mit der Gefahr und der Noth einer langen Zukunft? Gleicht ihre Verlegenheit nicht der eines heruntergekommenen Hauses, das, dem Falle nahe, Geld zu immer höhern Zinsen borgt, die alte Schuld

mit einer größern neuen deckt, und so den Sturz beschleunigt, dem es entgehen möchte? Die Zuversichtlichsten gestehen ein, daß der Zustand, in dem sich jezt Europa befindet, nicht dauern kann. Hat aber die Gegenwart keinen Beistand, welche soll dann unsere Zukunft seyn? „Ernste Dinge auf morgen!“ Wohlan, so laßt den Morgen kommen! Aber zeigte dieser Morgen auch das rauchende Warschau in Schutt und Trümmern; läge das Heldenvolk der Polen in seinem Blute: tränkten Kosaken und Baschkiren zum dritten- und viertenmal ihre Mähren in der Seine; bürdete sich das Ministerium Wellington noch einmal England auf, und drückte die Aristokratie, die nur der Menschheit angehören will, in wie weit sie ihr Hörige und Sklaven stellt, und nur ein Vaterland kennt, wo sie herrschen kann, mit ihrem Bleigewichte auf ganz Europa: doch wäre es nur die Gunst eines Augenbliks, die Frist eines Tages, ein zu wucherischen Zinsen geschossenes Kapital, um den gänzlichen Fall des Hauses zu beschleunigen, dem man begegnen möchte. Wäre es möglich? Es sollen Deutsche, es sollen Staatsmänner auf

diese Ereignisse gehofft, auf sie gezählt haben, als auf ein Rettungsmittel, als auf ein Mittel der Erlösung! Wäre solche Schmach dem Absolutism und den Aristokraten nachzuweisen, solcher Hochverrath gegen Vernunft und Recht, gegen Bildung und Menschlichkeit, daß sie sich nach dem Kantschuh und der Knute, als Werkzeugen der Restauration in dem civilisirten Europa sehnten, dann verdienten sie, daß sie das civilisirte Eurpa ausser dem Geseze der Vernunft, des Rechts, der Bildung und Menschlichkeit erklärte. Was würde es übrigens helfen, wenn man neben jeden Unterthan einen bewaffneten Soldaten stellen könnte, um ihn zu hüten und seines Gehorsams gewiß zu seyn? Auch der Bürger weiß mit Waffen umzugehen, oder lernt es, und der Söldling, der vom Bürger stammt und sein Interesse theilt, das er früher oder später ebenfalls als das seinige erkennt, wird selbst zum Bürger herangebildet. Es bleibt demnach am Ende doch nur ein Mittel, die Regierung in ihrer ganzen Machtvollkommenheit zu erhalten, wenn man sie nämlich mit der Achtung und dem Vertrauen des Volkes umgibt.

Die Zeit des bequemen und beliebten: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, das tel est notre bon plaisir und l'état c'est moi ist für die Völker vorüber die ihren Kinderjahren entwachsen sind. Manches Volk mag sich vielleicht vor der Zeit für mündig halten, weil es sich elterlos fühlt und die kostspielige Vormundschaft nichts Väterliches hat. Das bitte ich zu bedenken. Kann man Kindesliebe erwarten, fordern, wo sie von Elternliebe nicht erzeugt und genährt wird? Um geliebt zu werden, muß man liebenswürdig seyn. Liebenswürdiges Vaterland, was soll der in dir lieben der weder einen Vater noch ein Land in dir hat?

Ein schlechter Kaiser sagte: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ *) Dieser Wahlspruch entehrt den Verstand nicht weniger als das Gemüth. Räumen wir auch der Politik das Vorrecht ein, alle Mittel zu adeln die zum Ziele führen. Geben wir sogar zu, daß der Macht recht sey was ihr dient, die Tugend, welche keinen Vortheil bringt, sey

*) Oderint, dum metuant.

Einfalt, und die einträgliche Schlechtigkeit Verstand, dann, selbst dann noch ist der Wahlspruch: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten" eben so unverständig als schlecht. Der Haß ist stärker als die Furcht und überlebt sie. Gefürchtet wird nur der Stärkere, und wehe dem Verhaßten, der nicht gefürchtet wird, sondern selbst fürchten muß!

Ich will keinen Geschmack verlezen, keiner Liebhaberei zu nahe treten, und zwischen der Willkührschaft und der Regierung der Freiheit nicht entscheiden. Es mag besser seyn, wie es gewesen, oder wie es wirklich ist. Die Sklaverei, die Dummheit und der Aberglaube möge einen Vorzug haben vor edler Selbstständigkeit, Aufklärung und Bildung, oder diese vor jenen. Die Frage ist nicht, was wir wünschen, sondern was wir haben können. Das Beste, nach dem wir vergebens streben, hat für uns keinen Werth, da wir uns dem Schlechten, das unvermeidlich ist, fügen müssen. Wir suchen uns einzurichten nach unsern Bedürfnissen und den Mitteln die wir haben sie zu befriedigen, wenn wir anders verständig sind. Nach Unerreichba-

rem strebt der Thor. Das Vergangene ruft keine Macht zurük. Die Todten stehen nicht wieder auf. War übrigens die Vergangenheit in der That so schön, und der Zustand den sie darbot, so genußreich und erfreulich, warum ward sie nicht festgehalten? Warum schritt das Geschlecht unbefriedigt mit dem was es besaß, in seinen Ansprüchen, Wünschen und Hoffnungen weiter und sah das Ziel seiner Bestimmung in der Ferne, die ihm Güter zeigte, die ihm bisher vorenthalten worden? Wenn es nicht so seyn sollte wie es ist, wer hat es zu verantworten? Wer hat sich die Lage der Völker, wenn sie zu tadeln ist, vorzuwerfen? Wessen Hut und Pflege waren diese anvertraut? Die Regierungen haben sie erzogen, die Regierungen, die sich alle Mittel der Bildung angeeignet und vorbehalten hatten; welche die Aufsicht führten über den Unterricht, die Religion, die Sitte und Lebensweise, die über die Beamtenwelt, die bewaffnete Macht, über Geld, Ehren und Auszeichnungen verfügten. Es ist doch seltsam, von einer Handvoll Aufrührer, von demagogischen Umtrieben, jugendlichen Schwindelköpfen,

einigen Mißvergnügten aus der Hefe des Volks, von der niedrigsten Klasse des Pöbels zu reden, welche die alte Ordnung gestürzt und die beklagenswerthe Gegenwart herbeigeführt haben sollen. Welche Rechtfertigung für die Regierung, die, mit aller Macht des Staates, so erbärmlichen Gegnern unterliegt! Sie würde sich selbst mehr ehren und billiger gegen sich seyn, wenn sie der Stärke dieses Gegners Gerechtigkeit widerfahren ließe, dem sie auf die Dauer den Sieg nicht streitig machen kann. In die Reihe der seltsamen Klagen und Beschwerden gehört auch noch, daß nur Ehrgeiz und Habsucht und andere Arten niedriger Leidenschaften Selbstsüchtige verführen, gegen die rechtmäßige Gewalt verbrecherisch aufzustehen, und die Empörungen hervorzurufen und zu begünstigen. Ehrgeiz und Habsucht! Wer hat die Würden und Stellen, die Ehrenzeichen, die Titel, Gehalte und Pensionen zu vergeben? Von wem geht alle Standeserhöhung und Ordensverleihung aus? Von wem sind reiche Geschenke, Dosen, Uhren, Ringe zu erwarten? Sollte es vielleicht ein Geheimniß seyn, dann schlagt die tausend

und tausend Bände auf, und seht, wem sie allerunterthänigst und unterthänigst, mit dem Ersterben in tiefster Ehrfurcht gewidmet sind, obgleich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften sich jede zudringliche, hungrige Lobhudelei in sogenannten Dedikationen verbeten — nein, verboten haben. Und die Schriftsteller, das darf man auch im mäßigsten und billigsten Anschlage annehmen, machen noch nicht den hundertsten Theil der hungrigen Schmeichler aus die bettelnd in und an den Vorzimmern stehen. Was soll man dem Volke dediciren, und zu welchem Zwecke? Damit von dem Glanze seiner Macht und Herrlichkeit ein Strahl auf seine Diener falle? Damit es von der reichbesetzten Tafel, an der es schwelgt, einige schmackhafte Bissen reiche? Wissen wir nicht, welche Schriftsteller auch in unsern Tagen, wie man es zu nennen pflegt, ihr Glück gemacht? Darum will ich aber nicht behaupten, daß auf dieser Seite sich lauter Unschuld und Tugend, auf jener dagegen nur Unrecht und Verderben finde. Die Liberalen mögen oft nicht besser als die Servilen seyn, und die sogenannte Frei-

heit ist mit Schmach bedekt, wie der Absolutism. Nur Don Miguel steht unerreicht in unserer Zeit auf einer Höhe, von der kein Mensch ohne schaudernden Schwindel herab zu sehen vermag, der an eine Vergeltung, eine Vorsehung, einen Gott, oder auch nur an einen Teufel glaubt, der stärker ist, als er. Die Freiheit artet in Frechheit aus. Was als Volkssache rein und ehrwürdig war, wird als Sache des Pöbels schmuzig, gehässig und abgeschmackt. Ich vertheidige den Gebrauch, rechtfertige aber den Mißbrauch nicht. Und die, welche die Freiheit mißbrauchen, sind doppelt strafbar und hassenswerth, weil sie der Freiheit zu dienen sich das Ansehen geben, aber der Tyrannei mehr dienen, als selbst ihre Diener. Man ist in der That oft entrüstet, betroffen und beschämt, wenn man sieht, zu welchem Dienste sich die Presse verstehen muß. Gehässige Persönlichkeiten jeder Art, schmutzige Anfeindungen und Zweideutigkeiten, hämische Entstellungen der Thatsachen, freche Verhöhnung alles Großartigen, das der geistige Pöbel gern zu seiner Gemeinheit herabzieht, um eine Gleich-

heit nach seinem Maßstabe zu begründen, sind tägliche Mittel das Verdienst in den Koth zu treten, der scheinheiligen Schlechtigkeit aufzuhelfen, Zwietracht zu erzeugen und zu nähren, Haß und Rachsucht zu befriedigen, Recht und Unrecht, Ehre und Schande unkenntlich zu vermischen, alle Ordnung umzukehren und Hader und Zwietracht hervorzurufen. Kann das geleugnet werden? Ich hätte nicht den Muth dazu. Und doch, wer hat der Frechheit Bahn gemacht? Wer anders als diejenigen, die nichts von Freiheit wissen wollten; die das bescheidene Wort verdammten, das nicht, was sie gethan, als preiswürdig und musterhaft ausposaunte; die sich verlezt, gekränkt, beleidigt fühlten, wenn man sie warnte, tadelte, nicht ihre Verkehrtheit billigte, ihren Dünkel nicht als Muth erhob? Weil man keine Freiheit dulden wollte, hat die Ausgelassenheit die Stelle derselben eingenommen. Weil sie das männliche Wort verkannt, mißdeutet, verwiesen haben, ersezte es kindisches Reden, oder bübisches Lästern. So hat man die Verständigen zum Schweigen gebracht, um dem Unverstande das Wort zu geben.

Billig werden die büßen, welche gesündigt haben, aber — wie das nach hergebrachter Gerechtigkeit nur zu oft geschieht — mit einem Schuldigen trifft die Züchtigung zehn Andere, die sie nicht verdient. Alles, was sie ernten werden, haben sie selbst gesäet; das Mahl, das man ihnen vorsezen wird, haben sie selbst bereitet. Das Benehmen der Bauern in Ungarn gegen die Herren sey viehisch, ward sehr wahr bemerkt; aber wie will man, daß sich Menschen benehmen sollen, die man wie Vieh behandelt hat? Zum Dulden habt Ihr Vieh vorausgesezt, zum Handeln nehmt ihr Menschen an; das ist ein grober Irrthum von Eurer Seite. Wollt Ihr Sklaven? Gut. Dann sorgt auch dafür, daß sie nie ihre Fesseln brechen. Könnt Ihr das nicht, dann laßt dem Menschen seine menschlichen Rechte, und ihr werdet, wo es gilt, in ihm auch wieder den Menschen finden, und menschlich von dem behandelt werden, den Ihr selbst menschlich behandelt habt.

Fünfter Brief.

Den 8. Mai 1832.

Es ist wahr, die Regierungen haben jezt einen harten Stand. Ihr Handeln wird getadelt, wie ihr Unterlassen, und was sie auch thun mögen, sogleich wird ihnen nachgewiesen daß es anders, oder gar nicht hätte geschehen können, da der Tadel erst nach dem Erfolge ausgesprochen wird und man sieht, wie sich die Dinge unterdessen gestaltet haben, so ist der Dümmste klüger als der Klügste war, da noch der Erfolg ungeboren im Schooße der Zukunft lag. Solcher voreiligen und übereilten Beurtheilung ist jeder öffentliche Charakter ausgesezt. Die Klugheit hat die Thoren gegen sich, das überlegene Talent die Mittelmäßigkeit, das Verdienst den Neid, die Gerechtigkeit den Eigennutz und die Selbstsucht. Das muß man geschehen lassen, weil es in der Natur des

Menschen und der Dinge liegt, die man nicht stören kann, ohne noch größere Nachtheile hervorzubringen, als die sind, denen man begegnen will. Ist eine Regierung wohlgesinnt und Tüchtig, dann sammelt sie die Bessern und tüchtigen, die ihren Werth erkennen, als eine schützende und hülfreiche Macht um sich, und die dumme oder boshafte Lästerung selbst dient nur als Schatten, der den Glanz des Lichtes erhebt. Gewiß ist, daß eine Regierung jezt dem Tadel nicht entginge wenn sie den Stein der Weisen fände; aber nichts rechtfertigt ihre kränkliche Empfindlichkeit dagegen. Den Menschen verwöhnt und verweichlicht vor Allem die Gewalt. Da, was sich ihr nahet, seine Rechnung dabei findet, ihr gefällig zu seyn und zu schmeicheln, so hört sie nur von ihrer Weisheit, Güte, Allmacht und ihren Rechten reden, und Jeder, der sich beigehen läßt, sie an ihre Irrthümer, an ihre Härte und an ihre Pflichten zu erinnern, erscheint ihr als ein Ruhestörer und Meuterer. Aber das Regieren ist keine müßige Pfründe mehr, bei der man es sich bequem macht, und den Unarten der menschlichen Na-

tur ohne Gefahr nachgiebt. Manchen scheinen zu glauben, um selbst hoch zu stehen, dürfe man um sich nur Alles erniedrigen. Statt ausgezeichnete Talente aufzusuchen, das Verdienst zu ermuntern, werden diese zurükgesezt und eingeschüchtert, weil der Dünkel der Geburt oder der Gewalt sie als beschämenden Gegensaz in der Nähe sieht. Das Regieren ist eine Kunst geworden. Um sie mit Erfolg zu üben braucht man Kraft und Geschick, und da der Einzelne nicht Alles kann, so muß er sich mit der Kraft und dem Geschicke der Tüchtigsten in der Nation verbinden, sich mit der Achtung der Achtungswerthesten umgeben, um selbst stark und achtungswerth zu seyn.

Die unbequeme oft bedenkliche Lage in der sich die meisten Regierungen befinden, ist, das läßt sich nicht leugnen, auch eine Folge der revolutionären Stimmung der Zeit. Die Revolution aber, dieses Ungeheuer, das die Welt verwüstet, zerstört sich selbst, wenn das Räthsel der Sphinx gelöst ist; und wer es löset, der sichert sich einen Thron. Die Regierung aber, die ihren Willen zum Nationalwillen zu

erheben, die Einsicht der Nation in sich aufzunehmen und die Nationalmacht zu der ihrigen zu machen weiß, die Regierung löset das Räthsel, und sie allein. Das aber will nicht sagen, daß die Regierung Umfrage halten müsse, um von Jedem zu erfahren, was er wünscht und will; nein, sie selbst muß die Einsicht der Nation zu leiten, ihren Willen aufzuklären und zu bestimmen wissen durch Unterricht, Erziehung, Religion, Sitten und Gesetze. Das ist die große Aufgabe die ihr gegeben ist, das ist ihr wichtiger, ihr höchster Beruf. Es wäre verdienstlich, von diesem Gegenstande viel, wo möglich erschöpfend zu reden; aber hier ist nicht der Ort dazu.

Ich will nicht verlezen, nicht reizen, nicht erbittern; aber versöhnen möchte ich, den Frieden stiften und begründen, wo ein unheiliger Krieg ausgebrochen ist, oder auszubrechen droht, ein Bürger-, ein Familienkrieg zwischen Menschen die Sprache, Sitte, Abkunft, Religion, Vaterland, alle Bande der Natur vereinen. Und was ist der Zweck des Kriegs der diese Bande löset, das Haus entzweit, mit Jammer erfüllt, den Bürger ge-

gen den Bürger, den Unterthan gegen den Fürsten, den Fürsten gegen sein Volk erbittert, die Ordnung umkehrt, den Wohlstand vernichtet, die Sittlichkeit gefährdet? Was soll die Folge dieses unnatürlichen Streites seyn? Treibt blinder Wahnsinn in toller Leidenschaft die Streitenden? Und mit was wollen sie enden, sie, die sich entzweien und verfolgen, die sich hassen lernen und doch nicht trennen können! Unselige Verblendung, die, im Taumel der Leidenschaft, die Streitenden an den Abgrund drängt, in dem sie untergehen! Wohin soll dieser Zwist, der in Deutschland die Gemüther erhizt, die Leidenschaften aufregt, verwandte Interessen unverträglich scheidet, endlich führen? Zur Revolution? Bedenkt den schweren Inhalt des leicht gesprochenen Wortes. Ein unbesonnener Augenblick kann thun, was der Ernst und die Reue einer langen Zukunft vergebens wieder ungeschehen machen möchten. Jede Revolution ist ein Uebel, ein Unglück, das nur gerechtfertigt werden kann wenn es unvermeidlich ist, oder einem unvermeidlichen, größern Uebel oder Unglück vorbeugt. Nur die Verzweiflung wagt

das ungeheuere Spiel, auf dem Leben, Ehre und Vermögen steht. Die Regierungen allein aber können Revolutionen unvermeidlich machen, und gerade für Regierungen sind sie am verderblichsten. Völker erholen sich von ihnen, oder stärken sich durch sie; regierende Geschlechter aber, gegen welche Revolutionen gerichtet sind, gehen früher oder später durch sie unter.

Solon hat ein Gesez gegeben, das, bei Parteiungen im Staate, dem Bürger gebietet, Antheil daran zu nehmen. Es war nicht gestattet unentschieden ein müßiger Zuschauer zu bleiben, sondern man mußte sich für einen der zwiespaltigen Theile erklären. Zeigt sich in einem Staate Unzufriedenheit die in Thätlichkeiten ausbricht, oder auszubrechen droht, dann pflegen die Unbesonnensten, Verwegensten und Unruhigsten hervorzutreten. Die, welche bei Verwirrungen und Veränderungen mehr zu gewinnen hoffen als sie zu verlieren haben, bemächtigen sich der Bewegung und theilen derselben ihren Charakter mit. Der Schüchterne will nichts wagen, der Besonnene nichts übereilen, der Gebildete sich nicht der rohen Menge

anschließen, der Vornehme sich nicht unter den Pöbel mischen, der Reiche und Begünstigte nicht die Vortheile und Vorzüge, deren er sich erfreut, aufs Spiel setzen; und so schließen sich bei einem Parteikampf gerade diejenigen von ihm aus, die ihn gefahrlos machen, oder seine Entscheidung zum öffentlichen Besten wenden könnten.

An Parteiungen und Zwiespalt fehlt es jezt nicht, und das Solonische Gesez würde von guter Wirkung seyn. Träten die Männer auf, die durch Einsicht und guten Willen berufen sind im Namen des Vaterlandes und für seine heilige Sache das Wort zu führen; führten sie es, wie es von solchen Männern zu erwarten ist, ohne Bitterkeit und Leidenschaft, im Interesse der Gesammtheit: sie würden nicht vergebens zu den Fürsten, nicht vergebens zu dem Volke reden. Was Wenigen unmöglich ist, gelingt Vielen. Eintracht macht stark. Trägt von einer großen Anzahl Jeder auch nur eine kleine Gabe bei, dann gibt es doch ein reiches Geschenk. Ich habe nach Vermögen beigetragen und dem Gesetze Solons Genüge gethan.

Was guter Wille vermag ist von mir geschehen. Was mir an Einsicht fehlt, mögen besser Unterrichtete ersetzen. Eines kann uns Deutschen nicht dringend genug empfohlen werden, Eines, das für uns fast Alles ist: Seyen wir einig, verbunden zu einem Zwecke, unserer Kraft vertrauend, nicht fremdem Beistand! Bewahren wir den innern Frieden, und die äußere Gefahr hat nichts Schreckliches für uns. Ist nur das Haus gesichert, dann mögen Stürme es umtoben. Auf festem Schiffe trozt man auch der aufgeregten See; im lecken Boote droht selbst die stille Fluth den Untergang. Unsere Theilung macht uns schwach und unsere Schwäche ist die Stärke unserer Feinde. Stellen wir den innern Frieden wieder her und die äußere Gefahr hat nichts Fürchterliches für uns! Wenn in diesem Sinne, in diesem Geiste, die Gebildeten, die Kräftigen und Wohlwollenden, die Männer, wie Deutschland deren Viele zählt, handelten und sprächen, würden sie fruchtlos handeln, vergebens sprechen? Was vermag die Stimme des Einzelnen, und wer bin ich unter den Einzelnen, die handeln und sprechen sollten und könnten?

Was vermag die Stimme der Einzelnen, ein Hauch im Sturme? Was vermag sie gegen die Macht der Leidenschaft, gegen die Gewalt der Interessen, gegen die Strömung der Ereignisse, die nun einmal ihre Richtung genommen haben? Demosthenes sprach für die Freiheit Griechenlands, für die Erhaltung seiner Selbstständigkeit gegen die List und Macht des Königs Philipp; und Demosthenes sah sein Vaterland von Macedonien unterjocht. Cicero sprach für die alte Verfassung Roms, für das Ansehen des Senats, und Cicero sah das von Cäsar besiegte Rom mit seiner alten Verfassung und dem Ansehen des Senats in die Knechtschaft schlechter Triumviren fallen. Demosthenes und Cicero erhoben vergebens ihre mächtige Stimme, und ich! — Indessen —

Sechster Brief.

Den 20. Mai 1832.

Krieg oder Frieden? Ich stimme für den Frieden, weil ich für die Fortschritte der Gesellschaft im Bessern, für Freiheit, Ordnung, Gesezmäßigkeit und Wohlstand stimme; darum stimme ich für die Erhaltung des Friedens. Zu welcher Partei ich gehöre? Ich weiß es selbst nicht. Ich habe Freunde, Bekannte und Verwandte; allein diese sind nicht ich. Ich kann mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten denselben Zweck, dasselbe Ziel verfolgen, aber doch über die Mittel, die diesen Zweck erreichen, über die Wege, die zu diesem Ziele führen sollen, mit ihnen nicht einverstanden seyn. Und — gehen wir auch denselben Weg: gehen wir ihn dann auf gleiche Weise, mit gleicher Schnelligkeit? haben wir gleiche Kraft, Beharrlichkeit, dieselbe Eile? sehen wir das Ziel in derselben Entfernung? — Muß indessen jede Sache eine

Parteisache seyn; muß man sich zu einer Confession, einer Secte, einer Schule bekennen, einer Gesellschaft anschließen, einem gewissen Stande, einer Zunft angehören, um rechtgläubig, ebenbürtig und zünftig zu seyn: dann, ich kann es nicht läugnen, bin ich, mit meinem politischen Glaubensbekenntnisse, in der Kirche der Bewegung, jedoch ohne Pabst, ohne unfehlbares Oberhaupt, selbst ohne symbolische Bücher, die ich zu beschwören hätte. Ich bin bei der Bewegung, bei der Bewegung vorwärts, weil Stillstand in der Natur Tod ist, und uns immer etwas noch zu erwerben, zu vervollkommnen, zu verbessern bleibt. Allein die Bewegung muß einen Zweck haben und diesem Zwecke näher bringen. Man kann auf zehn Wegen sich müde laufen, ohne an das Ziel zu kommen, weil man auf allen zehn Wegen nicht auf dem rechten, wenigstens nicht auf dem nächsten ist. Ich bin bei der Bewegung, so lange wir noch nicht am Ziele sind. Am Ziele angekommen, erlaube ich mir auch stille zu stehen. Hätte ich es in unbedachter Eile übersprungen, würde ich mich sogar nicht schämen, mich zu Rückschritten zu verstehen. Bewegung, Still-

stand, Rückschritt, Revolution, Reform, Reaction; lauter Worte, über welche sich in der Schule viel Gelehrtes sagen läßt! Sie bauet Systeme und Theorien; allein die Systeme und Theorien bauen, erhalten und zerstören keinen Staat; sie geben zu denken, aber nichts zu thun. Worte lassen sich bequem machen; allein mit Dingen ist es anders. Die Aerzte haben Namen, oft gelehrte unverständliche Namen, lateinische und griechische, für alle Krankheiten; allein gegen diese gar oft keine Mittel. Die Cholera kann eine bändereiche Literatur aufweisen; allein die bändereiche Literatur kann nicht e i n e n Kranken heilen. Ist es mit der politischen Cholera, welche die europäischen Gesellschaften quält und verheert, anders? Fast launenhaft und in den wunderlichsten Sprüngen zeigen sich beide Uebel, und verschwinden vorübergehend, um unerwartet wiederzukommen, und ziehen gespensterartig durch die Völker, die sich krank fühlen, leiden und absterben, ohne recht zu wissen, was die Krankheit erzeugt, was gegen sie bewahrt, oder was sie heilt. Wir haben Aerzte, Concilien von Aerzten, Staatsmänner und Congresse, Confe=

renzen von Staatsmännern und eine, Gott weiß! händereiche Literatur der Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Politik; allein auch die Krankheit, die im Steigen ist. Gott besser's! Die Menschen haben noch wenig dazu gethan.

Ich stimme für den Frieden, weil er, wie gesagt, der Freiheit günstig ist. Der Krieg waltet gesetzlos, und überläßt die Entscheidung des Rechts der rohen Gewalt. Das Werk der Barbarei, ist die Barbarei wieder sein Werk, und die Mutter, die ihn geboren, hat nur Kinder, die ihr gleichen. Seine Gründe sind Schläge der Stärke, und wen die Kraft verläßt, den verläßt auch das Recht. Sein Gerichtshof erkennt auf Mord und Zerstörung, und wer das blutige Urtheil am sichersten vollzieht, in der Kunst zu morden und zu zerstören seinem Gegner überlegen ist, für den ist auch die Gerechtigkeit. Bürgerliche Ordnung besteht mit dem Kriege nicht, und der Bürger selbst muß in dem Soldaten untergehen, da er keine Wahl hat, als entweder Opferer, oder Geopferter zu seyn. So enden auch die Kriege, die um die Freiheit geführt werden, gewöhnlich mit Sklaverei. Selbst

der Sieger, der für sie gefochten, wird der Unterthan seines glücklichen Feldherrn, der den Staat wie ein Lager behandelt, und in der bürgerlichen Ordnung eine Kasernenwirthschaft sieht. Brauche ich an Cromwell und Napoleon zu erinnern? Washington steht in der Geschichte mit seinem Amerika allein. An Koscinsko dürfte man glauben, hätte er gesiegt. Der Sieg führt zur Willkührschaft; der Krieg zum Siege. Im Frieden gedeiht Wohlstand, der selbst ein Gut ist, weil er die Mittel zu den Genüssen des Lebens giebt, aber auch die Erwerbung aller andern Güter möglich macht. Der Wohlstand setzt Fleiß voraus, welcher erwirbt und erhält; Ordnung, weil die Verwirrung das Erwerben und Erhalten erschwert; er führt zur Bildung, weil nur bei einigem Wohlstande, welcher die Bedürfnisse des thierischen Lebens sichert, an höhere geistige Genüsse zu denken ist; er gedeiht nur bei Gesetzmäßigkeit, weil nur das Gesetz das Eigenthum, die ungestörte Thätigkeit und die persönliche Freiheit sichert. Armuth und Dummheit sind die Grundlage der Tyrannei; sie sind unzer-

trennliche Zwillingsschwestern, die sich der Willkühr Preis geben, mag diese von Einem, von Mehreren, oder von der Menge geübt werden. Der Mangel und der Stumpfsinn dienen knechtisch, oder, wo sie in Verzweifelung das Joch abschütteln und zu vorübergehender Herrschaft gelangen, ist ihre Herrschaft die schrecklichste; es ist Pöbelherrschaft, Anarchie, die, an sich das größte Uebel eines Staates, ein fast gleich großes zur Folge haben muß, durch das es geheilt wird, nämlich unbeschränkte Herrschaft eines Einzigen. Alle Anarchie endet mit Despotismus. Es giebt eine Armuth, die, stolz, frei und muthig, nicht dienen und nicht befehlen will. Das aber ist eine freiwillige Armuth, welche der Mensch wählt, weil er, in seiner Genügsamkeit, nichts entbehrt, und die Fesseln nicht tragen will, die der Besitz, der Erwerb und die Mittel, die jenen verschaffen und diesen sichern, dem Leben anlegen. Zu solcher Armuth entschließt sich nur der große Mensch, welcher das Kleine verschmähen kann, durch das die meisten Großen sich groß dünken. Das ist keine Armuth des Volkes, die nur da ohne Ge=

fahr für Sittlichkeit, Recht und Ordnung seyn kann, wo es überhaupt noch keinen Wohlstand keinen Reichthum giebt. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft ist Armuth ein Unglück, oft eine Schande, immer ein Uebel. In ihr findet man den Hebel, mit welchem sich der Bestand der Dinge, wie er einmal geordnet ist, aus den Angeln heben läßt. Es giebt auch eine Unwissenheit, welche, weit entfernt Gefahr zu bringen, vor derselben sichert; allein das ist die Unwissenheit der Unschuld, die das Böse nicht kennt, die liebenswürdige Unschuld der Kindheit, die nichts von der Sünde weiß; über diese Unschuld sind wir hinaus.

Was erwartet man von einem Kriege, der um Grundsätze, Meinungen und Ansichten geführt wird? Diesen allein gilt der Zwiespalt, welcher die Hälfte von Europa in zwei feindliche Lager theilt; diesen gilt der Kampf, den man mit Wort und Schrift führt, und welchen die Waffen entscheiden sollen. Will man einem neuen Glauben aufhelfen, seine Lehre verbreiten und befestigen; dann darf man ihm nur Märtyrer geben. Sieht man in dem Kriege viel-

leicht das rechte Mittel der Bekehrung und Belehrung? Die Geschichte zeigt, wie dieses Mittel seinen Zweck erreicht. Selbst die Reformation, in welcher man eine so große Aehnlichkeit mit der Revolution finden will, würde allgemeiner und vollständiger geworden sein, hätte man sie nicht durch die Waffen unterstützt. Die Aufklärung machte die Reformation zum Bedürfnisse; die bessere Einsicht hatte sie vorbereitet und in der Ueberzeugung schon bewirkt. Die fortschreitende Einsicht verbreitete und befestigte diese Ueberzeugung, und die Reformation gewann mit jedem Tage neuen Boden. Wäre sie nicht in den Gemüthern gewesen; hätte sie dann sich aussprechen können, da ihr Erscheinen in der äußern Welt doch nur eine Verkörperung ihres geistigen Lebens, eine Versinnlichung ihres unsichtbaren Daseyns war? Der Krieg aber theilte die entzweieten Gläubigen in feindliche Confessionen, welche, gleich verschanzten Lagern, begrenzt und gefestet, einander gegen über standen. Jede vertheidigte den eingenommenen Posten, dessen Umfang eine willkührliche Demarcation bestimmte, und der

eine, welchen die Reformation besezt hielt, konnte nicht vorwärts gehen, weil der andere den angefochtenen Glauben, als sein bestrittenes Eigenthum, beschützte und bewahrte. Ein dreißigjähriger grausamer Krieg vernichtete die Bildung, die Mutter der Reformation, welche durch eine bessere Einsicht erzeugt worden war. Den Wohlstand des Volkes sah man zerstört, ohne welchen die geistige Bildung nicht gedeihen kann, und die unseligen dreißig Jahre hatten Deutschland, in jeder Beziehung, um wenigstens ein Jahrhundert zurückgeworfen, und durch den langen Kampf waren die Leidenschaften aufgeregt, denen die Religionsstreitigkeiten zur Nahrung, auch oft nur zum Vorwande dienten. Der unversöhnliche Bruderzwist war in dem Hause eingekehrt, welches eine Familie bewohnte, deren Brüder, bei friedlichem Zusammenleben, sich gegenseitig gebildet und einander immer mehr genähert hätten, und welche gerade diese Nähe jetzt immer mehr abstieß, und in die einmal festgesetzte Beschränkung zurückdrängte, wo sie dieselbe zu überschreiten Miene machten. Ist es anders? Ich nehme Belehrung an,

welche allein doch nur von Parteilosen zu erwarten ist, die in keinem der feindlichen confessionellen Lager ihren Posten eingenommen haben. Ein Krieg für und gegen die Grundsätze der politischen Reformation hätte ohne Zweifel dieselben Folgen. Nein, der Freiheit giebt man nicht die Willkühr zur Erzieherin; der Verwirrung, dem Raube und Morde vertraut man nicht die Sittlichkeit und Ordnung, der Verwüstung nicht den Wohlstand, der Barbarei nicht die Civilisation und Bildung zur Pflege an. Auch die politische Reformation, kann nur das Werk der bessern Einsicht seyn, und der Krieg giebt weder Einsicht noch Ueberzeugung. Kommt es indessen doch dazu; entscheidet im Rathe, welcher über Krieg und Frieden zu erkennen hat, die Leidenschaft; nun dann fügt man sich in das Unvermeidliche. Was abzuwenden ist, sucht man mit Kraft und Muth von sich abzuwenden, und was sich durch Kraft und Muth nicht besiegen läßt, dem unterwirft man sich. Nicht blos Schweres zu thun ist männlich, sondern auch Schweres

zu erdulden. Die Leidenschaft indessen giebt selten guten Rath, und beschleunigt in ihrer Blindheit das Verderben dessen, welchen sie retten möchte.

Siebenter Brief.

Den 2. Juni 1832.

„Ich begreife nicht,“ sagte ich in einem befreundeten Kreise, welcher die große Frage des Tages über Krieg oder Frieden verhandelte, „wie man den Frieden erhalten kann. Das Staatsschiff geht auf bewegter See. Dem unruhigen Wogen auf der Oberfläche scheint ein Aufbrausen vom Grunde aus zu folgen. Vor uns haben wir das Vorgebirge der Stürme, welches seine verrätherischen Klippen und Sandbänke tief in das Meer ausstrekt. Jenseits freilich liegt verheißenes Friedensland; allein wie dahin gelangen? Wenn wir auch der Kraft und dem Muthe des Steuermanns vertrauen dürfen; kann der Steuermann auch auf das Schiffsvolk zählen? Ist die Natur nicht stärker als der Mensch? und die Natur im Zorne, das Meer vom Sturme aufgewühlt, das Gewtiter

über und lauernde Riffe unter uns! Ja, ich stimme für den Frieden, glaube aber nicht an ihn.“ Lächelnd sah mich mein Nachbar an, der im Finanzwesen einen Namen hat. Behende fuhr er mit dem Daumen über dem Zeigefinger auf und nieder, als zähle er Geld und sprach: „Da fehlt es; das ist der Friedensstifter.“ — Das Geld, ja, das Geld! daran habe ich nicht gedacht, Das war mein Fehler von alten Zeiten her: Ich habe zu wenig an das Geld gedacht. Weiß ich doch, wie sich ein Staatsmann der ein Feldherr war, darüber ausgesprochen! „Drei Dinge,“ behauptete er, „brauche man, um Krieg zu führen: Geld und wieder Geld, und dann noch Geld.“ Der Metallreiz ist der stärkste; das hat ein berühmter Arzt unwidersprechlich dargethan; dieser Reiz sey das einzige Mittel, bewies er klar, sich des wirklichen Todes zu versichern, weil er dem Scheintodten Lebenszeichen abgewinne. Der Metallreiz! es ist nicht zu läugnen, er thut oft Wunder; er treibt den Puls der Menschen und der Staaten. Die Physik hat es erstaunlich weit gebracht, und ist der Metaphysik, dem Rechte und

der Moral, über den Kopf gewachsen. Und doch kann ich kein rechtes Herz zu dem Gelde fassen. In dem Menschen, meine ich, müsse es noch etwas Stärkeres geben, welches selbst dem Gelde widersteht und auch das Geld besiegt; eine Macht, die über die Macht des Geldes geht. In seinem Herzen liegt Empfänglichkeit für einen Reiz, welcher den Metallreiz übersteigt. Ich habe ein Bild von dem Menschen, welches ich mir freilich selbst geschnitzt, allein mit gläubiger Andacht als göttlich verehre. Es ist vielleicht Abgötterei, und ich sündige durch meinen Götzendienst gegen die zehen Gebote der Politik und aller Weltklugheit. Wer aber darf sagen, er sey von jeder Sünde rein und von allem Irrthume frei? Ich wahrhaftig nicht.

Wie mit dem Staatsschiffe jetzt, bei dieser Gewitterschwüle, welche den nahen Orkan verkündet, um das Vorgebirge der Stürme kommen, hinter welchem das Friedensland in behaglicher Ruhe liegt? Es ist schwer; doch, wenn ich Steuermann wäre, ich versuchte es mit aller Kraft, welche mir schwachem Menschen zu

Gebote steht. Es ist kein Krieg mehr, wie man ihn in frühern Zeiten führte, wo allerdings der Wahlspruch des Feldherrn galt: Um Krieg zu führen, brauche man drei Dinge: Geld und wieder Geld, und endlich Geld. Es gab freilich auch andere, zum Theil noch frühere Zeiten, in welchen diese Wahrheit eine Lüge war, in den Zeiten nämlich, wo das arme Griechenland das reiche Persien, das arme Rom, das reiche Karthago, die arme Schweiz das reiche Burgund und Oestreich, und das kleine Niederland das reiche gigantische Spanien besiegte, in welchem die Sonne nicht unterging.

In den frühern Zeiten unseres Feldherrn, wo der Metallreiz den stärksten aller Reize hatte, war der Krieg ein zwar verwickeltes und zusammengesetztes, doch wieder, im Vergleiche mit dem Kriege, wie wir ihn jetzt haben würden, ein einfaches Ding. Man zählte seine Leute, sein Geld, sein Geschütz, seine Vorräthe; und wenn man so viel, oder mehr als der Gegner beisammen hatte, rückte man ins Feld. Man stellte eine vergleichende Tabelle der beiderseitigen Hülfsquellen und Kräfte auf, zog sein Facit,

legte seinen Einsatz in das Spiel, in welchem man mit ziemlicher Bestimmtheit wußte, was zu gewinnen oder zu verlieren war. Wer weiß es jetzt? Kein Mensch. Keine menschliche Voraussicht vermag zu sagen, was die Feuersbrunst niederbrennt, welche man mit einem leichten Hauche entzünden kann. Der Kriegsschauplatz ließ sich damals übersehen wie ein Schachbrett, auf welchem man mit seinen Königen, Bauern, Springern und Thürmen auf- und niederzog; und wenn das Spiel gewonnen, oder verloren war, ward in dem Dome ein feierliches Te Deum abgesungen, das Schachbrett ausgebessert und mit frischem Volke versehen, um das Spiel gelegentlich wieder anzufangen. Jetzt ist es anders. Die Heere, mit welchen man den Krieg beginnt, können zu Vorposten und Plänklern zusammenschmelzen, und Völker an die Stelle der Heere treten. Man kann als Befehlshaber in eine Festung ziehen, ihr an der Spitze der Besatzung Gesetze geben, und endlich doch der Gefangene einer empörten Bevölkerung werden. Nichts läßt sich berechnen, weil es das Geld nicht thut, das man zählen kann. Die Ent-

scheidungsgründe liegen in der Brust der hundert Millionen Menschen, welche in dem Kampfe ihre Sache verhandelt sehen; und in die Brust der Menschen dringt kein Seherblik, und der eigene Kopf weiß oft nicht, was die eigene Brust verschließt. Den Krieg kann ein Parteikampf an der Seine, oder an dem Rhein entzünden, und seinen vieljährigen Brand eine Völkerschlacht an der Wolga oder an der Tiber löschen. Ist es anders? Nein, so ist es. Ein leichtfertiger Sprung tritt auf den Höhen der Alpen oder Pyrenäen eine Eisscholle los, und sie wächst im donnernden Falle zur Lauwine an, die sich zerschmetternd über einen Welttheil bis zur Ostsee wälzt. Wer hätte die Vermessenheit, den Sprung zu wagen? Die Leidenschaft, die blinde, bedacht- und rücksichtslose Leidenschaft; und es ist sehr zu fürchten, daß sie ihn wagt.

Zwei feindselige Principien theilen jetzt die civilisirte Welt und machen sich die Herrschaft über dieselbe streitig. Man heiße sie, wie man will, um keines von beiden zu billigen, oder zu verletzen; man heiße sie Neuerung, der Revolution:

Reaktion, oder Stabilität. Die Sache ist, und bleibt dieselbe. Und wenn wir auch, nach beliebtem Gebrauche, glatte Worte und feine Redensarten wählen; dann machen sie doch die Sache weder glatt noch fein. Wir sehen einen großen Theil der Welt in den innigsten Verhältnissen, in Glauben, Meinen, in Fürchten, Hoffen und Wünschen, in den geistigen, wie in den materiellen Interessen gespalten, und beide Theile stehen sich einander so entschieden gegenüber, daß der Gewinn, die Freude und der Sieg des einen, der Verlust, der Schmerz und die Niederlage des andern ist. Das sind die feindlichen Brüder, welche, den unvertilgbaren Groll im Herzen, dasselbe Haus bewohnen. Wahrhaftig wir hätten einen Vater nöthig, welcher mit strengem Ernste, oder eine Mutter, welche mit erweichendem Flehen die Unverträglichen bändigte und verträglich zusammenhielt. Wo sind sie?

Gäbe es denn kein Mittel, die feindlichen Parteien zu versöhnen und den Frieden zu erhalten? Allerdings giebt es eines, das der Welt die Ruhe, die Ordnung, den Wohlstand,

in wie weit sie zum Genusse desselben gelangen kann, zu geben und zu erhalten fähig ist. Die Regierungen haben es in der Hand; werden sie es wählen? Und wenn sie es nicht thun, was wird die Folge seyn? Der Krieg.

Jedes der streitenden Principien behauptet im Besitze des Rechts zu seyn; und wer sollte nicht sein gutes Recht behaupten? Man rede nicht von der Erfahrung und ihren kostspieligen Lehren. Es gibt für die Leidenschaften, Vorurtheile und Gelüste keine Lehre der Erfahrung, als die ihnen dient und schmeichelt. Ich habe alle Achtung vor der politischen Weisheit, welche die Angelegenheiten der Welt zu ordnen glaubt; allein hat sie, seit dreißig Jahren, den Knoten, welche sie lösen wollte, nicht mehr verwickelt? Hat sie den brennbaren Stoff, welchen sie zu entfernen sich bemühete, nicht in der Nähe des Brandes gehäuft? Wo zeigen sich die Lehren der Erfahrung angewendet, die uns Alle so theuer zu stehen kamen? Und wenn wir von 'der Vergangenheit auf die Zukunft schließen dürfen; was wird uns diese bieten? Was haben wir von ihr zu fürchten und zu

hoffen? Man wird die Erhaltung des Friedens wünschen, das Elend des Kriegs bedauern, und — ihn führen. Die Neuerung wird in ihm das Mittel eines großen Zuwachses an Macht, die Stabilität das der Erhaltung des Bestehenden, wo nicht der Wiedererlangung des Verlornen sehen. Unmöglich ist in Europa eine Restauration der Stabilität, so wenig, als es die der Bourbons in Frankreich war. Das Glück der Waffen kann sie entscheiden, und die Neuerung unterwerfen. Aber zu bedenken ist, und mit Ernst zu bedenken, ob, nach allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit, welche die Kräfte auf beiden Seiten abwägt, und ihre naturgemäße Entwicklung verfolgt, ob, sage ich, die Neuerung nicht auch ihren entscheidenden glücklichen Tag bei Pharsalus haben könne?

Es ist in der neuern Zeit gar Vieles Trug und Täuschung geworden, was sonst Aufrichtigkeit und Wahrheit war. Die Gewalt wird betrogen, und betrügt dann sich selbst. „Bonaparte," klagt Ludwig XVIII, „hat die Wahrheit zurückgestoßen, und ist darum gefallen. Ich werde fallen, weil man sie mir

nicht sagen wollte.“ Was die Macht umgiebt, ist nur zu oft Lüge, und die Lüge, wo sie am unschuldigsten erscheint, wenigstens eitles Blendwerk, belustigendes Gaukelspiel. Da der französische Kaiser von der Höhe seiner Macht zu fallen im Begriffe war, hatte der Senat des Königreichs Italien eine Deputation ernannt, um Napoleon dem Großen die Huldigung und Ergebung seiner treuen Völker zu Füßen zu legen, und die Glückwünsche zu dem gewissen Siege über seine Feinde darzubringen. Auf dem Wege erfuhren die Abgeordneten die Belagerung von Paris. Sie nahmen nun verständig einen andern Weg, begaben sich in das Hauptquartier der Verbündeten, denen sie die Glückwünsche zu dem Sturze des Tyrannen überbrachten. Das ist die Wahrhaftigkeit der Großen, das ist die Wahrhaftigkeit des Volkes, zu der man es, nach dem Muster der Großen, heraufgebildet hat.

Man ließ Karl X eine Reise durch das schöne Frankreich machen, und allenthalben empfieng das begeisterte Volk den angebeteten Monarchen, wie man sagte, mit den lautesten

Aeußerungen der innigen Freude. Später sah man denselben König, seiner Würde und Macht entkeidet, einsam und verlassen durch dasselbe schöne Frankreich nach dem Auslande wandern, und dasselbe Volk ließ ihn in düsterem Schweigen durch seine Mitte ziehen.

Eine Nacht von Trug und Täuschung umgiebt die Gewalt; eine Nacht, durch die zu Zeiten nur die Blitze der verkannten, verläugneten Wahrheit aus den Gewitterstürmen der Revolutionen zischen, welche sich zerstörend durch die Staaten wälzen. Allein diese Blitze erhellen nicht; sie blenden nur. Das ist die Quelle des Unglücks unserer Zeit, das Zeichen ihrer Verderbtheit, dieser schamlose Lügengeist, welcher, selbstsüchtig und eigennützig nur ergötzen, gefallen, belustigen und unterhalten will, weil die bequeme Behaglichkeit und die Eigenliebe die Täuschung liebt und sucht, wie sie die Wahrheit haßt und flieht. Und dieser böse Geist bethört die Fürsten, wie das Volk.

Es ist in der That eine tolle Wirthschaft, wie sie, an vielen Orten, von dem Volke und besonders mit ihm getrieben ward und auch

noch getrieben wird. Allein was machen? Wir müssen durch die verrückte Fastnacht und den hungrigen Aschermittwoch, der ihr folgen wird, um zu dem ersehnten Osterfeste zu gelangen. Uns bleibt keine Wahl. Es gibt wohl verständige und rechtschaffene Männer, welche den Frieden und die Ordnung erhalten, der Vernunft ihr Recht geben, und Fürsten und Völker in ihrem eigenen Interesse versöhnen möchten, wo sie zu ihrem Verderben hadern; allein sie beschwören den Sturm mit einem frommen Gebete. Man hält sie für gutmüthige Narren, welche die ägyptische Finsterniß mit einem Talglichte erhellen, und den brausenden Strom mit der flachen Hand aufhalten wollen. Die Nacht erleuchten wir nicht; wir müssen den Tag abwarten. Der Sturm tobt aus, die Gewässer verlaufen sich, die streitenden Elemente setzen sich, der ewigen Naturordnung gemäß, wieder in ein friedliches Gleichgewicht. Allein der verständige Mensch hat Mittel, die Natur zu unterstützen, und, wo sie sich verirrt hat, auf die rechte Bahn zu bringen; aber auch dazu, wie zu Vielem, brauchen wir Frieden, was die

politischen Tollhäusler, — wenn sie nicht etwas Schlimmeres sind — die nur Brennstoff zum Feuer tragen, und Wasser in die Strömung leiten, nicht begreifen, nicht zugeben wollen. Zwanzig, vierzig Friedensjahre brächten, ohne besondere Pflege, fast wild hervor, was sie jetzt mit Schweiß und Blut künstlich im Treibhause pflanzen wollen. Wie aber läßt sich Verständiges von einem Volke erwarten, welches sich unbesonnen Schreiern und Schwätzern hingiebt, die selbst nichts weniger als verständig sind?

Lassen sich nun die feindlichen Extreme nicht vermitteln, wozu die Vorschriften freilich leichter zu geben als zu vollziehen sind; ist keine Ausgleichung zwischen den streitenden Principien und ihren Vertretern möglich; was bleibt dann übrig? Der Krieg, der verderbliche, unheilbringende Krieg. Ich habe es nie getadelt, daß Périer mit aller männlichen Anstrengung, die so sehr verlästert ward, den Frieden zu erhalten gesucht hat. Hätte die Regierung des Bürgerkönigs nichts Tadelnswertheres ge=

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

than, besonders was die innere Verwaltung betrifft; dann wüßte ich ihr nur die Huldigung des Lobes und des Dankes mit aufrichtigem Herzen darzubringen. Allein....

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Achter Brief.

Den 17. Juni 1832.

Wie mir die ewige Frage lästig und widerlich geworden ist: „Wer sind Sie? Zu welcher Partei gehören Sie? welche kann auf Sie zählen?“ Was ich bin, das weiß ich, wenn es sich auch nicht so leicht sagen läßt. Zu welcher Partei ich gehöre, und welche auf mich zählen kann? Das weiß ich nicht, weil es darauf ankommt, was diese Partei für Zwecke hat, und welche Mittel sie anwenden will, um diese Zwecke zu erreichen. Muß man denn nothwendig in eine Compagnieliste eingetragen seyn, um bei dem Verlesen sein „Hier!“ zu rufen, sich einer Schaar anzuschließen, mit seinen Nachbarn in Reihe und Glied zu treten, und die beliebten Exercitien taktmäßig mitzumachen? Ich bin ein Reformer, wo Mißbräuche zu verbessern sind; ein Antireformer, wo man neuerungslustig

verändern will, wenn die Veränderung auch nichts verbessert. Ich bin ein Radicalreformer, wo es das Uebel mit Stumpf und Stiel auszurotten gilt. Sogar Revolutionär bin ich, und brauche unbedenklich Gewalt, wo die Gewalt mich widerrechtlich binden und berauben will. Mit Marc-Aurel und Trajan Monarchist, bin ich mit Washington und Franklin Republikaner. Ich stehe auf der rechten Seite, wenn sie das Rechte will, trete zu der linken über, wenn sie die rechte ist, und halte mich in der Mitte, wenn sie es mit dem Rechten hält. Kurz, ich bin für das Rechte, das Wahre und Gute, wie ich es erkenne, und wo ich es zu finden glaube; ich möchte verständig und ehrlich seyn, und kein Narr von einer Seite, der Seite und des Namens wegen. Von dem Volke bin ich, und für das Volk, das weiß ich; und ich bin es fast unbedingt, weil das Volk fast immer und allenthalben im Nachtheile ist. Ich bin von dem Volke und gehöre zu dem Volke, und wenn das Gefühl der Verwandtschaft, welches mich mit ihm verbindet, zu zärtlich schiene; dann mag es die Natur entschuldigen,

welche dieses Gefühl in meine Brust gelegt und die Bande der Verwantschaft geheiligt hat; ich entschuldige es auch bei Andern, welche andere Verwandte haben, bleibt das Gefühl nur der Natur getreu, die es geheiligt hat. Der Same der aristokratischen Wucherpflanze allein findet in meinem Gemüthe keinen Boden. Die Hochtory's, wie Peel und Wellington, sind mir verhaßt, die steifen, starren, gefühllosen Auserwählten und Begünstigten, die, mit vornehmem Dünkel zum Volke sagen können, es sey Lumpenpack und stinke, Ihre Gnaden und Herrlichkeiten aber seyen voll duftenden Wohlgeruches vom Hause aus. Selbst die Dorfpatricier in der Schweiz und in Deutschland, oder wo sie sich sonst finden, mag ich nicht, welchen die Geburt einen Absatz an die Schuhe geflickt haben soll, damit sie etwas höher stehen, als gemeine Bürgerschaft.

Ich bin ein Revolutionär; ich habe es eingestanden. Was würde auch alles Läugnen helfen, wenn man, wie ich, bei hellem Tage, unter freiem Himmel, seine Clubbs und Conventikel hält, und seine Umtriebe und Verschwö-

rungen drucken läßt? Ich habe eingestanden und bekenne weiter: Bei dem Hambacher Feste wäre ich gern gewesen; es war mir zu weit. Auch bei dem Bundestage wäre ich gern, wenn er Beschlüsse faßt; ich werde nicht zugelassen. Wäre ich bei dem Hambacher Feste als Redner aufgetreten; dann hätten sie, die Bündler nämlich, sich schwer geärgert. Spräche ich bei dem Bundestage; man lachte mich nur aus. Es mag also gut seyn, daß ich mich weder hier, noch dort, vernehmen ließ.

Wie ich ein Revolutionär geworden bin? Auch das will ich bekennen. Der müßte doch durchaus vernagelt seyn, welchem nichts beiginge, wenn er einen politischen Curs der Revolution schon seit mehr als vierzig Jahren macht; den Vorlesungen der Philosophen, Staatsmänner, Parlamente, ständischen Versammlungen, Cabinette, Conferenzen, Congresse beiwohnt, keine Disputation, sey sie nun pro locis oder pro praemiis versäumt, alle Promotionen besucht, welche Kaiser und Könige und ganze Völker graduirten, auch, wenn sie schlecht bestanden, wieder degradirten; der müßte, sage

ich, durchaus vernagelt seyn, welcher auf dieser hohen Schule, wo die Menschen und die Ereignisse so eindringlich lehrten, nichts gelernt hätte. Und doch haben so Viele nichts gelernt! In dieser Schule indessen habe ich meine Theorie der Revolution auch nicht gelernt, und gehörte demnach selbst zu den Vernagelten, wenn ich nichts gelernt hätte; allein ich habe fleißig und viel gelernt, was ich bei jeder Prüfung, die man mich bestehen läßt, beweisen will. Allein meine Theorie der Revolution habe ich von einem andern Meister, einem großen Meister, bei dem man nicht vergebens in die Schule ging, von welchem noch jetzt zu lernen ist; ich habe sie von Friedrich dem Großen. Der hatte, wie auch Thiébault erzählt, bald nach seiner Thronbesteigung, unter dem Vorwande einer Musterung, in der That aber um Schlesien zu erobern, ein Herr von 60,000 Mann in Pommern aufgestellt. Er hielt vor dem Heere, sein scharfes Auge nachdenkend auf dasselbe gerichtet, und fragte endlich den alten Prinzen von Anhalt, was ihm wohl an dieser versammelten Masse am meisten auffalle. Der Prinz

lobte die Schönheit der Truppen, ihre Haltung ihre Uebung, die Regelmäßigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen. — Mit Geld, Zeit und Mühe, meinte der König, lasse sich das schon machen. Dann fügte er hinzu: „Mir ist vor Allem merkwürdig, daß wir beide, Sie und ich, mein lieber Vetter, hier vollkommen sicher sind, und Gehorsam finden. Da stehen 60,000 Mann, alle unsere Feinde, von welchen jeder bewaffnet, und jeder stärker ist, als einer von uns. Die 60,000, so stark, so gut bewaffnet, zittern vor uns beiden.“ — Das ist das Geheimniß der bestehenden Gewalt, auch wo sie nicht mit Recht bestehen sollte. Wo sie mit Recht besteht, und zum Vortheil Derer, die ihr gehorchen, eingesetzt und wirksam ist; da bedarf sie zu ihrem Bestehen dieses Geheimnisses nicht, obgleich sie immer Vortheil aus ihm zieht. Vortheil darf, kann, und soll sie aus ihm ziehen.

Die Aeußerung Friedrichs führte mich auf folgende Betrachtungen, welche meine Theorie der Revolution bilden. Sind die 60,000 Mann wirklich Feinde des Königs, wie er sagt, und zum Dienste durch die Gewalt gezwungen,

nicht aber durch das Gesetz verpflichtet; dann werden sie, früh oder spät, zu dieser Erkenntniß kommen. Kämen sich nicht dazu; dann bliebe es beim Alten, und Alles ginge, wie es bisher gegangen ist, wogegen sich nichts sagen läßt. Gelangten Einige, auch hundert oder tausend, zu der Einsicht, daß sie nur der Uebermacht gehorchten; dann würden sie diese Einsicht den Andern mitzutheilen suchen, den Dienst indessen, wie früher, thun, und ohne Murren folgen. Kündigten sie, in so geringer Zahl, den Gehorsam auf; dann wären sie Rebellen und Meuterer, würden vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen. Hätte die neue Lehre die Hälfte der Armee gewonnen; auch dann noch würde sie schweigen und gehorchen; denn die eine Hälfte stände der andern gegenüber; sie schlügen sich, es flösse Blut, und die Entscheidung wäre zweifelhaft. Das Heer selbst sähe sich in zwei feindliche Parteien getheilt, und weil der Kampf sie erbittert und zu persönlichen Gegnern gemacht hätte; so würde eine Verständigung und Belehrung viel schwerer, vielleicht unmöglich seyn. Die Feinde rieben sich gegenseitig

auf, und für die Gesammtheit wäre nichts gewonnen. Gehörten 40,000 zu den Neubekehrten, dann wäre der Erfolg gewiß; allein es könnte immer noch zum Schlagen kommen, und es flösse Blut. Sind die 60,000 einig und sagen: Nein! dann ist das Spiel zu Ende. Da hat man die vernünftige Theorie der Revolution, wenn es eine gibt. Ich verrathe das Geheimniß nicht; die Geschichte hat es längst verrathen. Nehmen wir statt des Heeres ein ganzes Volk, ein ungläubiges, z. B. die Türken, wenn man will. Verbreitete sich bei ihnen auf diese Weise das Christenthum, in religiösem oder politischem Sinne genommen, und die gesammte Bevölkerung, oder auch die Mehrzahl derselben, sagte einmal: Nein! wo der Großherr Ja! gesagt; dann stände dieser mit Mahomed und dem Serail verlassen da, und die Sultansherrschaft hätte ausgeherrscht.

Ich höre gar gern von Friedrich dem Großen reden und erzählen; er war ein gewaltiger Geist, und in seinen Gesprächen, Antworten und Entscheidungen liegt gewöhnlich ein

tiefer Sinn. Eine neue Zeitschrift, Prometheus, will folgende Anekdote von ihm wissen, die mir bisher unbekannt geblieben war. „Mir träumte,“ soll der große König einmal erzählt haben, „mir träumte, es sey mir die Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides=Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatte ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war. Zum Glücke begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich, und sagte: „dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt Niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt.“ Da=

bei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfelde, wo er seinen Pflug hatte, vor welchem einige Menschen angespannt waren. „Oho!“ rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen?“ — „Warum nicht?“ entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh.“ — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?“ rief ich. „Warum nicht?“ antwortete er: „Man kann es ihnen schon beliebt machen!“ und zeigte lächelnd auf seinen Kantschu.

»Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schlosse, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unfläthiger, niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelhafte travestirt. Mir war zu Muthe, wie einem frommen Christen, dem man in Kamschatka, beim heiligen Abendmahle, in Ermangelung von Brod und Wein, gedörrten

Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf."

Si non è vero, è ben trovato.
Hat es sich wirklich nicht gemacht;
Dann ist es doch recht gut erdacht.

Neunter Brief.

Den 30. Juni 1832.

Aber was hätte man gegen das Benehmen des Ministeriums Périer einzuwenden? Doch Manches, sollte ich denken, und nicht ohne Grund. Für was aber gäbe es in der zwiespaltigen, getheilten Welt nicht ein Aber? Die Regierung kann für das Volk die beste Gesinnung haben, aufrichtig sein Wohl zu befördern suchen; aber wählt sie auch immer die geeigneten Mittel, die sie zum Zwecke führen? und hat das Volk, wo es um sein Wohl sich handelt, nicht auch eine Stimme? Die Unverständigen im Volke wollen das Unmögliche, Ernte ohne Saat, Lohn ohne Arbeit, Ausgaben, wo nichts eingenommen wird, Wasser, das nicht näßt, Feuer, das nicht brennt; aber thun die Regierungen auch das Ihrige, um die Unverständigen zu belehren, die Ernte denen zu sichern, die gesäet, den Lohn der

Arbeit, die Auszeichnung dem Verdienste zuzuwenden? In dieser Welt der Unvollkommenheit, die Menschen bewohnen, darf nur Menschliches erwartet und gefordert werden. Hadert nicht; sucht Euch zu verständigen und das Erträgliche erträglich zu machen; helft, wo zu helfen ist; das Abwendbare bemüht Euch kräftig abzuwenden, und dem Unabwendbaren fügt Euch männlich mit muthiger Ergebung. Es sey Euch nur Ernst, und es wird, es muß gelingen. — Gemeinsprüche! Wir brauchen keinen Rath; wir wollen Hülfe. Nun also finde sich an dem Ministerium Périer auszusetzen, daß es dem Bürgerkönige eine Civilliste fast erschlichen und erbettelt hat, die dieser, vom Volke freigebig angeboten, hätte ablehnen müssen. Hr. Périer kennt den Werth des Geldes, und weiß, daß, wenn es für den König einen großen, für den Bürger einen noch größern hat. In unserer Zeit des ängstlichen Erwerbes, in der Zeit der Entbehrung und Noth für Millionen, in der Zeit, wo bei jedem Dinge die erste Frage ist, was es kostet, und die Wohlfeilheit zu seinen wesentlichen Vorzügen

gehört; in dieser Zeit sollte der Regent um so mehr auf die Wohlfeilheit seiner Regierung sehen, je flauer der Artikel in der Nachfrage des Volks geworden ist. Es ist nicht gut, wenn Einige zu viel haben, wo Vielen das Wenige fehlt, das zum Leben nöthig ist, besonders wenn die Vielen zum Zuvielen steuern müssen. Die Gleichheit, in wie weit sie der Staat begründen und erhalten kann, ist eine Vorschrift des Rechts, deren Vollziehung die Politik, selbst im Interesse der Regierung, nicht genug unterstützen kann. Unsere Religion heiligt diese Gleichheit, und man muß sich wundern, daß der Reichthum auf Kosten der Armuth, dem das Evangelium den Himmel ausdrücklich verschlossen hat, auf Erden so viele Bewerber findet, denen das Reich Gottes weniger am Herzen zu liegen scheint, als der Reichthum der Erde. Auch hat Périer das Königthum zu einer Art von Börsekönigthum gemacht, da man ein Bürgerkönigthum zu erhalten hoffte. Alles ging gut, wenn nur die Börsengeschäfte gingen. Und stiegen die Renten; dann war man des erfreulichen

Zustandes von Frankreich gewiß; sah man auch den öffentlichen Geist, die Neigung und Achtung der Nation, die Menschen fallen. Das hat viel dazu beigetragen, die neue Regierung, die eine ganz andere Grundlage brauchte, zu einer papierenen zu machen, wie wir das Vergängliche und leicht Zerstörbare zu nennen pflegen. Endlich ist an der Regierung zu tadeln, daß sie sich ohne Noth in einen Kampf mit der Meinung eingelassen, sich unter die Streitenden gemischt, und mit kleinlichem Geiste da Recht behalten wollte, wo es nicht entschieden ward; denn die Meinung, den Glauben erzwingt man nicht; man kann sie nur verdienen und gewinnen. Die Regierung muß über den hadernden Partheien stehen, und nie auf den Fechtplatz heruntersteigen, auf dem die Gladiatoren der müßigen Neugierde ein Schauspiel geben. Selbst der Sieg gefährdet ihre Würde. Bringt sie einen Schriftsteller als Lügner oder Verläumder vor Gericht; dann betritt sie mit ihrem Gegner denselben Boden, stellt sich mit ihm auf gleiche Linie, da sie, wie er, von dem Gerichte ihr Urtheil nimmt, und siegen oder un-

terliegen kann. Bleibt ihr der Sieg; dann wird er ihrer Stärke, ihrem Einflusse zugeschrieben, und selbst, wo sie Recht hat, findet der Unzufriedene zu tadeln und zu klagen. Wird der Beklagte freigesprochen; dann feiert man den Triumph der Unschuld, der Verfolgte ist ein Märtyrer, und der Beifall des Publikums, von dem der Gerichtssaal wiederhallt, demüthigt die Gewalt, die in ihrer Schwäche unterliegt. Und mit allen diesen Maßregeln wird dem Uebel nicht gesteuert; im Gegentheil sie vermehren und vergiften es. Die Versuchung, es mit einem so gewaltigen Gegner, wie die Regierung ist, aufzunehmen, ist zu lockend, als daß ihr die Eitelkeit der Kleinen und Schwachen widerstehen könnte, welche Theilnahme zu erregen, groß, berühmt und stark zu werden hoffen. Man schlägt nach einer Wespe, und bringt dadurch den Aufruhr in das ganze Nest; und wenn der Schwarm den Schlagenden umsummt und ihm mit seinen Stichen droht, dann wird selbst die Macht in ihrem Grimme nur lächerlich. Sie ist der Löwe, welcher sich zornig im possierlichen Streite mit Fliegen ver-

gebens abmüht, und den Auftritt macht gerade der Contrast der Kraft und des Erfolges nur um so komischer. Als Aristophanes, zur Belustigung des boshaften Publikums, den Sokrates auf die Bühne brachte, welches schadenfroh sich an dem verzerrten Bilde des Weisen ergötzen wollte, stand dieser ruhig auf, damit er Allen sichtbar würde, und jeder das Original mit der entstellten Copie vergleichen könnte. Die lachlustigen Athener lachten nicht, und die giftigen Pfeile, welche der beste Schütze abgeschossen, fielen stumpf zu den Füßen des Mannes nieder, der sich ihnen darbot. — Friedrich II ließ Schmähschriften gegen sich, welche das Volk begierig las, auf den Straßen tiefer hängen, damit die Lusttragenden bequemer dazu gelangen könnten. Das kehrte die Schadenfreude, wie das Geschoß des Aristophanes, gegen die Bosheit, welche schaden wollte. Die Schmähungen hatten den Reiz verloren, welchen verbotene Früchte immer haben. Darum verbietet, richtet, streitet und verfolgt nicht in eurer eigenen Sache, wenn ihr derselben den Sieg verschaffen wollt. Frei-

lich sagt man, Sokrates und Friedrich der Große hatten gut sich ausstellen; ihre Würde, ihre Größe schützten als undurchdringlicher Panzer ihre Brust; allein ... Ich verstehe ... Da weiß ich keinen Rath. Sey achtungswerth, und du wirst Achtung finden. Sey liebenswürdig, und du wirst geliebt. Ihr wollt das Spiel gewinnen, und keinen Einsatz geben; das ist nicht Spielregel.

Der Unfug der Presse ist ein großes Uebel; sie ward schändlich mißbraucht, auch in Deutschland, und in Frankreich mehr, als in irgend einem Lande. Sie wird bei uns noch mißbraucht, wenn auch nur gegen gemeine Leute, weil die Vornehmen für sich die Censur in ihrem Dienste haben. Wahrhaftig, die Presse feiert gern ihre Saturnalien; die Knechte sind frei, und befehlen, daß ihre Herren sie bedienen sollen. Zu Rom waren an diesem Feste der Senat, die Gerichtshöfe und die Schulen geschlossen. So ist es auch oft bei uns, sogar noch schlimmer; denn die Jugend will das Alter berathen, die Unwissenheit die Weisheit lehren, der Dünkel das Verdienst richten. Nicht

nur in der Politik, auch in der Literatur, in Kunst und Wissenschaft ist eine Pöbelherrschaft eingerissen, welche das Große und Würdige, wenn es gelingen könnte, zu zerstören droht. Es ist eine Ochlokratie, der Gemeinheit, Anmaßung und Plattheit, welche das Hohe und Edle, könnte es untergehen, vernichten müßte. Dieser Zustand ist traurig, fast entmuthigend. Unsere meisten Literaturzeitungen und kritischen Blätter, welche Schmach! Ihre Eigenthümer behandeln sie wie Plantagen, aus welchen sie mit den wenigsten Kosten den größten Vortheil zu ziehen suchen. Das Feld bebauet ein geistiges Geschlecht von Schwarzen, welche sich mit dem kargen Tagelohne, dem Schandgelde, Ehrensold genannt, das Leben fristen. „Verderben Sie es,“ schreibt mir ein achtungswerther Mann, welcher selbst an der Spitze einer kritischen Anstalt steht, „ja mit diesen Schwarzen nicht; oder diese reiben sich so lange an Ihnen, bis Sie selbst geschwärzt, keine weiße Stelle mehr am ganzen Leibe haben.« — Ich kenne das Kunststück; doch mag ich kein erbetteltes Brod, so lang ich mir mein Stück verdienen kann; kein erbetteltes, erschlichenes

oder bezahltes Lob; keinen solchen Ruhm, welchen die Vetter- und Gevatterschaft ertheilt! Lieber ehrenvolle Dürftigkeit, als Reichthum mit Schmach! So lange das Volk sich bethören läßt, mögen Thoren seine Führer und seine Götzen seyn. Da heißt es: „Wir und die Unsrigen sollen leben! unsere Vettern und Basen! unsere lieben Angehörigen und Freunde! Lob um Lob, Empfehlung für Empfehlung!“ und sagt man dem geneigten Leser zehnmal: Der ist ein großer Mann, das ist ein Meisterwerk; dann müßte er kein geneigter Leser sein, wenn er es nicht endlich glaubte. Treiben die Eitelkeit, der Neid, der Hunger und die Anmaßung, die Thersites, die Zoilen und Zoilchen, und die Splitterrichter ohne Zahl, nicht wie giftige Schwämme hervor? Wo ist ein Ruf, der ihnen heilig wäre, ein Name, welchen sie schonten, wenn Gewinnsucht, Eigenliebe, vielleicht oft nur Leichtsinn, ihre Rechnung dabei finden, sie herabzuwürdigen und zu beschmuzen? Und die Quacksalber und Marktschreier im Fache der Politik, in welchem sich jeder jezt zu Hause fühlt, wenn er auch die Mittelschulen noch nicht durchlaufen hat, diese

frühreifen Staatsmänner, welche für den Staat Verfassungen und Geseze im Vorrath haben, wenn sie auch Eine Familie nicht zu ordnen und ihr vorzustehen wissen; wie viel Unheil haben sie uns gebracht! Wie sehr sind wir und die tüchtigen Männer, die Meister in der Kunst zu beklagen und zu bedauern, daß die kecken Pfuscher das verdienstliche Werk verdarben, mit welchem jene ernst und besonnen beschäftigt waren! Wir Alle haben es nun zum zweitenmale gesehen, und sind verblüfft, und geberden uns dabei, als sey es seit Erschaffung der Welt das erstemal. Infandum jubes renovare dolorem! die Wunde ist noch frisch, der Schmerz noch neu. Mag es mit Anderem vorübergehen! Die Wahrheit indessen spricht jedes Blatt der Geschichte aus, und bewährt sich auf jedem Blatte der Geschichte, obgleich der Unverstand sie nicht versteht, und die Leidenschaft sie nicht beachtet, die große Wahrheit: „daß die Freiheit nichts mehr fördert, als der Mißbrauch der Gewalt; den Mißbrauch der Gewalt aber, nichts mehr als der Mißbrauch der Freiheit.“ Lernt Gerechtigkeit, ihr so oft Gemahnten!

warnt die Geschichte; allein sie hören nicht und lernen nichts.

Wie nun dem Preßunfuge begegnen? Da liegt der Knoten. Vielleicht durch Censur? Alle Censur ist Gewaltthat, und verletzt ein heiliges Recht, das Recht der Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle, das dem Menschen angehört, wie das Recht zu seyn; denn der Mensch ist nur wirklich und wahrhaft Mensch, wo er seine Meinung äußern und die Meinung Anderer vernehmen kann.

Man dürfte dem Thiere den Gebrauch dieses Rechts nicht streitig machen, wenn es dessen fähig wäre. Wie! sagt man, kann durch den Mißbrauch der Presse kein Verbrechen begangen werden, kein Unrecht geschehen? Und ist es nicht die Pflicht des Staates, Verbrechen und Vergehen vorzubeugen? Verhütet man nicht den Mord, Mißhandlung jeder Art; und läßt man sie erst vollbringen, um sie zu bestrafen, wenn sie geschehen sind? Ganz recht; man hindert den Mord, man beugt Mißhandlungen vor. Aber kein Glied des Staates hat das Recht zu tödten, zu mißhandeln, nicht einmal zu strafen;

dieses Recht gehört dem Staate an, der es durch Richter und Beamte, nach Vorschrift der Gesetze, üben läßt. Tödtet übrigens die Lüge die Wahrheit, die Verleumdung die Ehre? Keinesweges. Der Gemordete freilich steht nicht wieder zum Leben auf, dem Mißhandelten lassen sich die Schmerzen nicht abnehmen, die er erduldet, dem Verstümmelten die Glieder nicht ansetzen, die er verloren; aber die Wahrheit geht siegreich aus dem Kampfe mit der Lüge, der gute Ruf aus dem Kampfe mit der Verleumdung. Die Waffen, die der Lügner, der Verleumder braucht, wenden sich gegen ihn, und wo er morden oder verwünden wollte, mordet oder verwundet er sich selbst. Weiß man übrigens, ob ein Mensch die Absicht hatte zu lügen und zu verleumden, ob er wirklich gelogen und verleumdet hat, ehe er seine Meinung ausgesprochen? Oder ist Jemand so im Besitze der Wahrheit, daß er sie mit Sicherheit erkennt? Ist der Censor dieser Jemand? Erhält er mit seiner Anstellung die Unfehlbarkeit; und hätte das Sprichwort recht: Wem der Staat ein Amt giebt, dem giebt Gott auch den Verstand? In diesem Falle

dürfte der Staat ja nur alle Schriftsteller zu Censoren machen, und es gäbe keinen gedrukten Irrthum, keine gedrukte Lüge und Verleumdung mehr. Der Censor aber ist ein Mensch, wie der Schriftsteller, dem Irrthume unterworfen, so wenig wie dieser von Fehlern und Gebrechen frei. Weit entfernt, daß er der Lüge, der Verleumdung, dem Verbrechen oder Vergehen vorbeugte, begünstigt er sie nicht selten, und in der besten Absicht, ihnen vorzubeugen. Wird die Lüge, die Verleumdung laut; tritt sie offen auf; dann ist es möglich, ihr auch offen zu begegnen. Schleicht sie im Finstern; vergiftet sie im Stillen; ist ihr Mord ein verborgener Meuchelmord: dann wirkt das Uebel ungestört, gerade weil man es verhindern wollte. Die Oeffentlichkeit allein verbürgt die Wahrheit. Das hat sich auch so in der allgemeinen Ueberzeugung fest begründet, daß, wer die Oeffentlichkeit nicht will, den Verdacht erregt, daß er sich zu verbergen, das Licht zu scheuen habe. Darum findet auch jede Regierung, die eine Censur anordnet, selten Glauben und Vertrauen, wenn sie auch dessen würdig ist. So erreicht selbst

die Gewalt, der die Censur dienen soll, durch sie ihre Absicht nicht. Das Sprichwort: „Wer am Wege bauet, findet viele Tadler,“ dieses Sprichwort hat die Censur erfunden. Die Leute, die da bauen, wollen keinen Weg, der an dem Baue vorüberführt, um dem Tadel zu entgehen, aber wo könnte man jetzt bauen, ohne daß Wege in jeder Richtung an dem Baue vorüberführten?

Indessen, das ist nicht zu leugnen, hat die Preßfreiheit ihre Gefahren; ihr Gebrauch artet oft in Mißbrauch aus. Mit welchem Gebrauche aber, und wäre es der löblichste und beste, ist diese Gefahr nicht verbunden? Ich kenne nur zwei Mittel, dem Mißbrauche vorzubeugen, oder ihn unschädlich zu machen, in wie weit nämlich dieser Zweck zu erreichen ist. Das eine besteht darin, nichts Tadelnswerthes zu thun. Es ist ein probates Mittel; man darf es nur versuchen. Seine Anwendung setzt aber eine ethische Diät voraus, die sich der bequeme Reichthum, die trotzige Gewalt und die genußsüchtige Begierde nicht gern gefallen lassen. Will man den Zweck; dann muß man auch die Mittel wollen, die zu ihm führen, und

nicht darüber klagen, daß er unerreichbar sey, oder gar die Schuld davon auf Andere wälzen. Das zweite Mittel ist, den Verständigen und Gutgesinnten das freie Wort zu gönnen, sie zum Gebrauche desselben aufzumuntern, mit der Wahrheit und Denen, die sie sagen, nicht zu hadern. Schweigen die Bessern und Unterrichteten im Volke; dann zeugt das gegen die Regierung. Auch das Schweigen spricht, und oft am verständlichsten. Reden aber Männer, die im Besitze der öffentlichen Achtung, des allgemeinen Vertraueus sind; reden die Unterrichteten, die Wohlgesinnten; dann werden die Thoren und Böswilligen verstummen, oder ohne Gefahr reden, wo sie es versuchen. Sorgt für tüchtige Aerzte und die Quacksalber verlieren sich von selbst.

Zehnter Brief.

Den 10. Juli 1832.

Ich theile mit allen Gefühlen meines Herzens, mit der ganzen Ueberzeugung meines Verstandes den Abscheu, den Haß und die Verachtung, die das gemeine, brutale und tolle Jakobinerwesen jedem Redlichen und Rechtlichen einflößen muß, dieses Aufregen und Aufhezen aller niedrigen Begierden und Leidenschaften im Volke, das man Pöbel nennt. Nicht seiner niedrigen Stellung in der Gesellschaft wegen, hat es diesen Namen, sondern seiner niedrigen Gesinnung wegen, die es zum geistigen und sittlichen Pöbel macht, dem auch Menschen aus höhern Ständen, aus gebildeten Zirkeln, Menschen in Seide und feinem Tuche und nicht bloß in Holzschuhen und schmuziger Jake angehören können. Die ganze Thiermenschheit, die aus Habsucht, Herrschbegierde, Eitelkeit, bestialer

Denkart und Neigung gegen Gesez und Ordnung sich empört, ist Jakobinerpöbel und es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß der gemeine Jakobinism, den unsere Zeit allein zu kennen scheint, nicht älter als der vornehme und an manchen Orten nur eine Nachgeburt von diesem ist. Welche schauderhafte Greuel begleiteten den Mord Heinrich's III. von Frankreich und der Königin Maria Stuart, von denen kaum die Rede ist? Ist das die Wage der Gerechtigkeit, mit der die Geschichte die Menschen und ihre Thaten wägt? Zum Morde Heinrich's III. ward ein junger Dominikanermönch, Jakob Clement, von dem aufrührerischen Adel ausersehen und angereizt. Die Herzoge von Mayenne und von Aumale feuerten ihn, da er unentschlossen zu wanken schien, zu dem Verbrechen an. Die Herzogin von Montpensier verhieß ihm zum Lohne den Purpur, die ersten Würden und reichsten Pfründen der Kirche, den Dank eines geretteten Volkes und steigerte die Betäubung durch Sinnenrausch zur Wuth, indem sie ihm die höchste Ehre des Weibes opferte. Dem geschändeten

Bette entstieg sie nach vollbrachter That, um dem Volke dieselbe als den schönsten Sieg auf den Straßen zu verkünden. „Bürger!“ rief sie, „gute Nachricht! der Tyrann ist todt!“ Die würdige Mutter der Megäre, die Herzogin von Nemours, eilt nach der Kirche, besteigt die Stufen des Altars, um, im Freudentaumel, die Nachricht mitzutheilen. Die Führer der Ligue geben Feste, bewirthen das Volk an reichbesezten Tafeln auf den Straßen. Unter dem Geläute der Glocken, dem Schalle der Instrumente werden Lieder zum Lobe des Mörders und zur Schmach seines Opfers gesungen. Allenthalben sieht man das Bild des fanatischen Clement, der die Verehrung eines Märtyrers erhält, öffentlich und selbst auf den Altären aufgestellt, und das bethörte Volk von dem meuterischen Adel und der Geistlichkeit aufgeregt, liegt vor ihm auf den Knieen und flehet: „Heiliger Jakob Clement, bete für uns!“ Selbst die Mutter des Mörders wird in ihrer verborgenen Wohnung auf dem Lande aufgesucht, mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft, von der Montpensier der Menge

vorgestellt, die bei ihrem Anblicke den Gesang anstimmt: „Gesegnet sey der Leib, der ihn getragen! gesegnet seyen die Brüste, die er gesogen!“ Hundert und vierzig Priester führen sie im Triumphe nach ihrer Heimath zurück. Selbst das Haupt der Kirche erhebt vor den versammelten Kardinälen, den Königsmörder über Judith und Eleazar, stellt seine That der Fleischwerdung des göttlichen Wortes und der Auferstehung zur Seite, und erklärt den Gemordeten für unwürdig, der lezten Ehren theilhaftig zu werden, mit welchen die Kirche die Bestattung katholischer Regenten zu feiern pflegt.

Noch schmachvoller und grausamer ist der Mord der unglüklichen Maria Stuart, deren Liebenswürdigkeit wohl ihr größtes Verbrechen in den Augen der gottesfürchtigen, jungfräulichen und sittsamen Elisabeth gewesen seyn mag. Nachdem sie neunzehn Jahre die Qualen, Schmach und Entbehrungen einer harten Gefangenschaft erduldet, ward sie, mit den Förmlichkeiten einer mißbrauchten und entehrten Gerechtigkeit zum Tode verurtheilt, und mit allen Qualen einer erfinderischen Henkerskunst

hingerichtet. Als sie vor dem Blutgerüste stand, auf dem ihr Haupt fallen sollte, hielt der protestantische Dechant von Peterborough eine lange Ermahnung und Aufforderung in den verletzendsten Ausdrücken eines unduldsamen Eiferers an dieselbe. Maria erwiederte: „Lasset mich in Frieden; denn mein Entschluß steht fest, in der römisch-katholischen Religion zu sterben.“ Die edlen Lords aber, welche zugegen waren, befahlen, daß der Dechant ein Gebet im Geiste seiner Konfession spreche. „Ich kann, sagte Maria, mein Gebet nicht mit dem Euern vereinen. Lasset mich wenigstens in meinen lezten Augenblicken mich der frommen Pflicht entledigen, die mir meine Religion vorschreibt.“ Der Dechant aber ließ sich in seinem heiligen Berufe nicht unterbrechen. Betend legte sie ihr Haupt auf den Block und es fiel. Der Henker hält es von Blut triefend, der Versammlung vor, und der Priester der christlichen Liebe und Duldung ruft mit lauter Stimme: „So sollen alle Feinde der Elisabeth untergehen!“ Amen! erwiederte andächtig der Graf von Kent. Die Henker entkleiden den Leib der Gemordeten

und schleifen ihn hinweg. — So behandelte ein Weib und eine Königin ein Weib und eine Königin! So achtete Elisabeth ihr eigenes Geschlecht und ihre eigene Würde! Man dürfte die Preisaufgabe an eine ganze Bande von rasenden Jakobinern stellen, etwas Schändlicheres zu thun, und sie würden ihr Unvermögen eingestehen.

Leset die Geschichte, und fraget sie, in welchen Reichen sich die Jakobiner finden lassen, welche die königliche Majestät, den Adel des Adels, die Heiligkeit der Religion herabgewürdigt, verhaßt, oder verächtlich gemacht, und ihre Antwort ist nicht zweifelhaft. Zwischen dem Morde Heinrich's III und der Hinrichtung der Königin Maria liegt die Zeit von zwei Jahren.

Heinrich IV von Frankreich war ein liberaler König, im edlen Sinne des Worts, der den Rechten des Thrones nichts vergab, dem er die Liebe und Verehrung seiner Unterthanen erwarb. Er war monarchisch, wie es jeder Fürst seyn muß, der die Monarchie auf der einzigen dauerhaften Grundlage befestigen will, die sie

haben kann, — das Wohl der Nation und ihre Dankbarkeit. Könige mit solchen Gesinnungen machen das Volk monarchisch gesinnt, weil es erkennt und fühlt, wie diese Form der Regierung seine Bedürfnisse befriedigt. Heinrich IV hielt an die Notabeln, die er zu Rouen versammelt hatte, folgende Rede: „Meine Herren, ich strebe mehr nach dem Titel eines Befreiers und Wiederherstellers von Frankreich, als nach dem eines großen Redners, und ich bringe Ihnen mehr guten Willen, als schöne Worte. Ich habe Sie nicht berufen, um Sie zu nöthigen, meinen Willen blindlings gut zu heißen, wie meine Vorgänger gethan; ich habe Sie versammelt, um Ihren Rath zu vernehmen und zu befolgen, und mich unter Ihre Führung und Leitung zu stellen. Ein solches Verlangen ist bei Königen, Graubärten und Siegern nicht sehr gemein; aber die Liebe, die ich für meine Unterthanen hege, und der sehnliche Wunsch den ich nähre, den Staat wieder herzustellen, lassen mich Alles leicht und ehrbar finden.“ — Es ist gut, wenn man die Zeiten und Menschen vergleichend zusammenstellt. Welche Adresse würde jezt in den

konstitutionellen Zeiten eine Kammer der Abgeordneten auf eine Thronrede von solchem Inhalte votiren? Ich wäre neugierig.

Derselbe Heinrich sagte zu dem Parlamente von Paris, welches Vorstellungen gegen das Edikt von Nantes an ihn gelangen ließ: „Man muß keinen Unterschied mehr zwischen Katholiken und Protestanten machen; sie sollen Alle gute Franzosen seyn und die Katholiken sollen die Protestanten durch das Beispiel und ihren guten Lebenswandel bekehren.“ So sprach ein König zu einer Körperschaft, welche die Bildung, die Aufklärung und das Wohl Frankreichs vertrat, im Jahre 1598.

Eilfter Brief.

Den 21. Juli 1832.

Ich habe es auch versucht zu reden. Ich habe mich unter die Hadernden gemischt mit Worten der Versöhnung und des Friedens, weil ich den Kampf für unnatürlich und gefährlich hielt. Ich rieth, ich bat, sie möchten sich verständigen, die Eintracht wahren, des häuslichen Glücks wegen, weil sie doch von einer und derselben Familie seyen, und dem äussern Feinde, der lauernd sich an unserm Zwiste ergötzt, und Vortheil aus ihm zu ziehen hofft, die Schadenfreude und die bedenkliche Einmischung nicht gönnen, besonders weil er uns diese als Vermittler und Friedensstifter, mit bekannter Großmuth in Rechnung bringen dürfte. Ich habe versucht zu reden, und — mich beschämt zurückgezogen. Von beiden Seiten ward: zur Ordnung! gerufen. Man hat eine böse Stellung

in der Mitte, auch wenn es die rechte ist. Man fühlt sich von den beiden Nachbarn gestoßen und gedrängt, da an dem äussersten Ende man doch den einen Arm frei behält. Die rechte Mitte ist der zweite Stock eines Hauses, in dem man die Fußtritte und das Gepolter von Oben und den Lärm und Rauch von Unten hat. Was soll man sagen zu der bethörten Leidenschaft? Der leugnet die Bewegung, jener den Stillstand. Da führt man vergebens Gründe an; der Verstand kann nur zu dem Verstande, das Gemüth nur zu dem Gemüthe sprechen; denn jede Rede, soll sie wirken, setzt Empfänglichkeit für ihren Sinn voraus. Was war zu thun? ich wüßte nichts, als was ich wirklich gethan: den Narren, der die Bewegung leugnete, ließ ich gehen, den Narren, der keinen Stillstand zugeben wollte, ließ ich stehen. Da war ich nun allein, allen Uebrigen ein Gleichgültiger, ein Unentschiedener, ein Zweideutiger, vielleicht gar ein Feiger, obgleich zum Schreien kein besonderer Muth gehört. Ich war ein schlechter Bürger, der das Gesetz Solons nicht verstand, oder nicht befolgte, das weise Gesetz, nach welchem, bei bür-

gerlichen Zwisten, Jeder sich für eine Parthei erklären muß. „Das ist die rechte Sprache nicht,“ fuhren mich die Beweglichen und Bewegten an; „für taube Ohren eine Donnerstimme! Keinen Mohren wäscht man weiß. Will man ihm die Farbe der Verdammten nehmen, dann muß das Fell vom Leibe geschunden werden. Sie, mein Herr, seifen den Bart mit weicher Schonung ein, um mit seinem Messer die Haare schmerzlos wegzubringen.“ — „Gut,“ sagte ich, dann sitzt der Mann auch stille, und ich werde schneller und leichter mit ihm fertig. Es gilt ja doch nur, ihn zu barbieren.“ — „Nein, keine Halbheit!“ Dieser Ton ist nicht mehr an der Zeit, und gar mit solchen Menschen. Sie sagen höflich: „Herr, verzeihen Sie; dem ist nicht so.“ Solche zierliche Rede wird nicht verstanden. „Kerl!“ muß man sagen, „Er hat gelogen.“ — Das ist verständlich, allerdings es ist auch verständig, wenn ich dem Manne durch diese Sprache seinen Irrthum begreiflich und die Wahrheit lieb und theuer mache. Aber es könnte mir mit ihm gehen, wie dem Mohren, den ich schinden, mit dem

Kunden, den ich trocken und mit einem stumpfen Messer barbieren soll, wenn es ihnen einfiele, den Versuch mit mir zu machen. — „Pah! Das hat guten Weg. Wir wurden von ihnen lange genug geschunden und barbiert; jetzt ist die Reihe an ihnen.“ — So? Ich verstehe!

Ein Mann vom Stillstande — ein Herr, sollte ich sagen; denn die Herren, und die Leute überhaupt, mit denen es gut steht, sind für den Stillstand — ein Mann, sage ich, oder ein Herr vom Stillstande, und zwar ein tüchtiger Mann und braver Herr sagte eines Tages zu mir: „Sie sind von der Feder, die in dem Streite, der jetzt geführt wird, mehr entscheidet, als der Degen. Ehe man zu diesem greift, muß man versuchen, was jene vermag. Wir wollen eine Ausgleichung, wir wollen den Frieden, wenn sie möglich sind und keine Rechte kränken, kein natürliches, heiliges Gefühl verletzen. Wollen sie den Krieg, die Unbesonnenen; dann sollen sie ihn haben; wir fürchten ihn nicht. Welche Sprache führen sie! welche Grundsätze stellt man auf, um das Volk zu bethören, das man mit Verheißungen zu ge-

winnen sucht, die nie in Erfüllung gehen können. Man spricht uns Hohn, verdächtigt unsere Absichten, entstellt unsere Handlungen, und es darf eine Maasregel nur von der Regierung ausgehen, um sie aus diesem einzigen Grunde schlecht zu finden. Wo ist Wahrheit, wo Aufrichtigkeit? Will man das Wohl des Volkes, von dem ewig nur die Rede ist, oder nicht vielmehr die eigene Sache, die man zur Parteisache gemacht, Aussichten des Ehrgeizes, der Habsucht, der Eitelkeit, der niedrigsten Leidenschaft, die man durch den Namen des Volkes heiligen will? Und welche Menschen sind es, die das leichtgläubige Volk betrügen, um es aufzuregen und zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zu mißbrauchen? Glauben diese meuterischen Schwätzer, die Fürsten würden ihre Kronen zu ihren Füßen niederlegen, um einer Volkssouverainität zu huldigen, deren Apostel sie nur predigen, um selbst souverain zu werden? Thorheit ist es immer, solche Ansichten und Meinungen auszusprechen und zu verbreiten; jetzt aber ist es Raserei. Wie die Dinge stehen, bleibt die Entscheidung, wenn man Ernst gebraucht, auch

nicht einen Augenblick zweifelhaft. Wer ist das Opfer? das verführte Volk. Die leichtsinnigen Spieler haben leicht verwegen hohes Spiel spielen. Geht es verloren; dann zahlt das Volk den Einsatz. Ist es anders?“ — „Leider! nein. Das Bild ist treu, ist wahr, aber — unvollendet. So geht es ausserhalb der Stadt und innerhalb ...“ — „wird auch gesündigt,“ fiel der Mann ein. „Ich verstehe Sie. Wahrheit wollen wir, und nur die Wahrheit. Haben diese Menschen sie nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt, die Münze verfälscht, daß vom echten Metalle nichts mehr übrig blieb; ihr ein heiliges Gepräge: das Wohl der Menschheit, das Glück des Volkes aufgedrückt, um ihr Curs zu geben, die Unbesonnenen und Leichtgläubigen damit zu betrügen? Ist denn Alles schwarz, gehässig auf dieser Seite, auf jener Alles weiß und liebenswürdig? Es gilt in dieser Lage das Volk aufzuklären, ihm zu zeigen, was seine Führer wollen, von denen es sich verführen läßt, seinen Blik auf den Abgrund zu richten, an dem es mit kindischem Leichtsinne ein gefährliches Spiel treibt.“ —

„Wenn man ihm nun,« fragte ich bescheiden, „ehrlich gezeigt, was ausserhalb der Stadt sich zugetragen; dann darf man es auch wohl in dieselbe führen, damit es erfahre, was sich innerhalb begiebt. Man darf ihm sagen, daß die Regierung nicht immer das Rechte erkannt, das Geeignete verfügt hat, daß sie in Zukunft einen Weg betreten werde...? – „Vorsichtig!" rief der Mann des Stillstandes, „langsam! Das Vertrauen des Volkes darf man nicht schwächen, seinen frommen Glauben nicht untergraben, ihm die Gewalt nicht verdächtig machen. Darin ist schon zu viel geschehen. Keine Zugeständnisse! Giebt man diesen Menschen in einem Punkte Recht; dann wollen sie es in Allem haben. Bewilligt man ihnen das Mögliche; dann steigern sie ihre Forderungen über das Mögliche hinaus. Dann sieht es immer aus, als hätten sie das Zugestandene durch ihre Unverschämtheit, durch ihren Trotz gewonnen, und durch Unverschämtheit und Trotz sucht man wieder zu gewinnen. Finden Sie es anders?" — Großmuth, erwiederte ich, ziemt der Macht; sie ist ihr schönster Schmuck. Der Gewaltige

soll Nachsicht mit der Schwäche haben; er kann es ohne Gefahr. Der Einsichtsvolle vergiebt dem Unverständigen; darauf hat dieser selbst ein Recht, wenn sein Unverstand nicht auch Bosheit ist. Die Regierungen sind im Besitze der Macht und Einsicht; denn darum sind sie über die Andern gesetzt. Man darf von Jedem doch nur billig fordern, was er, seiner Natur nach, geben und leisten kann. Bei schlimmer Wirthschaft in dem Hause klagt man die Eltern, nicht die Kinder an. Sollten väterliche Regierungen nicht kindliche Unterthanen finden? Vergeben sie dem Manne die freie Aeußerung, die aus seinem Herzen kommt. Ich bin kein Staatsmann, und von der Staatskunst habe ich höchstens die Theorie. Im Leben aber gestalten und fügen sich die Menschen und Dinge gar oft anders, als in der Wissenschaft. Der Zwiespalt, der jetzt nur zu oft Regenten und Völker theilt, ist ein Familienzwist. Die Streitenden gehören einander an, sind Glieder desselben Hauses, haben e i n Interesse. Was sie verlieren, das verlieren Alle, und so geht auch was sie gewinnen, in die Masse. Es sind ja

nicht Gallier und Römer, und der siegende Brennus wird das Schwert nicht auf die Wage der Gerechtigkeit werfen. Das vae victis! wäre mehr als grausam. Der Sieg eines jeden Theiles ist für beide Theile eine Niederlage." — Ich schwieg, und es trat eine Pause ein, die mich verlegen machte. Um dieser Verlegenheit zu entgehen, suchte ich einzulenken und sprach weiter: Schriftsteller mit Einsicht und gutem Willen könnten viel thun, das ist wahr; aber sie müßten Vertrauen auf beiden Seiten haben. Das ist jetzt schwer. Jeder will das Recht, das ganze Recht für sich; was bleibt dem Andern übrig? Und doch glaubt Jeder, Recht, das ganze Recht zu haben. Keine Zugeständnisse! sagt der Starke. Was aber soll die Schwäche sagen? Will man sich verständigen; dann geht man von Etwas aus, über welches man einverstanden ist, um zu Dem zu gelangen, über was man streitet. Die Streitenden sind, wenn ich so sagen darf, durch einen Strom geschieden. Der Gegner will den Gegner auf sein Ufer bringen; und so muß es seyn, wollen sie anders zusammen kommen und

sich vereinigen. Um das zu bewirken, muß man über den Strom eine Brücke führen, die beide Ufer mit einander verbindet. Wie jetzt aber gehandelt und verhandelt wird, schlägt jeder Theil eine Brücke über den halben Strom, und will doch, daß der andere zu ihm komme. Wenn ich einen Menschen von irgend einer Wahrheit, die er nicht einsieht oder zugiebt, überzeugen will; dann gehen wir gemeinschaftlich von einer Wahrheit aus, die wir beide einsehen und zugeben, um zur Uebereinstimmung über die bestrittene zu gelangen. Geschieht das nicht, dann sucht man eine Kette in die Luft zu hängen, deren letzter Ring an nichts befestigt ist; man führt ein Gebäude auf, das keinen Boden hat. So aber geht es, wenn ich mich nicht irre, in dem Streite, den die hadernden Parteien führen. Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns; so lautet das Feldgeschrei. Der einzige rechte Glaube ist hier, dort nichts als Ketzerei. Der Lutheraner predigt das reine Lutherthum, der römisch-Katholische das reine Pabstthum. Sie lehren, sie bekehren nicht; sie erhitzen, sie erbittern, sie fanatisiren nur. Wo-

hin kann, wohin muß das führen? Vielleicht zu einem dreißigjährigen politischen Kriege, wenn es dreißig Jahre voll Noth und Elend thun, woran ich zweifle.

Der Mann lächelte und sagte: „Und der langen Rede kurzer Sinn?“ — ist, war meine Antwort, ganz kurz gefaßt: daß, wenn man das ehrende Vertrauen zu mir hat, ich könne mitwirken zur Verständigung und Versöhnung, ich diesem Vertrauen zu entsprechen mich bemühen will. Soll ich aber versuchen, die Leute, die, durch den Strom getrennt, auf beiden Ufern stehen, zusammen zu führen; dann muß es mir gestattet seyn, die Brücke *ganz* zu schlagen. Es muß gestattet seyn, treu und wahr zu sagen, was *innerhalb* der Stadt, und was *außerhalb* derselben geschehen ist, noch wirklich geschieht, und in Zukunft geschehen soll.

Zwölfter Brief.

Den 2. August 1832.

Einst retteten die Gänse das römische Capitol, als die wilden Gallier es erstürmen wollten. Was wird unseres retten? Daß weiß Niemand; aber es wird gerettet, und die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit wird ihren Camillus haben, er mag nun geboren seyn, oder noch geboren werden. Die ewige Weltordnung hebt keine Macht der Erde auf, und den naturgemäßen Gang der Menschheit und der Völker stellt man nicht wie ein Uhrwerk still. Was kommen soll: es kommt, wenn auch keine menschliche Voraussicht wissen, oder nur ahnen kann, wie es kommen wird. Retteten doch Gänse einst das römische Capitol! Ohne das Stumpfnäschen der Kleopatra, meint Pascal, hätte die Weltherrschaft der Römer eine andere Bahn verfolgt. Ein Mönch, der

die Langeweile seiner Einsamkeit mit chemischen Versuchen zu zerstreuen sucht, erfindet das Schießpulver, und diese zufällige Erfindung ist eine der Grundlagen der neuen Gestaltung der Welt. — Columbus erbettelt sich, als Abenteurer verlacht, die kargen Mittel, die bekannte Welt mit einer unbekannten zu bereichern, und der Einfluß dieser neuen Welt auf die alte ist unermeßlich, und wirkt durch alle kommende Jahrhunderte auf eine Weise fort, die sich nicht bestimmen, nicht berechnen läßt. — Ein schiefes Fenster zu Trianon entzündet einen folgreichen Krieg, und die beschmutzten Handschuhe einer Königin entscheiden die Ungnade Marlborough's, und geben der Politik der großen Mächte und dem Gange weltgeschichtlicher Ereignisse eine andere Richtung. Wer mag sagen was die Dinge herbeiführt, die da kommen werden? Die geträumte Allmacht der schwachen Menschen lerne Mäßigung und übe Gerechtigkeit; die geträumte Allwissenheit lerne Bescheidenheit! Den Gang der Menschheit und der Völker, der durch eine ewige Weltordnung vorgezeichnet ist, ändert kein Ukas, kein Cabi-

netsbefehl, keine Ordonnanz, nicht einmal ein Beschluß des Bundestags.

Die Beschlüsse des Bundestags! Ja, sie haben mich mit Trauer erfüllt, weniger durch Das, was sie enthalten, als vielmehr durch Manches, was sie nicht enthalten, aber enthalten könnten, enthalten sollten. Der Bundestag mußte einschreiten, mit Nachdruck einschreiten; das erfoderte seine Würde und Deutschlands Lage. Die Regierungen der einzelnen Staaten hätten dieser Nothwendigkeit durch Kraft und Klugheit begegnen können; es war nicht geschehen, und die Aufgabe blieb der Bundesversammlung zu lösen. Die Ausschweifungen und Mißbräuche hatten an manchen Orten einen Grad erreicht, der es der Staatsgewalt zur dringenden Pflicht machte, gegen die Urheber mit Strenge zu verfahren. Nachsicht, Gleichgültigkeit, wäre ein Vergessen ihrer Pflicht gegen sich selbst und gegen das Volk gewesen. Oder meinten die politischen Träumer vielleicht, die Verblendung einer bethörten Menge hätte sie so hoch gestellt, daß die Regierung sie nicht erreichen, sich nicht

an sie wagen würde? Es ist möglich, und dieser plumpe Rechnungsfehler wäre ein Beweis ihrer Beschränktheit, ihrer Unfähigkeit und ihres Dünkels mehr, die sie übrigens hinlänglich belegt und beurkundet hatten. Der dumme Frevel überfüllte das Maas, und das Aeusserste rief, wie es zu fürchten war, das Aeußerste hervor. Das Aeusserste ist wirklich eingetreten. Es waren aber nur Wenige, die an dem strafbaren, tollen Benehmen Theil genommen, und diese Wenigen durfte die Gerechtigkeit mit der Nation, mit der achtbaren, überwiegenden Mehrheit der Gutgesinnten und Rechtlichen nicht vermischen; und gegen die Wenigen waren die Bessern, auch Liberale und Freigesinnte, wie man sie nennt, entschieden aufgetreten. In der langen Reihe der Beschlüsse auch nicht ein freundliches Wort an die Gutgesinnten, nicht ein Wort des Trostes für die Leidenden, nicht ein Wort der Verheißung für die Hoffenden, kein Wort von Dem, was die heftige Bewegung in den Gemüthern hervorgebracht, kein Wort von Dem, was sie beruhigen, was ihren Glauben aufrichten, ihr Vertrauen stärken konnte! Das ist

hart. Es könnte anders seyn. Unheilschwangere Zukunft!...

Vor zwölf Jahren sagte ein Schriftsteller, dessen Werke ich liebe, als wäre ich selbst ihr Verfasser: „Dem Mißbrauche der Presse in Deutschland sollten die Resultate der Karlsbader Conferenzen ein Ende machen.“ Ob, und wie weit sie diesen Zweck erreicht, werden wir in der Folge sehen. Den Werth der Oeffentlichkeit, und warum sie gewöhnlich gehaßt wird, und als das Palladium aller Wahrheit und Gerechtigkeit immer Vertheidiger finden wird, hat Dupaty in wenig Worten trefflich ausgesprochen. „So eben hört man,“ schrieb er 1785 aus Genua, „den nächsten Sonntag werden der Doge und der Senat das hiesige Hospital besuchen; und schon ist alles thätig, um die Betten zu schmücken, die Säle zu räuchern, und dem Widrigen einen gefälligen Schein zu geben. Welche schreckliche Lüge wird bereitet! So zeigt man den Fürsten ihre Staaten.“ Der stärkste Vorwurf, den man den Resultaten der Karlsbader Conferenzen machen kann, ist, daß sie alle Beschwerden, die man von Oben gegen

Unten hat, mit genauer Strenge aufzählen, alle Sünden von dieser Seite rügen, und Mittel ergreifen, denselben in Zukunft zu begegnen. Wie! möchte man mit Pope, nur in andern Worten, aber fast in gleichem Sinne, fragen: Sind denn allein die Hohen Christen, die Niedriggebornen aber Heiden? Die Regierungen mögen es gut gemeint haben; sie wollten helfen, wo ihnen Hülfe nöthig schien. Wo sie den Strom verheerend übertreten sahen, setzten sie ihm einen Damm entgegen. Das aber bedachten und fragten sie nicht, ob dieser Damm an einer andern Stelle die Gewässer nicht noch gewaltsamer über die Ufer treiben, und ob die fleißige Baukunst nicht mehr Schaden, als Vortheil bringen würde. Das wird der Erfolg sie lehren; aber, wie das zu geschehen pflegt, erst wenn die Lehre für sie ohne Nutzen ist. Die Presse ward mißbraucht; es ist Unverzeihliches geschehen, was auch keine Verzeihung finden soll. Ich sehe alle Fehler und Vergehen auf dieser Seite ein, und will sie nicht entschuldigen. Indessen entschuldigen die fremden Fehler auch die eigenen nicht, und machen

sie auch nicht gut. Die meisten Uebel, über die wir beim Volke klagen, sind vorübergehend, wenn die Regierungen sich zu benehmen wissen. Die Preßfreiheit ward mißbraucht; das läugnen wir nicht. Gab es aber darum kein Mittel, dem Mißbrauche zu begegnen, als die Untersagung des Gebrauchs? Weil Lügner und Verläumder schmäheten, mußte darum auch der Wahrheit der Mund verschlossen werden? — Deutschland hat es nicht verdient, daß es einiger Verirrten, ja, wenn Ihr wollt, selbst einiger Verbrecher wegen, so behandelt ward. Seine Völker waren es werth, Vertrauen und Achtung bei Denen zu finden, die über sie gesetzt sind. Dieses Vertrauen, diese Achtung waren wohl verdient; denn die Völker hatten sie mit ihrem Blute und Gute bezahlt, das sie freiwillig für die Befreiung des Landes von fremder Herrschaft, für die Selbstständigkeit, die Würde und Ehre ihrer angestammten Fürsten zum Opfer dargebracht. Glaubet sicher: die Liebe der Völker ist kein eitles, leeres Ding. Steht der Bau auf solchem Grunde; dann habt Ihr seinen Einsturz nicht zu fürchten."

Das ward geschrieben oder gedruckt vor zwölf Jahren. Ach! Vor mehr als zwölf, vor mehr als zweitausend Jahren ward noch Besseres geschrieben und gesagt, später auch gedruckt. Ihr habt gut reden; wer will Euch hören?

Dreizehnter Brief.

Den 15. August 1832.

Ist die Politik eine Kunst, eine Wissenschaft? Man sollte es kaum glauben. Ist sie es wirklich; dann muß sie wenigstens schnell und leicht zu lernen seyn, weil fast alle Welt sie treibt, jedes Alter, jedes Geschlecht, jeder Stand sie fertig zu behandeln weiß. Alle richten an dem Staate ein, weisen dessen Gebrechen und Mängel nach, und zeigen, wie sie sich heilen und verbessern lassen. Ein Handwerk, auch das gemeinste, wird gelernt und eingeübt, und Niemand wagt es, auch nur einen Korb zu flechten, der es nicht zuvor versucht und eine gewisse Fertigkeit darin erworben hätte. Das ist mit der Politik ganz anders, und man sollte glauben, ein Staat ließe sich leichter machen, als ein Korb. In den Kaffee- und Weinhäusern, in den Salons, wie in den Kneipen, wird

über Verfassungen, Regierungen und Verwaltungen gesprochen und geurtheilt, als wäre der Mensch von Geburt aus ein fertiger Staatsmann. Das ist nun in so weit gut und lobenswerth, daß es eine allgemeine Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten beweiset; in so weit aber auch wieder schlimm und zu tadeln, daß es falsche Ansichten und Meinungen über die wichtigsten Gegenstände verbreitet, das Ernste mit Leichtfertigkeit behandelt, und das Ansehen der Staatsgewalt, welche der Achtung und Ergebung des Volkes so sehr bedarf, untergräbt und schwächt.

Muß man aber, wird eingewendet, ein Staatsmann seyn, um die Mängel und Gebrechen einer Verfassung und Verwaltung, wo nicht bestimmt zu erkennen, doch zu fühlen? Sollen die Regierungen und Beamten vielleicht die Mißbräuche rügen, die ihnen angenehm sind, oder Vortheil bringen? Hat nicht jeder Staatsbürger das Recht, seine Meinung, und also auch seinen Tadel über die Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, und über die Art ihrer Vollziehung auszusprechen? Ich bin

kein Schuhmacher, weiß aber am besten, wo mich der Schuh drükt, den ich trage. Man muß nicht gerade ein Schneider seyn, um zu sehen, daß der Rock nicht recht am Leibe sitzt, hier die Bewegung erschwert, die Glieder beengt, dort zu weit und schlaff am Körper hängt. An einer Tafel sitzen hundert Menschen, die von der Kochkunst nichts verstehen, und doch sehr gut wissen, ob die Speisen gut bereitet sind; und sind die Schuhe und Kleidungsstücke nicht für die Kunden, die sie tragen, keineswegs aber für die Handwerker, die sie gemacht? Sind die Speisen für die Gäste, oder vielleicht für den Koch? Ganz recht. Den Kunden und Gästen steht das Urtheil zu; und um es zu fällen, brauchen sie nur den Fuß, den Leib, den Gaumen. Damit ist, in der Regel, alle Welt versehen. Zur Würdigung geistiger Dinge gehört aber Geist und Bildung, die in Stand setzen, das Wahre vom Falschen, das Begründete vom Grundlosen zu unterscheiden. Der Gedanke setzt eine Seele voraus, die ihn begreift; das Gefühl ein Gemüth, das es fasset. Die Gleichnisse und Aehnlichkeiten, welche man

nur zu oft für Beweise nimmt, beweisen also nichts. Selbst wenn wir sie in der gegebenen Anwendung gelten lassen, beweisen sie nicht, was man mit ihnen beweisen will. Jeder, der einen Schuh am Fuße trägt, weiß, ob er in ihm bequem geht und ob er gut sitzt. Wie aber, wenn er wirklich drückte; könnte es nicht der Fehler des Fußes seyn? Ist jeder Leib gebaut, daß ihm die Kleider stehen? Weiß Jeder, wo es dem Schuhe, dem Rocke fehlt, und wie dem Fehler abzuhelfen ist? Die Gäste mögen schmecken, daß die Speisen nicht, wie sie wünschen, bereitet sind; aber wissen sie auch anzugeben, wie sie bereitet werden müssen, um wohl zu schmecken? Hat Mancher nicht einen eigenen Geschmack, und liegt dieser einzig in der Speise, und nicht besonders in der Stimmung, dem Befinden, der Gewohnheit des Schmeckenden? Und endlich, um eine Sache, die kleinlich scheinen mag, nicht kleinlich zu behandeln: Sind allenthalben und immer die Stoffe zu haben, wie sie der Kunde zur Bekleidung seiner Füße und des übrigen Leibes wünschen kann? Sind die Speisen aufzubrin-

gen, wie sie jeder Gast verlangt? Das Beste mag sich Jeder wünschen; der Verständige will, was zu haben ist. Klage und Beschwerde muß Allen gestattet seyn, und es ist gut, daß sie sich äußern, damit man sie kennen lerne, um ihnen abzuhelfen, wo es geschehen kann. Jeder Staatsbürger darf und soll sagen, was im Staate ihm lästig ist, was ihn beschwert, was er zu klagen, zu wünschen hat. Ob aber die Klage gegründet, ob und wie ihr abzuhelfen ist, ob und wie die Wünsche zu verwirklichen sind; das können doch nur Unterrichtete beurtheilen, die den ganzen Bestand der Dinge und Verhältnisse, Zweck, Mittel und Wege kennen. Der Einzelne kann oft wollen, verlangen, fordern, was zu gewähren das Recht und das Interesse der Gesammtheit nicht gestattet. Die Rechte und das Wohl der Einzelnen sollen aber mit den Rechten und dem Wohle aller Einzelnen, also des Ganzen nicht im Widerspruche stehen. Darf jeder Einzelne demnach auch Beschwerde führen, seine Wünsche aussprechen; dann kann doch nur, wer das Ganze übersieht, beurtheilen und entscheiden, ob die Beschwerde

gegründet, ob der Wunsch vernünftig und erreichbar, wie jener abzuhelfen und dieser zu befriedigen sey. Der Producent will den höchsten Preis seines Erzeugnisses, der Consument den niedrigsten. Der Fabrikant möchte einen Markt für seine Fabrikate, der den übrigen Fabriken verschlossen ist. Der Handwerker will zahlreiche Kunden und wenige Mitbewerber, und sieht das Zunftwesen gern, das diese beschränkt. Die Kunden aber und die ein Handwerk treiben möchten, werden für die Freiheit der Gewerbe seyn. Beamte finden bequeme Stellen und reiche Besoldung, viel Gewalt und wenig Verantwortlichkeit, und endlich für die Zeit, wo sie nicht mehr dienen, eine vortheilhafte Dienstpragmatik wünschenswerth. Gelehrte sehen die Blüthe des Landes in der Blüthe der Gelehrsamkeit, und betrachten reich dotirte Lehrstühle, Akademieen, Universitäten, ein gutes Honorar für Rede und Schrift, als Zeichen des Wohles der Staaten. Um alle diese Wünsche und Forderungen nach Verdienst zu würdigen, und in die Schranken zurückzuweisen, die ihnen durch das Recht und das allgemeine Beste vor-

gezeichnet sind; um die Mittel und Wege aufzufinden, wie billige Wünsche, gerechte Forderungen befriedigt werden können: dazu gehört ein Geist, der, über das Einzelne erhaben, die Gesammtheit übersieht. Man muß also vom Fache seyn, um zu beurtheilen, was zum Fache gehört, ein Schuhmacher, um über die Schuhe, ein Schneider, um über die Kleider, ein Staatsmann, um über den Staat mit Sachkenntniß zu sprechen und zu richten. Gilt es freilich Mißbräuche des Faches aufzudecken und zu verbessern, dann darf man die Leute vom Fache nicht allein hören, oder sie gar entscheiden lassen, wenn sie aus diesen Mißbräuchen Vortheil ziehen. Immer werden sie das Zunftwesen hegen, und ihren Stand und ihre Zunft, zum Nachtheile der Uebrigen, begünstigen. Darum ist freie Meinung, freie Rede das einzige Mittel, in das Chaos von widersprechenden Interessen und Ansprüchen Ordnung, in die Dissonanzen von Wünschen und Beschwerden Einklang zu bringen.

Ein wohlwollender und aufgeklärter Staatsmann, der die Handhabung der Gerechtigkeit

im Staate als das erste Bedürfniß des Volkes, als die größte Wohlthat betrachtete, schenkte meiner Versicherung wenig Glauben, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, in wie weit sie bei Gerichten anzuwenden seyen, zu den Grundpfeilern einer guten Justiz gehörten. „Unsere Juristen," sagte er, „sind anderer Meinung; und was sie einzuwenden haben, verdient Beachtung. Sie sind kein Jurist; auch ich bin es nicht, und über Gegenstände vom Fache muß man Leute vom Fache hören." — Hören, erwiederte ich, aber ihnen nicht gerade folgen. Nehmen wir an, man wollte festsetzen, wie die Männer ihre Haare tragen sollen, und beriefe zu dem Ende einen Geheimen- oder Staatsrath, oder eine konstituirende Versammlung von Haarkünstlern, also Leute vom Fache, die wie man glaubt, sich darauf verstehen. Welche Haarverfassung dürften wir erwarten? Zöpfe, Locken, täglich frisirte Köpfe mit viel Puder und Pomade, Chignons, Toupets, Tours, und wo an dem natürlichen Haare nichts zu verdienen ist, Perücken. — Der Staatsmann lächelte und sagte nichts. Allein, ich

wiederhole es, alle Künstler sind mit den Haar-künstlern in gleichem Falle, die Justizkünstler, die Wissenschaftskünstler, die Kunstkünstler und selbst die Staatskünstler. Zöpfe, Locken, täglich frisite, parfümirte Köpfe, Wissenschaft, Justiz, Kunst und Verwaltung, mit viel Puder und Pomade, und, wo das eigene Wachsthum fehlt, künstliche auf- und angesetzte Tours, Chignons, Perücken, und wo man glaubt, daß es dem Ansehen und der Würde Vorschub thue, auch Allonge-Perücken. Das ist größtentheils ihre Weisheit, ihre Wissenschaft und ihr Wissen. Handwerksgruß und Handwerksvortheil! Darum noch einmal: Oeffentlichkeit, freies Wort und freie Schrift! Prüfet Alles, das Beste wählet! Ueber das, was Alle angeht, dürfen Alle reden!

Vierzehnter Brief.

Den 24. August 1832.

Ein Freund schrieb mir in den letzten Tagen des Juni.

„Man muß jetzt, wo es nur immer möglich, Alles selbst sehen, selbst hören, selbst erfahren und prüfen, wenn man nicht getäuscht seyn will, besonders in dieser Zeit der Parteiung, die Alles, im Interesse der Partei, entstellt, der sie dient; und so machte ich auch eine Rheinreise auf einem Dampfschiffe. Das ist eine Art zu reisen in beliebtem Geschmacke, rasch, geräuschvoll und unterhaltend. Und obgleich bis jetzt die Dämpfe nur die Pressen in Bewegung setzen, um mit beschleunigter Eile das Gedruckte zu Tage zu fördern, so sollte man doch glauben, auch das Schreiben und Lesen werde durch die wundervolle Kraft des Dampfes getrieben. Das sputet sich und eilt und rennt,

und überstürzt und überrennt andere und sich selbst, um im steten Wechsel sich zu unterhalten und zu zerstreuen, nie und nirgends heimisch zu werden, und, von dem Fluche des ewigen Juden gejagt, rastlos zu wandern von Ort zu Ort, von Ereigniß zu Ereigniß. So schreibt, so lieset, so lebt man jetzt. Doch so zu fahren, das ist angenehm. Man gelangt schnell zum Ziele, ohne es zu überspringen. So finde ich es vortrefflich für bürgerliche Geschäfte, für Handel, Verkehr, Gewerbe, für den Absatz und Umtausch jeder Art. Geist und Gemüth hätten weniger Eile nöthig, und es wäre beiden mehr Stetigkeit, mehr Bleibendes und Dauerndes zu wünschen.“

„Auf dem Dampfschiffe ging es den Rhein hinauf bei heiterem Wetter. Die herrlichen Partieen von Bonn bis Bingen kennen wir Alle, die Meisten wohl, hoffe ich, zu ihrem Vergnügen, durch eigene Ansicht; beschrieben, besungen, gemalt und in Kupfer gestochen sind sie oft genug, und Jeder hat wohl ein kleines Bild der Kunst von dem großen Bilde der Natur, daß man es gern sehen wird, wenn ich

nicht auch noch davon ein Bildchen entwerfe. Es wäre doch nur ein geschnitztes Bild, das schon Moses von Gott zu geben verboten hat, und Gottes große Werke schnitzt man auch so leicht nicht nach. Auf meiner Fahrt hatte ich zahlreiche Gesellschaft und gute Unterhaltung, unter Andern einen Engländer, der selten redete, und zwei Franzosen, die nie schwiegen. Eine Familie vom untern Rheine hatte die Absicht, der Heilquellen wegen, nach Wiesbaden zu gehen. Nach Wiesbaden! Das liegt in Nassau; bewahre Gott! Da haben alle Gemüther die Natur der heißen Quellen, die kochend aus der Erde steigen, angenommen. Das siedet, zischt und gährt, und die Revolution hat ihr wanderndes Lager in dem Lande aufgeschlagen. Das war das Thema, das sich in hundert Variationen wiederholte. Die Familie beschloß, in ihrer Angst nicht nach Wiesbaden zu gehen, und selbst den Fuß des Vulkans, der gerade eine fürchterliche Ausleerung von sich geben konnte, nicht zu berühren. Die Geschreckten wählten Oppenheim, in dessen Nähe man ebenfalls ein heilsames Wasser finden soll. Der

heilsame Wein der Gegend ist mir bekannt: damit hat es seine Richtigkeit. Den Oppenheimer, Niersteiner, Laubenheimer darf man empfehlen; er wird die Censur passiren und selbst von Recensenten mit Beifall aufgenommen werden, wenn sie nicht allenfalls sich darüber ärgern, daß sie keinen zu trinken haben. Bei Censoren und Recensenten kommt ausserordentlich viel auf Stimmung und Laune an."

„Ich selbst wollte nach dem Rheingaue, erst den Niederwald besteigen, und dann auf dem Johannisberge Italien und die Schweiz vergessen, oder mich im Geiste dahin versetzen. Furchtsam bin ich nicht; aber eine Revolution ist eine brutale Bestie. Wer das Ding nicht in der Nähe gesehen, hat gut davon reden. Ich kenne es. Auf dem Klopp zu Bingen — es ist ein schöner Punkt — betrachtete ich das Land jenseits. Auf dem Rüdesheimer Berge thronte der Niederwald in stiller Majestät; er sah ernst und mild auf den königlichen Strom herab, der zu seinen Füßen murmelnd, wie zum Gruße, vorüberzog, und schien auf das unmächtige Rauschen des Bingerlochs, wie auf

das muthwillige Spiel eines Kindes, zu blicken. Weiter gegen Osten glänzte der Johannisberg gleich einem Feenschlosse, in der Abendsonne, und ruhete in südlicher Behaglichkeit, wie in die Beschauung des schönen Landes verloren. Die vergoldeten Fenster lächelten mich einladend und neckend an, als hätte ich die Furcht verrathen, die ich nicht ganz verbergen konnte. Ein Glas Scharlachberger, dachte ich, und mit dieser Stärkung frisch gewagt! Ich faßte mir ein Herz, ließ mich übersetzen, und stieg am Krater des Vulkans aus, der, wie man sagte, Revolutionen spie. Die Schiffer fuhren ab und zu, die Menschen trieben sich, lustwandelnd, oder beschäftigt, auf und nieder, im Engel gab man für gutes Geld einen guten Wein, und Alles war noch so ziemlich wie vorher. Ja, es war noch so, und war doch — anders. Es war Vieles anders, zu meinem Bedauern anders, als ich es früher gesehen hatte.“

„Die Geschichtsschreiber machen nur zu oft die Geschichte, und die Zeitungsschreiber die Tagesgeschichte. Was haben sie seit fünfzehn Monaten aus mehreren Rheinlanden gemacht?

Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben! Das ist aufrichtig; nicht Alle sind es, wie Göthe. Nicht blos aus meinem Leben, auch aus deinem, aus euerm Leben, aus dem Leben der Reiche, Staaten und Völker hat und giebt man Dichtung und Wahrheit. Auf die Mischung kommt es an, und darin zeigt sich die Ehrlichkeit, oder die Bosheit dessen, der sie macht. Wahrheit muß in Allem seyn, selbst in dem Betruge und in der Lüge, wenn man damit täuschen will; etwas Wahrheit, wenigstens so viel, um der einzuschwärzenden Lüge zum Geleite und als Sicherheitskarte zu dienen. Ich kann das verhüllte Bild eines Menschen zeigen, und ihm Billigung oder Tadel gewinnen, je nachdem ich es enthülle. Entblöße ich das freundliche, gefällige Antlitz; dann sieht man es ebenfalls freundlich und gefällig an. Was man sieht, ist Wahrheit. Deckt ihre widerliche Theile auf; dann wendet sich das Auge beleidigt davon ab. Es ist auch Wahrheit; Wahrheit hier, Wahrheit dort. In Frankreich schwört ein Zeuge, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts, als die Wahrheit zu sagen.

So hatten die nicht geschworen, welche seit etwas mehr als einem Jahre über die Rheinlande schrieben; und hatten sie so geschworen; dann haben sie es nicht gehalten. Wahrheit gaben Alle; aber nicht die ganze Wahrheit, sondern Wahrheit in verschiedener Mischung in mehr oder weniger Dichtung aufgelöset. Alle zeigten Stellen an demselben Leibe; aber den Leib nicht ganz, den Leib nicht, wie er lebt; hier entblößten sie nur das freundliche, gefällige Gesicht, dort nur die eckelhaften Nuditäten. Ich habe selbst gesehen, gehört, gelesen, geprüft. Ich habe unterrichtete Männer gesprochen, zu denen ich das Vertrauen habe, daß sie die Wahrheit kennen und die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts, als die Wahrheit sagen wollen. Ich wünschte, die Fürsten und ihre Minister hätten sie auch gesprochen; aber die Wahrheit, die ganze Wahrheit, findet selten den Weg zum Throne. Der übertriebene Diensteifer und die unkluge Eilfertigkeit untergeordneter Beamten und zudringlicher Aushelfer scheint mir viel, sehr viel verdorben zu haben. Die einschmeichelnde Augen-

dienerei wollte mehr, als das Gute thun, und überrannte, in blinder Hast, das Ziel.“

Es gehört mehr Verstand dazu, als man gewöhnlich glaubt, um die rechten Mittel zum gewünschten Zwecke zu finden. Wer auf Sperlinge mit Kanonen feuert, gebraucht einen Aufwand von Kraft, der mit dem, was sie bewirken soll, nicht im Verhältnisse steht, und gerade darum die Absicht nicht erreicht. Vor Allem muß eine Regierung selbst den Schein der Kleinlichkeit vermeiden; sie fordert Achtung; sie braucht Achtung; sie soll, sie wird ihr werden, bringt sie sich nicht selbst darum. Kleinliche Mittel kündigen Schwäche, Unsicherheit, Mißtrauen an. Eine Regierung muß sich stark, sicher, entschlossen zeigen, weil der Glaube an ihre Stärke, Sicherheit und Entschlossenheit, weiß sie ihn zu unterhalten, ihr diese Vorzüge giebt und sichert. Kleinliche Maßregeln, zu denen man in manchen Staaten seine Zuflucht nimmt, arten leicht in Neckereien und Plackereien aus, die zum Despotismus der Beamten führen, das Spionenwesen und die Angebereien begünstigen,

die das bürgerliche Leben quälen und in seiner Quelle vergiften. Das zeigt sich besonders in Frankreich. Den großartigen Despotismus erträgt ein Volk, weil die Furcht durch Achtung geadelt werden kann; und er kann es sogar mit einem gewissen Stolze erfüllen, wie wir unter Napoleon gesehen. Ein Gesetzgeber des Alterthums hatte den Vatermord nicht unter den Verbrechen aufgezählt, welche die Gerichte bestrafen sollten. Man tadelte ihn darum. „Ich will nicht," sagte der weise Mann, „daß man an die Möglichkeit einer solchen ungeheuern That glaube." In dieser Antwort liegt ein tiefer Sinn, den unsere Gesetzgeber und Regierungen verstehen sollten. Das Ausforschen und Spioniren, die Umtriebe einer geheimen Polizei, das auflauernde Horchen in jedem Winkel, das argwöhnische Lauschen im vertraulichen Kreise von Familien, in Gesellschaften und fröhlichen Vereinen, um strafbare Gesinnungen, verbrecherische Anschläge zu entdecken, die nicht vorhanden sind, führt gerade oft dazu.

Als König Pyrrhus auf Sicilien herrschte,

äußerten sich viele Einwohner mißvergnügt. Einige trieben es bei einem fröhlichen Gelage bis zu Lästerungen, die man, wie es begreiflich ist, dem Könige dienstfertig hinterbrachte. Der Herr gerieth in Zorn und beschloß die Frevler zu bestrafen. Diese sagten zu ihrer Entschuldigung: „Die Anklage ist begründet. Wir hatten viel getrunken, und haben, wie Trunkene gedankenlos gesprochen. Hätten wir mehr Wein gehabt; dann wäre noch mehr gedankenlos gesprochen worden.“ Pyrrhus war König genug, diese Entschuldigung großmüthig anzunehmen.

Fünfzehnter Brief.

Den 30. August 1832.

Ueber die beste Regierungsform mögen Narren streiten; die, welche die beste Verwaltung giebt, ist die beste, meint Pope. Der Ausspruch hat etwas von einem Orakel, auch die Zweideutigkeit und halbe Wahrheit. Welche Regierungsform giebt und sichert die beste Verwaltung? Das wäre die Frage, die vor Allem beantwortet werden müßte; denn daß jene auf diese Einfluß hat, kann nicht geläugnet werden. Jede Regierungsform ist gut, wenn es die Regierung ist, und sich der Macht bedient, die sie in Händen hat, um das Gute zu thun und thun zu lassen. Jede Regierungsform ist schlecht, wenn die Regierung selbst das Schlechte will und geschehen läßt. Die Form ist nur das Mittel, die Art der Wirksamkeit. Ob es Einer, Viele oder Alle thun, mag gleichgültig seyn,

wenn nur geschieht, was geschehen soll. Was Einer indessen zu thun im Stande ist, braucht durch Viele oder Alle nicht zu geschehen, weil das einfachste Mittel, das zum Zwecke führt, zugleich das beste ist. Ohne Bedenken darf man die Monarchie die beste Form der Regierung nennen, wenn der Monarch das Beste will. Ich zweifle, daß diese Behauptung bestritten werde. Fragen wir nur die Geschichte, die mit der Erfahrung von Jahrtausenden der Staatswissenschaft und Staatsklugheit zur Seite steht, und ihr in der Anwendung zeigt, was diese in der Theorie begründen oder entfernen wollen; dann sagt sie uns, daß die Monarchie sich immer am längsten erhalten, und die besten, aber auch die schlechtesten Regierungen gegeben hat; die besten gewöhnlich nur vorübergehend, die schlechten von längerer Dauer. Allein wo zeigt uns die Geschichte das Gute bleibend? Es scheint fast im Widerspruche mit unserer Natur zu stehen. Ein dauerndes Glück, ein bleibendes Gut wird als solches kaum gefühlt. Nur bestritten erhält es seinen Werth; nur verdient gewährt es Genuß. Verdienen aber

kann nur die Anstrengung, und die Anstrengung wird durch die Entbehrung hervorgerufen. Die wahren Gesetzgeber und Staatsmänner sind so selten, weil die räthselhafte Natur des Menschen so selten erkannt und begriffen wird. Wer die Gesetzgebung und Staatskunst wie eine Arithmetik behandelt, irret mit aller Wahrheit, die seine Berechnung leitet; denn das Leben der Menschen und der Völker ist kein Rechnungs-Exempel.

Verstand und Unverstand, Weisheit und Thorheit, Gerechtigkeit und ungerechte Willkühr finden wir in den Plebisciten, den Senatsbeschlüssen, den königlichen Ordonnanzen und den kaiserlichen Decreten. Die Demokratie hat ihren Ostracismus, die Aristokratie ihr Inquisitionsgericht, die Monarchie ihre Sternkammern und Specialgerichte. Die vollkommenste Demokratie, die wir vielleicht in der Geschichte finden, ist die von Athen, und das atheniensische Volk vielleicht auch dasjenige, das durch Bildung und Charakter am meisten zu dieser Regierungsform geeignet war. Und welche Willkühr hat es geübt, welche Ungerechtigkeit be-

gangen! Seine verdientesten Männer starben, von ihm zum Tode verdammt, oder in der Verbannung, und gerade ihrer Verdienste wegen. Seine pöbelhafte Eifersucht konnte nicht einmal die Künstlergröße des Phidias ertragen, der sein Leben im Kerker schloß. Vermochte doch der Einfluß des mächtigen Perikles selbst den weisen Anaxagoras, weil er ein Weiser war, nicht von der Schmach und dem Elende der Verbannung im hohen hülflosen Alter zu retten! Dasselbe Volk ließ sich zu den ausschweifendsten Handlungen und Entscheidungen durch niederträchtige Schmeichler verführen, die auf dem Forum nicht seltener, als bei Hofe sind. Kann eine Bulle oder ein Kabinetsbefehl Verderblicheres verfügen, als das Volk von Athen es durch ein Decret gethan, das die guten Bürger aufforderte, diejenigen der Strenge der Gerechtigkeit anzugeben, welche nicht an die Götter glaubten, oder neue Lehren über die Erscheinungen am Himmel vortrügen? Eine reine Demokratie ist eine große Seltenheit, und muß es, ihrer Natur nach, seyn. Das Volk eignet sich zum selbstständigen Berathen und Beschließen

nicht; es wird geführt, und nur zu gern wählt es seine Führer aus den Ueberspannten, Ehrgeizigen und Habsüchtigen, die ihm schmeicheln, um sich selbst auf seine Kosten zu erheben und zu bereichern. Was sich zum Vortheile dieser Verfassung sagen läßt, ist, daß der Günstling des Volkes, weil er seine Gunst gewinnen, oder sich in ihrem Besitze erhalten will, ihm zu gefallen suchen muß. Gefallen aber erwirbt doch nur Wohlthun, Angenehmes, das man erweiset, Beistand, den man leistet, bei gemeinen Seelen wohl auch Niederträchtigkeit; aber die Niederträchtigkeit findet den Weg zum Fürsten, zum Senate, wie zur Volksversammlung. Dann ist auch zu bedenken, daß die Verirrungen des Volkes vom Volke gebüßt werden, und daß es durch seine Fehler und Verbrechen sich selbst straft, wodurch es zur Vorsicht und Gerechtigkeit erzogen wird. Die Verirrungen und Schwächen der Fürsten und Aristokraten büßen diese seltener, als das Volk. Die Demokratie ist vorübergehend, und kann nur, wo sie ihrem Zwecke entspricht, auf die Dauer bestehen. Mit Tugenden vermag sie sich kaum zu erhalten;

mit Gebrechen, sobald sie einen gewissen Grad erreicht habeu, muß sie untergehen. Das ist auch ein Vorzug, denn sie hat, daß sie, verdorben, sich selbst zerstört. Die Monarchie dagegen kann sich auf Jahrhunderte erhalten, auch wenn sie dem Volke Verderben bringt; sie kann sich durch das Verderben des Volkes sogar oft befestigen, wie die Geschichte zeigt. Die Demokratie ist so zusammengesetzt, daß, um mich bildlich auszudrücken, hundert Räder fügig in einander greifen, viele Federn, mit gleicher Elasticität, die Bewegung in beständigem Einklange erhalten müssen, wenn die Maschine nicht stehen bleiben, oder sich zerstören soll. Einfacher ist die Aristokratie, doch nicht so einfach, wie die Herrschaft eines Einzigen, darum auch nicht so dauerhaft, und löset sich, spät oder früh, in diese auf. Die Demokratie, könnte man sagen ist ungerecht gegen Einzelne, die gewöhnlich im Staate die Ersten sind und darum gefürchtet werden. Die Aristokratie ist ungerecht gegen die Mehrheit, das absolute Königthum gegen die Gesammtheit. Da diese Ungerechtigkeit aber in der Form der Regierung liegt, also

verfassungsmäßig ist und kein positives Gesetz verletzt; so fällt sie nicht so sehr auf, und wird auch seltener getadelt. Die Aristokratie ist ein ewiger Ostracismus gegen das Volk geübt, die absolute Fürstenmacht eine Proscription der gesammten Unterthanen. Die unumschränkte Monarchie kann wohlthätig für das Volk, in ihren Wirkungen sogar die vollkommenste Regierung seyn. Das aber hängt von der Persönlichkeit des Monarchen ab; selbst die Gerechtigkeit ist eine Wohlthat, und die Freiheit, die man dem Volke gönnt, ein großmüthiges Geschenk.

Von einer Demokratie kann bei uns nicht mehr die Rede seyn, und höchstens in einem Winkel der europäischen Erde noch bestehen. Volkszahl, Beschäftigung, Bildung, Lebensweise und der politische Stand der Dinge in unserm Welttheile ist mit dieser Verfassung unverträglich. Was Europa wünschen, hoffen und erhalten kann, ist eine gemäßigte Monarchie, eine Monarchie mit republikanischen Institutionen, wie die Juliusrevolution in Frankreich sie gestalten wollte. Man hat diesen Ausdruck

viel getadelt, ihn lächerlich, abgeschmackt, selbst hochverrätherisch gefunden. Man versteht sich nicht, oder will sich nicht verstehen. Wäre eine erbliche Monarchie mit Institutionen, welche die Gleichheit vor dem Gesetze, die Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger, die Mitwirkung der Nation zur Gesetzgebung und zur Aufsicht der Verwaltung sichern, ein Unding oder eine Ungerechtigkeit? Wäre sie das, dann giebt es keine constitutionelle Monarchie, wie sie verstanden werden muß; dann giebt es keine Rettung aus dem irren Treiben unserer Zeit; dann stehen wir hoffnungslos vor der nächsten Zukunft, die wie ein bodenloser Abgrund vor uns liegt. Was wären republikanische Institutionen anders, als Anordnungen, die das öffentliche Wohl, die gesetzmäßige Freiheit Aller unter die Garantie eines Willens und einer Macht stellen, die nicht die Willkühr, sondern das Recht zur Richtschnur nehmen müssen? Deutelt und dreht und wendet die Worte, wie ihr wollt; die Sache bleibt, und die Aufgabe, eine Monarchie mit republikanischen Institutionen zu gründen, ist die Lebens-

frage unserer Zeit: Seyn oder Nichtseyn. Bleiben wir bei dem wahren Sinne des Wortes stehen! Republikanisch ist die Verfassung und Regierung, welche die öffentliche Sache zum Zwecke des Staates macht, nicht die Sache eines Einzigen, nicht die Einiger, sondern der Gesammtheit; oder wäre dem nicht so? Darf es anders seyn? Die Demokratie, ich wiederhole es, ist ein Unding in unserm Welttheile, in dieser Zeit; die Monarchie mit republikanischen Institutionen dagegen, wie sie verstanden werden **muß**, ist, ich wiederhole es ebenfalls, das einzige Mittel, das Europa in seiner gegenwärtigen bedenklichen Lage retten kann. Durch sie wird es gerettet, oder wir reiben uns selbst auf im blutigen Kampfe, in Anarchie und Tyrannei, und die Monarchie geht, wie die Freiheit, in dem unnatürlichen brudermörderischen Kampfe unter. Ihr spottet der Unglück weissagenden **Kassandra**, weil der Fluch des Gottes des Tages **euere** Augen, nicht die der Seherin geblendet hat. Ihr werdet nicht mehr spotten, wenn die rauchenden Trümmer von

Troja über euch zusammenstürzen; dann aber ist es zu spät.

Schon die Alten haben in der gemäßigten Monarchie eine Freistätte gegen die Tyrannei und die Anarchie gefunden, obgleich sie die constitutionellen Mittel dieser Regierungsform nicht kannten. Sie rechneten dabei mehr auf die Persönlichkeit, den Charakter und die Einsicht des Regenten, als auf Institutionen, die nicht mit den Personen wechseln, auch nicht wie diese, bösem Einflusse ausgesetzt sind. Selbst weise Griechen waren dieser Regierung nicht abgeneigt, wenn mit ihr nur die Willkühr vermieden ward. Was sie unerträglich, fluchwürdig fanden, war die absolute Monarchie, wie sie in Asien bestand. Was sie wünschten, suchten, aber nicht finden konnten, war die constitutionelle Monarchie, die Monarchie mit republikanischen Institutionen, wie wir sie bezeichnet haben. Das römische Volk zeigte sich dem Königthume nichts weniger als entgegen; es fand und verehrte in den Königen seine Beschützer. Der Mißbrauch der königli-

chen Macht zerstörte diese Macht, wie Alles durch Mißbrauch sich selbst zerstört. Ihre Erbin, die Aristokratie fügte die königliche Macht zu der ihrigen, und ward die Tyrannin des Volkes, nachdem sie das milde Königthum, das diesem Schutz gewährte, vernichtet hatte. Rom hieß eine Republik, was es weit weniger, als unter seinen Königen gewesen ist. So läßt man sich durch Worte täuschen! Ich kenne kaum ein schöneres Bild eines Königs, als wie es uns Isokrates in Theseus malt. Ein König mit diesen Zügen, nur in größern Umrissen dargestellt, wie die größere Zeit sie fordert, könnte jetzt vielleicht der Retter eines Welttheiles seyn, wie er damals der Retter eines Völkchens war. „Theseus," sagt der Redner, „da er Herr seiner selbst geworden, suchte die Gefahren, wo der Ruhm des Sieges der öffentlichen Dankbarkeit gewiß war; er wollte, alle seine Ansprüche auf Ruhm sollten eben so viele Wohlthaten seyn. Er suchte nicht den Himmel zu erstürmen, die Natur gewaltthätig zu bezwingen, oder an den Grenzen der Welt einen unfruchtbaren Ruhm zu ernten, sondern rottete

die Ungeheuer aus, die Attika verwüsteten, reinigte ganz Griechenland von den Räubern, bestrafte die Ungerechtigkeit und beschützte die Unschuld. Besonders ward er der Wohlthäter seines Vaterlandes, indem er es von dem schändlichen Tribute befreiete, den es den Kretensern bringen mußte. Dieser Fürst zeigte, daß es ihm weniger darum zu thun war, mit einem Muthe zu glänzen, als denselben Athen und ganz Griechenland nützlich zu machen, indem er den Völkern den innern Frieden und seinen leichten gegenseitigen Verkehr sicherte. Alle diese großen Dinge, deren Andenken ewig seyn wird, machen indessen nur den geringsten Theil seines Ruhmes aus, vergleicht man sie mit seinem Benehmen als Beherrscher von Athen. Denn was war Athen vor ihm? ein Staat ohne Gesetze mit einem zügellosen Volke, wo Jeder die vorübergehende Gewalt mißbrauchte die der Zufall ihm geboten, und emsig damit beschäftigt war, das öffentliche Verderben herbeizuführen, und selbst alles Ungemach zu ertragen hatte, das er Andern zufügte. Bei dem Tode seines Vaters fand Theseus die Un-

ordnung und Verwirrung so groß, daß die Bürger den feindlichen Angriffen von Aussen und den Ausbrüchen der Wuth im Innern ausgesetzt, sich gegenseitig mißtrauend die Furcht im Herzen, das Schwert in der Hand, nie zum Genusse des Friedens und der Ruhe kamen. Kein Eigenthum war sicher, kein Ansehen geachtet, die Stärke das einzige Gesetz, das galt. Wehe dem, der, was er besaß, nicht vertheidigen konnte! wohl Dem, der, was er sich angemaßt, behaupten konnte! oder vielmehr waren Beide gleich elend, die Unterdrückten, weil sie kein Ende ihrer Leiden sahen, die Unterdrücker, weil die Gewaltthätigkeit, die sie gegen Andere übten, sie selbst bedrohete. So fürchtete einer den Andern, sogar den, der vor ihm zitterte, Sklave und Tyrann zugleich, und als Opferer unglücklicher als sein Schlachtopfer, das wenigstens nichts mehr zu fürchten hatte. Aber unter Theseus trat Ordnung an die Stelle der Verwirrung, Eintracht an die Stelle des Haders. Da er richtig erkannte, daß nichts die Zwietracht entfernen, und die Bürger unter einem gemeinschaftlichen Gesetze vereinen könnte,

so lange die Nation, auf dem Lande zerstreut, fast eben so viele Factionen, als Familien zählte, fing er damit an, das gesammte Volk in eine und dieselbe Stadt zu vereinen, die in kurzer Zeit sich zur blühendsten von Griechenland erhob. Dann gab er ihm Gesetze, denen er die Volksouverainität und das Recht, das er auf alle Bürger ausdehnte, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, zum Grunde legte; denn, was ihn betraf, so konnte er, welches auch die Regierungsform seyn mochte, die Herrschaft nicht verlieren, die ihm durch seine Tugenden gesichert war, und er wollte lieber das Haupt einer freien und stolzen Nation, als der Gebieter einer Heerde Sklaven seyn. Die Athener ihrerseits, weit entfernt auf die Gewalt, die er behielt, eifersüchtig zu seyn, wollten im Gegentheile, er möge die unumschränkte Gewalt, auf die er verzichtet hatte, von ihrem Vertrauen zum zweitenmal empfangen, in der Ueberzeugung, daß es besser für sie sey, von ihm, als von sich selbst abzuhängen. Da sah man das ausserordentliche Schauspiel, einen König, der wollte daß sein Volk sich re-

giere, ein Volk, das seinen König bat, die Regierung nicht aufzugeben; ein allmächtiges Haupt in einer Republick, und die Freiheit unter der Monarchie. Auch waren diese Ansichten nicht eben die der meisten Fürsten, die ihre Bestimmung darin fanden, in behaglicher Ruhe von der Arbeit Anderer zu leben. Theseus hielt es für seine Pflicht, thätig zu seyn für sein Volk, und denen, die unter seinen Gesetzen lebten, den Frieden und das Glück zu sichern, sich aber die Anstrengungen und Gefahren vorzubehalten. So regierte er lange Zeit, ohne zur Behauptung seiner Macht weder auswärtiger Verbindung, noch fremden Beistandes zu bedürfen, hatte keine Wache, als sein Volk, und keine Feinde, als die des Staates. Die Weisheit und Milde seiner Regierung sind noch jetzt in unsern Gesetzen und Sitten zu erkennen.“ — So weit Isokrates.

Sechzehnter Brief.

Den 8. September 1832.

Sollen in einem politischen Kampfe, der Deutschland theilen könnte, Deutsche Frankreich sich anschließen, um mit seinem Beistande zu erlangen, was sie ohne denselben nicht erlangen würden? Diese Frage hat unsere öffentlichen Blätter und Zeitschriften viel beschäftigt, und von jedem ward sie beantwortet, wie es in seinem Geiste und Interesse lag. Von deutschen Regierungen ist hier wohl nicht die Rede, weil sie mit Frankreich aus Gründen sich verbinden könnten, die dem Volke fremd sind, und nur die Erhaltung und Befestigung ihrer Selbstständigkeit zum Zwecke haben. In diesem Sinne hat Bignon die Frage gestellt, und seine Entscheidung fiel zum Vortheile der deutschen Fürsten aus, wie es der Vortheil Frankreichs will. Können die einzelnen Staaten des deutschen

Staatenbundes mit fremden Mächten, die also nicht zu diesem Bunde gehören, nach Gefallen Verträge schließen, auch wenn diese dem Interesse des Bundes entgegen sind; verletzen sie dadurch keine der Verpflichtungen, die sie gegen den Gesammtstaat, den Staatenbund, dessen Glieder sie sich nennen, eingegangen haben; dann steht es ihnen frei, aus diesem Bunde zu treten, selbst eine feindselige Stellung gegen denselben anzunehmen. Das nun stände in offenbarem Widerspruche mit dem weitesten Begriffe, den man sich von einem Staatenvereine oder Staatenbunde machen kann. Auch wird keinem Staate, der zu einer wohlgeordneten Conföderation dieser Art gehört, ein solches Recht zugestanden; es wird ihm nicht einfallen, es anzusprechen. Es kann, es darf ihm nicht zugestanden werden, soll der Bund ein gegliedertes Ganzes bilden und die Auflösung nicht in die Macht jedes einzelnen Staates gegeben seyn. Hr. Bignon ist, was den deutschen Staatenbund betrifft, nicht unserer Meinung, und will den Gliedern dieses Bundes die Befugniß zugestehen, mit Frankreich sich zu verbinden.

Man begreift, aus welchen Gründen Hr. Bignon dieser Meinung ist. Gesetzt aber, es gelänge ihm, mit diplomatischer Gewandtheit den Staaten des, allerdings seltsam gegliederten und wenig verbundenen, Staatenvereins aus unbestimmten Ausdrücken von Urkunden und Verträgen das ihnen gegebene Recht herauszudeuteln; höbe es dann nicht den Zweck des Bundes, und so den Bund selbst auf? Wir aber begreifen nicht, wie er aus dem deutschen Staatsrechte ein Recht ableiten mag, das selten durch das Recht entschieden wird. Wer kann besser, als er, der viel erfahrne Mann, der den Buchstaben und das Leben zu würdigen versteht, wer kann besser wissen, daß die Ereignisse sich nicht nach dem todten Inhalte des geschriebenen Wortes, sondern nach der lebendigen Kraft gestalten, die in den Staaten und den Völkern wirkt? Deutschland war ein deutsches Reich; es war es nach dem Buchstaben des geschriebenen Rechtes und in der That. Wir sahen es untergehen. Der Rheinbund trat ins Leben; was führte seinen schnellen Tod herbei? Wir kennen die Uebel, an denen die Staaten sterben;

wir wissen, was sie blühend erhebt, ihren Verfall bereitet, und ihren Untergang unvermeidlich macht. Was das deutsche Reich, was den Rheinbund aufgelöset hat, wird Dem der deutsche Bund widerstehen? Das Steigen und Fallen, das Aufleben und Absterben der Staaten, die Bündnisse und Verträge, die sie vereinen und scheiden, sind kein Commentar zu geschriebenen Urkunden und Gesetzen. Es giebt ein Gesetz, das höher steht, als alle politische Weisheit, nämlich die Macht der Umstände, das Gesetz der Noth. Da Napoleon gegen Rußland zog, schloß sich das übrige Festland von Europa verbündet seinem Zuge an: da er aus Rußland kam, rückte ihm das ganze verbündete Europa feindlich in Frankreich nach. Selbst die Beschützten des rheinischen Bundes kehrten die Waffen gegen ihren Beschützer. Das war nicht geschriebenes Recht, nicht nach dem Buchstaben und Geiste geschlossener Verträge. Diese hatten sich aufgelöset, wie sie sich gestaltet hatten. Die diplomatische Kunst hat gewöhnlich nur die Entscheidungen der Kriegskunst in üblicher Form auf das Papier zu brin-

gen, sie ist im Nachzuge des schreibenden Hauptquartiers der Heere. Wie das Glück der Waffen den Ausspruch thut; so wird dieser diplomatisch protokollirt. Die Schwäche sieht bescheiden zu, wo die Stärke eine Löwentheilung macht. Wenn der gemeine Menschenverstand sich mit dem trivialen Wahlspruche hift: Noth kennt nicht Gebot; dann weiß die vornehme Politik aus der Noth selbst eine Tugend zu machen. Der glückliche Besitz stützt sich auf das historische Recht, wie er sagt. Mit mehr Wahrheit würde er sagen, auf den Besitz; denn in ihm liegt sein ganzes Glück, und in diesem Glücke auch sein Recht. Das historische Recht, oder vielmehr der Besitz, ist ein guter Boden, auf den sich bauen läßt; doch muß man sicher seyn, ihn zu behaupten, wozu er freilich selbst schon die Mittel giebt. Vom Rechte sollte man aber hier nicht reden, weil die Geschichte und das Recht in keiner so nahen Verwandtschaft stehen. Macht die Geschichte das Recht; dann darf man ja nur die Geschichte machen, um das Recht in ihrem Gefolge nachzuführen, und um das historische Recht zu än-

dern, ändert man die Historie. So hat es sich immer gemacht, wenn man es auch, aus guten Gründen, gerade nicht eingestehen will, und die Anhänger des historischen Rechts sind nicht so einfältig, wie der Grundsatz, auf den sie bauen. In dem historischen Rechte liegt ein Widerspruch; allein der glückliche Besitz ist haltbar und besser, als das Recht. Kann dieses sich nicht historisch machen; dann bleibt es eine Idee; historisch geworden, ist es Besitz, und als solcher glücklich, weil das Recht ohne Besitz ewig ein unglückliches bleibt. Von sogenannten Rechten wird demnach auch im Staatsrechte wohl häufig die Rede seyn; man wird aber auch hier unter dem Rechte das Vermögen, oder den Besitz, zu verstehen haben, wenn man sich nicht mit falschen Vorstellungen und trügerischen Schlüssen täuschen will. Vom deutschen Bunde und seinem öffentlichen Rechte dürfte das vorzüglich gelten; denn in ihm sind die Kräfte sehr ungleich, und das eigentliche Recht das sich geltend zu machen weiß, ist doch die Kraft; und dieses Recht wird auch,

ohne Zweifel, das Loos von Deutschland entscheidend bestimmen.

Sollen nun, um auf unsere Aufgabe zurück zu kommen, sollen in einem Streite, der Deutschland entzweien könnte, Deutsche Frankreich sich anschließen, um durch seinen Beistand zu erlangen, was sie ohne ihn nicht erlangen würden? Bei dieser Frage wäre also vom Volke, und nicht von den Regierungen, die Rede. Auch in Beziehung auf das Volk dürfte es eine müßige Frage seyn, weil die Antwort wie sie immer ausfallen mag, die Handlung Derer, die sie betrifft, nicht bestimmen wird. Da einem wilden Stamme in Amerika der Antrag gemacht ward, die Erde zu verlassen, die er von seinen Eltern überkommen hatte, sprach das Haupt desselben: „Können wir zu den Gebeinen unserer Eltern sagen: Stehet auf und folget uns?“ So sagt kein gebildeter europäischer Stamm. Die eigenen Gebeine machen ihm so viele Sorgen, daß er an die der Väter nicht denken kann. Vaterland und Vaterlandsliebe! Was wäre bei uns nicht eitler, leerer Wort-

kram geworden! Die Schönrednerei hat die Worte wie Mumien erhalten, da der Begriff, das Gefühl, die sie einst beseelten, schon lange gestorben sind. Ja, es ist hart, die Erde zu verlassen, in der die Gebeine unserer Väter ruhen; wo die erste Freude des Lebens uns gelächelt, das Auge den ersten Strahl des Sonnenlichts getrunken, das Ohr den ersten Laut der Liebe vernommen hat. Es ist hart, den Schauplatz der Spiele unserer Kindheit, wo die ersten Hoffnungen des Daseins freundlich uns ansprachen, wo die junge Kraft zuerst sich versuchte, wo unsere Verwandten und Freunde wohnen, unsere Jugendträume heimisch sind, gegen die Fremde zu vertauschen. Allein, eben weil es hart ist, muß den Menschen noch Härteres drängen und drücken, bis er zu dem Harten sich entschließen kann. Ihr sagt zu dem Unglücklichen, der Alles aufgiebt, was dem Menschen theuer ist, der Alles verläßt, was ihm werth geworden war, sich von Allem trennt, an was ihn die Bande der Gewohnheit fesseln: Wie? Entarteter, so liebst Du Dein Vaterland, daß Du kein Bedenken trägst, es aufzugeben

gegen die feindliche Fremde, die bekannte, befreundete Heimath gegen ein fernes Land, das Dir nichts ist, und erst etwas werden muß, wenn Dein Dasein Wurzeln in ihm geschlagen hat? — Ihr habt Recht; allein wer trägt die Schuld, daß es dahin kam? Es gab Völker, denen die Verbannung die härteste Strafe war; den Tod selbst fanden sie nicht so grausam, wie die Landesverweisung. Sie hatten ein Vaterland, und weil sie eines hatten, hingen sie ihm mit Liebe an. Jetzt sehen wir Familien zu Tausenden dem Lande entfliehen, das ihr Vaterland heißt, und mit sehnsüchtigem Blicke und freudigen Herzens über stürmischer See, auf langer gefahrvoller Fahrt, das Land in der Ferne suchen, das ihnen das Vaterland ersetzen, ihnen Vaterland werden soll. Der Augenblick, in dem ihr flüchtiger Fuß den heimischen Boden zum letztenmale betritt, scheint ihnen der freudigste, als sey es ein Augenblick der Erlösung, ein Augenblick, der ihren erstorbenen Hoffnungen neues Leben giebt. Wer Deutsche das deutsche Land in solcher Stimmung verlassen sah, wie sie Weib und Kind zu

Schiffe brachten, als gelte es, sie aus dringender Gefahr zu retten; dem mußte das Herz vor Wehmuth bluten. Ich habe es gesehen. So lieben sie ihr Vaterland, die Entarteten! Läßt sich die Liebe als eine Pflicht gebieten? Liebt der Mensch, weil es ihm befohlen wird? So weit hat es die Kunst zu regieren noch nicht gebracht, daß sie über des Menschen Neigung verfügen könnte. Sie hat es weit gebracht in mancher Unnatur; doch die Natur fügt sich ihrer Herrschaft nicht. Liebe, Haß, Neigung und Widerwillen werden durch keinen Befehl, durch keinen Beweis erzeugt; man muß sie fühlen, um ihrem Antriebe zu folgen. Zu einem leeren Herzen kann man sagen: Liebe! allein mit demselben Erfolge, mit welchem man zu einem Kranken sagt, er solle sich wohlbefinden. Nur Hartes, Grausames, Ungeheueres kann den Menschen zwingen, den vaterländischen Boden zu verlassen, den ihm so Vieles theuer macht. Auch war es immer eine harte, grausame, ungeheuere Zeit, die ihn zu dem Entschlusse brachte, die Heimath gegen die Fremde zu vertauschen, eine Zeit blu-

tigen Bürgerzwistes, schwerer Tyrannei, religiösen oder politischen Fanatismus. Nichts entstellt die Natur des Menschen gräßlicher, und verzerrt das Bild der Gottheit, das zu seyn er sich rühmt, mehr zur teufelischen Fratze, als wilder Aberglaube, der den Glauben, die Meinung, die Ueberzeugung gestalten und beherrschen will. Diese Furie, die der Wahn als eine Heilige verehrt, hat Spanien entvölkert, Frankreich seine fleißigsten Kinder geraubt, die Engländer nach der neuen Welt vertrieben, und Deutschland mit Verwüstung und Mord erfüllt. Und eine solche schwere Zeit sollte wieder über uns gekommen seyn, eine Zeit harter Tyrannei, blutigen Haders, fanatischer Verfolgung? Fragt in den Seestädten nach, wo sich deutsche Flüchtlinge in dichten Haufen sammeln, um, mit den Trümmern ihrer Habe, dem Vaterlande, als lodere es hinter ihnen in hellen Flammen auf, eilend zu entfliehen. Ja, für den höhern, bessern Menschen giebt es noch etwas Höheres und Besseres, als das irdische Gut, das ihm das Glück geben oder nehmen kann, den Glauben nämlich, die Ueberzeugung; und er hat

kein Vaterland, wo er nicht diesem Glauben, dieser Ueberzeugung folgen darf. Für dieses höchste Gut, für Religion und Freiheit, verläßt er das Land seiner Geburt, das Land seiner Väter; und dieses Land, welches ihm das höchste Gut versagt, das es gewähren, aber nicht versagen, schützen, aber nicht anfeinden sollte, dieses Land soll er lieben, weil es sich sein Vaterland nennt, wenn es auch keine väterliche Gesinnung für ihn hat! Seid Väter, und ihr werdet der kindlichen Gefühle des Volkes sicher seyn! Kann der Bürger in die unnatürliche Lage kommen, sein Vaterland gegen die Fremde aufzugeben; könnte er dann nicht der weniger unnatürlichen Versuchung unterliegen, die Fremde zu seinem Beistande in die Heimath zu rufen? Es ist unnatürlich, ich gestehe es; allein nur Unnatürliches, kann das Unnatürliche erzeugen. Wir fühlen uns durch das Verwandte angezogen, befreunden uns mit den Gespielen unserer Kindheit und Jugend, mit Sprache, Sitte, Lebensweise, welche unsere Sprache, Sitte und Lebensweise und die unserer Eltern, unserer Geliebten sind: tausend Bande fesseln uns durch

süße Angewöhnung an das Leben in der Heimath, wie es ihre Bewohner leben. Was gehört dazu, um diese tausend Bande, durch die wir uns so gern gefesselt sehen, aufzulösen, um uns zu bestimmen, dem Befreundeten zu entsagen, das Verwandte zu verleugnen, und uns dem Unbekannten, dem Fremden hinzugeben? Und was dazu gehört, das muß geschehen seyn, ehe der Mensch sich zu dem unnatürlichen Entschlusse versteht, das Vaterland für das Ausland aufzugeben, und sich mit dem Fremden zu befreunden. Ihr habt gut rufen: Traue nicht: fürchte die Griechen, selbst wenn sie Geschenke bringen! Wir wissen das wohl; allein sollen uns die Trojaner, die nur Geschenke fordern, willkommener seyn, als die Griechen, wenn sie Geschenke bringen? Sollen wir die Hand küssen, die uns mißhandelt, weil sie eine verwandte ist, und die fremde zurückstoßen, die uns Hülfe reicht? Wie? Gebietet die Verwandtschaft, die Mißhandlung geduldig zu ertragen, und erlaubt zugleich, sie auszuüben? Gäbe es dort ein Recht, das Böse zu vollbringen, und hier eine Pflicht, sich ihm zu unter-

werfen? Diese Theilung wäre mehr als eine Löwentheilung, und weit schlimmer, schlüge sie auch nicht aus der Art. Göthe sagt in seinem Faust, der so schweren Ernst unter leichtem Scherze verbirgt, das sicherste Zeichen hoher Genialität und vollendeter Bildung:

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Auch französische Institutionen mag der echte Deutsche lieben, wenn er noch für etwas mehr Geschmack hat, als für den Wein. Fragt die Bewohner des linken Rheinufers, ob sie sich mit den Franzosen mehr verbrüdert fühlen, als mit ihren Brüdern, den Deutschen? Dann aber, wenn sie Euch sagten, wer ihrem Herzen am nächsten ist, dann fragt sie auch, ob sie sich zurücksehnen nach heimlicher Justiz, geschriebenem Verfahren, administrativer Gerechtigkeitspflege, aristokratischem Dünkel, Beamtenhärte und andern deutschen Köstlichkeiten, die man geschmackvoll finden soll, um ein echter Deutscher zu heißen, und sie werden eben so entschieden und bestimmt antworten, daß die

Geschenke der Danaer doch nicht zu verschmähen sind. Die Regierungen haben fast allgemein das unglückselige Vorurtheil, Alles befehlen, Alles erzwingen zu können; und mit einer hohen, höchsten und allerhöchsten Verfügung ist, wie sie meinen, jedem Mißbrauche begegnet, der Gehorsam gesichert, die Sache abgethan. Achtung, Liebe, Vertrauen sind Nebendinge, die man sich wohl als eine Huldigung, die sich von selbst versteht, gefallen läßt, aber nicht zu verdienen braucht. Darum aber hat auch jetzt fast nichts mehr im Staate Haltung und Sicherheit, und Alles droht, unzuverlässig und unzusammenhängend auseinander zu fallen. Man erzwingt wohl Reverenzen und Händefalten; allein, wenn der Glaube und die Andacht fehlen, weder Verehrung, noch Gebet. Darum hören auch die Reverenzen und das Händefalten auf, sobald man die Zwangsmittel dazu nicht mehr hat. So zeigt es sich auch in der That, und man darf sich darüber nicht wundern, wohl aber über das Erstaunen der Gewalt, die mit Befremden bemerkt, daß sie sich durch leere Ceremonieen hatte täuschen

lassen, die sie doch für den Ausdruck aufrichtiger Gesinnung zu nehmen bereit gewesen war. Man müßte demnach der Regierungskunst noch eine andere Unterlage geben, als Gewalt, wenn man von dem Volke mehr als Gehorsam verlangen sollte. Der Unterwürfigkeit ist man allerdings gewiß, so lange man die Mittel zu unterwerfen hat; gehen diese aus, dann wäre es Thorheit, auf jene zu zählen. Liebe aber, Achtung, Ergebung, Anhänglichkeit und Treue wollen verdient seyn, und lassen sich weder befehlen, noch erzwingen. Soll der Deutsche darum sein Vaterland lieben, dann darf man es ihm nur liebenswürdig machen. Auf eine andere Weise dürfte es schwerlich zu Stande zu bringen seyn. Deutschlands Unglück haben weder seine Fürsten, noch seine Völker, sich vorzuwerfen, aber zu büßen. Seine politische Gestaltung und Gliederung ist nicht ihr Werk, und doch die Ursache ihres Unvermögens und ihrer Unfälle. Bei aller Kraft ist Deutschland schwach, bei allen Vorzügen ohne äußere Achtung, bei allen Hülfsquellen ohne Vermögen, bei aller Bildung ohne Ansehen und Einfluß. Wir leben so sehr von

Erinnerungen, daß wir auf die Größe stolz sind, zu der unsere Väter einst sich vor einem Jahrtausende erhoben hatten. Unser Adelsstolz weiß sich für die Demüthigung, aller Welt unterthan zu seyn, mit der glorreichen Erinnerung zu trösten, daß wir früher aller Welt Beherrscher gaben. Unsere Väter und ihre Fürsten haben es nicht verschuldet, daß wir dem Auslande dienstbar sind; daß wir im Kriege die Quartiere, Lager und Schlachtfelder geben, im Frieden aber die Entschädigungs- und Ausgleichungsmasse bilden; daß wir säcularisirt, mediatisirt, und oft auch tyrannisirt werden, ohne daß wir eben Sclaven wären, oder Tyrannen hätten. Deutschland ist dem Thiere des Lucius zu vergleichen, sein ganzes Unglück liegt in seiner äußern Gestaltung. Wie dieses, besitzen wir alle Vorzüge und Tugenden, die Ansehen und Ueberlegenheit geben, und tragen doch die Last der Verachtung und Erniedrigung. Das Thier des Lucius war ein Mensch, durch Zauberei verwandelt; es war ein ausgezeichneter, ein vorzüglicher Mensch, hatte alle Gesinnungen und Gefühle eines solchen, und mußte doch,

in seiner thierischen Gestalt, thierische Behandlung erdulden. Die Lasten wurden ihm ohne Schonung aufgebürdet; und wo die Kraft oder die Neigung, sie zu tragen, fehlte, da trat Mißhandlung vermittelnd ein, erhöhete dort die Kraft, und ersetzte hier die Neigung. Was war Deutschland? was ist es? was könnte es seyn? was wird es seyn, vielleicht nach hundert, vielleicht schon nach fünfzig Jahren? Ich finde in ihm alle Mittel des Wohlstandes, des Glückes, der Freiheit und Zufriedenheit, alle Mittel, nur nicht den Zweck. Im Bunde viele Glieder, die Glieder mit wohlvertheilten Rechten, bei wenigen nur die Macht, die gerade nicht des Bundes ist. Der Wille kann nach dem Guten streben, das Unvermögen zu dem Bösen führen. Es giebt keine Macht in Europa die so manigfaltige Elemente der Kraft in sich trüge, keine, die weniger fähig wäre, sie zu entwickeln und zu gebrauchen, keine, die, im Gefühle ihrer Stärke und ihres Werthes, weniger vermöchte und weniger gälte. Wo gäbe es ein besseres, fleißigeres, treueres Volk, so gebildet, besonnen, redlich und muthvoll? Welches Volk

könnte sich besserer Fürsten erfreuen? Und das Volk und die Fürsten kennen sich, verstehen sich möchten sich nähern, verständigen, und es ist, als sprächen sie nicht dieselbe Sprache, als seyen sie sich, bei alter, langer Bekanntschaft, fremd. Es ist ein unerschöpflicher Lebensstoff in dem Volke, ohne daß es recht zum Leben gelangen kann. Es ist mit Ueberfluß gesegnet, und der Ueberfluß läßt es Mangel leiden, und die Quellen seines Reichthums verewigen seine Armuth. Ein braves, biederes Volk mit guten Fürsten, und keine Nationalkraft und keine Fürstenmacht! Die übergroße Mannigfaltigkeit läßt es nicht zur Einheit, der übergroße Reichthum nicht zum Gebrauche desselben kommen. Was daraus werden soll? aus dieser verworrenen Ordnung, aus dieser Feindschaft ohne Haß, aus dieser Freundschaft ohne Liebe, aus dieser Schwäche voll Kraft, aus dieser gespaltenen geviertheilten, ungebundenen Verbindung, aus diesem Widerstreite, aus dieser Anarchie befreundeter, zusammenstimmender Elemente? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, wozu Anarchie führt und führen muß. Das weiß ich, welches

das Schicksal von Staaten und Völkern ist und seyn muß, die, in der Nähe gestalteter, mächtiger Staaten, nach einer Gestaltung ringen. Aus diesem Labyrinthe kenne ich keinen Ausgang, und ich sehe mich vergebens nach der freundlichen Ariadne um, die dem Verirrten einen leitenden Faden reicht.

Das arme, gute Thier des Lucius! Es ist ein verwandelter Mensch, ein tüchtiger, verständiger Mensch, und sogar ein Schriftsteller; allein in seiner unglücklichen Gestalt, in die er verzaubert worden war, findet er, bei allen Ansprüchen auf Theilnahme, Achtung und Glück nur Härte, Verachtung und Mißgeschick. Der Mensch denkt, fühlt in ihm, ohne daß er seine Gedanken und Gefühle auszusprechen, mitzutheilen vermag. Er fühlt sich als Mensch, und den Menschen ist er ein Thier. Schreckliches Loos! Und das ganze Unglück des Unglücklichen liegt doch nur in seiner unglücklichen Gestalt!

Ja, wenn diese Verzauberung nicht wäre, diese unselige Verwandlung! Und welche Macht könnte diesen Zauber von mehr als einem Jahrtausende lösen?

In den ersten Jahren der französischen Revolution, die so viel zu denken gab, und so wenig verstanden ward, hatte ich den Einfall den Widerstreit der Prinzipien und Elemente, aus dem der Kampf hervorging, dramatisch darzustellen und bildlich zu versinnlichen, und wählte dazu Shakspeare's König Lear, den ich travestierte, ein heiterer Scherz, der einen tiefen Ernst verbarg. Der König Lear vertrat das Königthum, das, schwach und müde, sich der Sorgen und Beschwerden des Regierens entschlagen möchte. Regan, Goneril und Cordelia, die Töchter Lear's unter die er sein Reich zu vertheilen gedenkt, vertraten den Adel, die Geistlichkeit und das Volk. Es macht sich nun Alles, wie in dem unsterblichen Werke des brittischen Meisters. Der König will wissen, in welchem Grade die Töchter ihn lieben, um diese Liebe bei der Theilung zu lohnen. Ich habe einen Auszug meines Lear's in einem andern Werke mitgetheilt *) und

*) Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Erster Band. Ich muß hier be-

will den Leser nicht durch Wiederholung des schon Gesagten ermüden. Ich muß gestehen, daß der heitere und bedeutungsvolle Scherz mich sehr vergnügt hat, und daß ich die Gleichgültigkeit bedauere, mit der ich die Arbeit untergehen ließ.

Dem König, der wissen will, was er von der Liebe und Ergebung seiner Töchter zu erwarten habe, antwortet, unter Anderem, Regan:

„Das alte gute Recht, das die Geschichte lehrt,
„Ist, daß der Bauer giebt, der Adel nimmt und zehrt.
„Das ist der feste Grund, auf dem die Ordnung steht,
„Und die mit diesem Grund auch sicher untergeht.
„Wer keinen Stammbaum produziren kann,
„Ist, wer er immer sey, ein schlechter Mann.
„Was unsere Lieb' betrifft zu eurem Königthum,
„So grenzt sie fast an die für's Privilegium.
„Schüzt Eure Majestät nur uns und unsere Rechte,
„Dann, will er weiter nichts, sind wir des Königs Knechte.

Goneril spricht:

„Erhabenster Papa, was ich will, das ist wenig,
„Das Erste nach mir selbst ist — Gott, und dann der König.
„Für fette Pfründen und Präbenden
„Gedenk' den Himmel ich zu spenden.

---

merken, daß die Schrift, so wie sie erschienen ist, in manchen Stellen verändert oder verstümmelt worden.

„Den Wechsel auf die andre Welt
„Hab ich für diese ausgestellt.

Cordelia aber antwortet:

„Ich kenne meine Pflicht, doch kenn' ich auch mein Recht:
„Ich bin des Vaters Kind, und nicht der Schwestern Knecht,
„Nicht länger dulde ich, den harten Uebermuth
„Ihr Pochen auf Geburt und auf ein bessres Blut.

Auf ähnliche Weise ist die poetische Posse bis an's Ende durchgeführt. Der alte gute König, der sich dem süßen Geschwätze seiner beiden ränkevollen Töchter hingibt, und die gute und wahre Cordelia enterbt und verflucht, theilt sein Reich unter Regan und Goneril. Die treue, aufrichtige Cordelia, von ihrem königlichen Vater verstoßen, enterbt, verflucht, folgt dem Könige von Frankreich, der sie, auch ohne Mitgift, ohne Ausstattung und Erbtheil, ihrer Tugenden und Vorzüge wegen, zur Gemahlin nimmt. Sie folgt ihm nach Frankreich! Wer darf sie darum tadeln, daß sie Vater und Vaterland, Verwandte und Bekannte verläßt, und in die Fremde zieht, die ihr Heimath und Vaterland zu werden, ihr Eltern, Verwandte und Freunde zu ersetzen verspricht? Und ihr fragt, ob das treue und ergebene, aber

verkannte und verstoßene Volk, Beistand, Hülfe, Rettung von dem Auslande wünschen, annehmen darf. Warum verstoßet, enterbet ihr die gute Cordelia? Es liegt eine furchtbare Weissagung in diesem Lear, wenn man, wie ich gethan, an die Stelle der Personen, Stände setzt. Der König, von seinen Töchtern Goneril und Regan getäuscht, betrogen, mißhandelt, stirbt in wahnsinniger Verzweiflung. Die edle Cordelia kommt aus Frankreich, um den unglücklichen Vater zu retten; zu spät. Die ungeheure Verblendung des Königs hat die Megären, seine Töchter, mit seinem eigenen Blute genährt und groß gezogen; die scheußlichste Unnatur siegt, die Tugend wird geopfert. Auch das liegt im Gange der Natur. Der Beistand und Gehülfe von Goneril und Regan, ihr Schmeichler, Verführer und Verräther, ist Edmund, ein Bastard — hört ihr? — ein Bastard, der ehrlich keinem Stande und unehrlich allen Ständen angehört. Er ist immer mit dem Glücke, seines eigenen Glücks wegen, hält es mit dem Stärkern, um es selbst durch ihn zu werden, erklärt sich für den Sie-

ger, um durch ihn den Sieg davon zu tragen, wählt unbedenklich als das beste Mittel, was am sichersten zum Ziele führt. Heuchlerischer Anbeter der beiden Weiber, die im Besitze der Macht und des Reichthums sind, opfert er ihnen Alles, Ehre, Gewissen, wird zum Verräther an Vater, Bruder und König, verräth die Weiber selbst, mit denen er im Ehebruche lebt, siegt, ist glücklich im Siege und stürzt von der Höhe seines Glücks, wie von unsichtbarer Hand getroffen, in den tiefsten Abgrund von Schande und Elend herab, erkannt, entlarvt, mit der schrecklichen Ueberzeugung, daß er alle seine Verbrechen nur zu seinem eigenen Verderben gehäuft. Das Ungeheuer fällt in ehrlichem Zweikampfe mit seinem Bruder, dessen Untergang es geschworen hatte. Kent und Gloster, Freunde des Königs, von diesem verkannt und mißhandelt, in seiner Macht und Größe, weil sie den tugendhaften Muth gehabt, wahr zu seyn, folgen ihrem unglücklichen Monarchen in das Elend, seine einzigen wahren Freunde. da die Falschen, die Schmeichler, ihn verlassen mit seinem Glücke und seiner Macht; theilen

mit ihm alle Noth, Entbehrungen und Mißhandlungen, um ihm beizustehen, ihn zu trösten, zu retten.

Es ist eine furchtbare Schicksalstragödie, dieser Lear; das Schicksal hat sie mit blutiger Hand in die Weltgeschichte geschrieben; aber wer versteht die Weltgeschichte zu lesen? Verständen sie es, würde das Schicksal noch die Rollen schreiben, die sie spielen? Ein schreckliches Spiel! Zweimal ward das inhaltschwere Drama unter unsern Augen in Frankreich aufgeführt. Nun, da es zu Ende war, standen sie verdrießlich von ihren Sitzen auf, meinten das sey ein schlechtes Stück, welches die Polizei verbieten müsse, damit es die Herrschaften nicht weiter ennuyire. Ja, wenn es sich verbieten ließe! Das Schicksal setzt die Vorstellung fort, und die in der Weltgeschichte nichts gelernt, spielen ihre Rolle weiter bis zum Schlusse des fünften Aktes. Da Lear Herrschaft, Macht, Reichthum und den Verstand verloren, ward er weise. Warum muß Jeder erst verlieren um zu lernen, wie man verliert und erhält, wenn nichts mehr zu verlieren und zu erhalten ist?

Hätte Lear als König begriffen, was er begriff, da er nicht mehr König war, dann wäre er es geblieben. In seinem Wahnsinn spricht er, wie Edgar sagt, Vernunft im Wahnsinn:

Und ein Bettler läuft vor dem Hunde? Da hast
Du das große Bild der Herrschergewalt vor Augen.
Dem Hund im Amte gehorcht man.
Du Schuft von Büttel! Fort die blutige Hand!
Was peitschest Du die Hure? Geißle du
Den eigenen Rücken! Dir gelüstet heiß,
Sie dazu zu gebrauchen, wofür du
Sie peitschest. Hängt der Wuchrer nicht den Dieb?
Durch Lumpen scheint der kleine Fehler durch;
Ein Pelz, ein Amtsgewand verkleidet Alles.
Beschlagt die Sünde nur mit Gold, und ohne
Den Schuld'gen zu verletzen, bricht sogleich
Die starke Lanze der Gerechtigkeit;
Hüllt das Vergehn in Lumpen, und ein Strohhalm
Durchbohrt's. Es sündigt Niemand! Niemand, sag ich.
Ich will's vertheid'gen; glaube mir's mein Freund,
Der du die Macht, das Ansehen hast, die Lippe
Des Klägers zu versiegeln. Nimm die Brille!
Und wie ein ärmlicher Politiker
Gib dir den Schein, als sähst du das, was du
Doch niemals siehst!

Siebenzehnter Brief.

Den 20. September 1832.

Es ist in der That ein eigenes seltsames Wesen, dieses Ding, das wir Deutschland nennen, allenthalben und nirgends zu finden, eine vielgestaltige Einheit und eine Einheit voll Widerspruch, eine wunderbare Verwirrung, die in Ordnung fortbesteht. Das sind gesuchte Antithesen, wird man sagen, in denen mehr verunglückter Witz, als Wahrheit, liegt. Ich wünsche selbst, dem möge so seyn, und der verunglückte Witz, der auf meine Rechnung käme, thäte meiner Eigenliebe nicht so weh, als die unglückliche Wahrheit meinem Herzen thut, das warm und innig für dieses liebe Deutschland schlägt. Geben die Worte eine Antithese; dann ist sie wenigstens nicht gesucht, weil die Sache selbst eine Antithese ist. Es könnte, es sollte Manches anders und besser seyn; allein

wer kann, wer soll das Bessere geben? Ohne Zweifel die Regierungen vor Allen, und die Hoffnung der Freunde des Vaterlandes ruht auf ihnen. Sie können helfen, wenn Hülfe möglich ist; ohne sie giebt es keine, oder sie würde theuer erkauft. Allein wer regiert? Seltsame Frage! und doch, wer regiert? Ist es der Fürst? Ist es der Fürst mit Landständen, oder hat er keine? Ist es der Bundestag? Ja und Nein, Nein und Ja. Und wenn es endlich der Bundestag wäre, wer regiert in ihm? und wer regiert die Regierenden? Uebrigens verlangt man von den Regierungen auch oft zu viel, viel mehr, als sie mit dem besten Willen zu leisten im Stande sind. Sie haben es mit einem Gegebenen und Bestehenden zu thun, das sich nicht nach Willkühr gestalten läßt, sondern seine Gestaltung von der Vergangenheit mitgebracht, aus der sich die Gegenwart entwickelt und ausgebildet hat. Die Schöpfungskraft ist keiner Regierung gegeben, und jede ist an den Stoff und durch die Natur des Stoffes gebunden, den sie überkommen hat. Eine Regierung und Gesetzgebung ist in dieser

Hinsicht, wie jede Kunst, selbst die freieste, beschränkt. Der Meister, der ein Werk vollenden will, hängt von dem Gegenstande ab, aus welchem er es bilden soll, und von den Werkzeugen, die ihm zu dessen Bildung zu Gebote stehen. Man macht kein neues Deutschland, sondern, inwieweit es gelingen kann, das alte neu. Deutschland ist auch nicht die Welt, sondern ein kleiner Theil von ihr, und auf die Theile wirkt die Natur und Bildung des Ganzen ein. Selbst Phidias würde aus einem Weidenklotze keine Venus meiseln, oder einen Apollo auf einer Drehbank drechseln, so wenig als Raphael seine Madonnen mit einer Kohle auf die Leinwand zaubern könnte. Und doch hätten sie es mit todten Stoffen zu thun, die sich nach Willkühr behandeln lassen, und fänden in der Ausübung ihrer Kunst keinen fremden Ein- und Widerspruch. Völker und Menschen aber sind nicht todte Stoffe, und bei einer Umgestaltung Deutschlands müßte man auf die Anlagen und Neigungen der Deutschen, und, was noch mißlicher ist, auf die Stimmung einflußreicher Staaten, die sich bei dem

Werke betheiligt glauben, Rücksicht nehmen. Mit allgemeinen Ansichten und Vorschriften ist unsere Weisheit bald fertig, und wir haben Grundsätze, Theorien und Systeme für Alles bei der Hand. Allein in der Natur giebt es nichts Allgemeines, als inwieweit man das Besondere mit den gemeinschaftlichen Merkmalen zusammenfaßt, und Alles Generalisiren ist, in der Regel, ein Mord, oder eine Verstümmelung des Einzelnen. Das Leben und die Freiheit bestehen aber gerade in der Beachtung des Einzelnen, und ein Erzieher, ein Arzt, ein Richter, der nicht zu individualisiren weiß, verzieht, feindet das Leben an, und verfälscht die Gerechtigkeit. Wir stellen mit Fertigkeit das Muster eines Fürsten auf, und doch würde es kaum für zwei Staaten passen. Alexander starb mit der Seele eines Titus am gebrochenen Herzen, weil er erst seine Lage, und dann sich selbst verkannt hatte. Rußland kann keinen Titus brauchen; das Reich fordert Charaktere, wie Peter I, welche die vornehmen Strelitzen, wie dieser die gemeinen, zu behandeln wissen. Man regiert nicht Rußland, Frank-

reich und England mit derselben Kunst. Was dort nützte, förderte, könnte hier schaden, hindern. Der Fürst, selbst der tüchtigste, regiert nicht allein: der weit mächtigere Mitregent ist der Stand des Reichs, die Natur der Dinge, die Macht der Ereignisse, die den Menschen mehr führen, als er sie führt. Rußland kann Fürsten haben, die den Frieden lieben und mild und mäßig sind; die Regierung bleibt umsichgreifend, eroberungssüchtig und hart, weil die Macht der Dinge stärker ist, als der Mensch. Wie vielfältig ward die innere Politik Oestreichs getadelt, die Jeder von seinem Standpunkte aus richten zu können glaubte! Mancher fand es, in seiner liberalen Stimmung, höchst tadelnswerth, daß sich ein östreichischer Staatskanzler nicht wie ein Mitglied des nordamerikanischen Congresses benahm!

Wer auf die Macht der Dinge, den Charakter der Zeit, der sie zu dieser bestimmten Zeit macht, keine Rücksicht nimmt; wer sich bei seinem Streben und Handeln im Allgemeinen hält, Menschen und Völker, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht zu individualisiren

weiß; der wird, wie der Erzieher, der Arzt und der Richter in gleichem Falle, erfolglos, wenn nicht gar verderblich wirken. Daher wohl auch die größten Irrungen und Verirrungen der Staatskunst unserer Zeit, die, eine emsige Penelope, den Tag hindurch das kunstreiche Gewebe fertigt, das die Macht der Dinge, wie sie nun einmal bestehen, in der Nacht wieder auflöset und zerstört. Welchen Täuschungen hat sich die Staatskunst nicht allein in den letzten dreißig Jahren hingegeben! Von solchen Täuschungen ist freilich nicht die Rede, als verständen sie sich von selbst, und dürften nur den Gegnern zugerechnet werden. Es ist wahrhaft erbaulich, die Geschichte nachzulesen, und bei dem nächsten, besten diplomatischen Actenstücke einen Augenblick zu verweilen. In dem Pariser Frieden, der am 30. Mai 1814 abgeschlossen ward, heißt es unter Anderm: „Um den langen Erschütterungen Europa's und dem Unglücke der Völker durch einen bleibenden Frieden ein Ende zu machen, der in seinen Stipulationen die Bürgschaft seiner Dauer trägt, und weil Frankreich sich wieder unter die väterliche Regierung

seiner Könige begeben hat, und so der Welt ein Unterpfand der Sicherheit und Festigkeit bietet;“ und ehe ein Jahr verging, war der dauerhafte Friede und das väterliche Regiment der Könige, mit seinem Unterpfande der Sicherheit und Festigkeit, zu Ende, und den 20. November 1815 ward, zu demselben Zwecke, ein neuer Pariser Vertrag geschlossen; allein das Unglück der Völker und die unruhige Bewegung die durch Europa ging, währte noch immer fort. War die Constitution der Cortes gebrechlicher und vergänglicher? Und wie viel ward nicht von ihrer Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit gesprochen! Was nun die Befestigung des Glückes der europäischen Völker und ihre Beruhigung betrifft; so scheint die Aufgabe bis auf den heutigen Tag noch nicht befriedigend gelöset zu seyn.

Wenn ich glaube, daß manche Regierung mit Unrecht und Unverstand getadelt wird, weil sie nicht allgemeinen Ansichten und Grundsätzen folgt, die sich gründlich durchführen und beweisen lassen, aber nun gerade für den gegebenen Fall, für das bestimmte Volk in der bestimmten Lage

nicht passen: dann will ich damit nicht sagen, sie sey überhaupt fehlerfrei. Ich lobe sie nur, weil sie ihre Stellung und ihren Standpunct erkennt, und sich von glänzenden Theorien nicht täuschen läßt, die sich so leicht machen lassen, als sie schwer mit Erfolg anzuwenden sind. Joseph II hat es erfahren, was der beste Wille, der sich das Wahre und Rechte zur Aufgabe gemacht hat, erreicht, wenn er nicht auch die rechte Zeit dazu wählt. Gerade daß gewisse Regierungen zu individualisiren wissen, ihre eigene Stellung so gut erkennen und der Richtung folgen, die durch sie vorgezeichnet ist, giebt Zeugniß für ihre Einsicht. Dagegen ließe sich vielleicht behaupten, sie individualisirten oft zu viel, hätten nur das Besondere im Auge, und stellten es mit dem Allgemeinen nicht genug zusammen, würden dadurch einseitig und begingen, in solcher Einseitigkeit befangen, viele Fehler. Kein Staat steht mehr allein und vermag auch nicht, eine eigene Richtung, auf die andere Staaten keinen Einfluß hätten, zu verfolgen. So wie jedes Volk, jeder Staat einen eigenen Charakter, wie seine eigene Ge-

schichte, Vergangenheit, Entwickelung und Bildung hat; so theilen sie auch wieder den allgemeinen Charakter der Zeit, und, selbst ein Ganzes, sind sie wieder ein Theil des größern Ganzen, mit dem sie sich in Einklang setzen und erhalten müssen. Das nun scheint die Staatskunst nicht immer einzusehen, oder zu wollen. Dieses kann, wie jenes, seyn; beides aber muß bedenkliche Folgen haben. Ich kenne kaum eine Regierung, die in der That bewiese, daß sie die Zeit versteht, diese eigene, bestimmte Zeit, mit ihrem eigenthümlichen Charakter, und die Lage der Welt so richtig begriffe, wie die Lage ihres Volkes. Jede beschifft, wenn ich so sagen darf, ihr Fahrwasser, bemüht, die angenommene Richtung zu behaupten, um den Stand und Lauf des Stromes, seine Richtung und seine Biegungen unbekümmert. So kann sie dann daraus auch keinen Vortheil ziehen, und läuft selbst Gefahr, durch ihren Partikularismus mit der Gesammtheit in Widerspruch zu kommen. Seitdem die Revolution erkannt, aber darum nicht gerade verstanden ward, schien eine Aufgabe allen Regierungen vorgelegt, die Gegen=

revolution nämlich. Es ist einfach und natürlich, den Satz sogleich durch seinen Gegensatz aufzuheben und zu vernichten. Es ist so einfach und natürlich, wie jede allgemeine Ansicht, jeder Grundsatz, der, ausgesprochen, fest und sicher steht; allein, angewendet, tausend Schwierigkeiten zu bekämpfen hat. Es wäre lächerlich, zu fordern, die Regierungen sollten den lästigen Gast, der für sie sogar ein Dieb und Räuber ist, freundlich in ihrer Behausung willkommen heißen, und die seit Jahrhunderten errungene Baarschaft mit ihm theilen. Der Liberalismus hat ihnen diese Artigkeit zugemuthet und es sehr sonderbar gefunden, daß die Gewalt ihm nicht neben sich Platz gemacht, oder den ihrigen an ihn freundlich abgetreten hat. Es gehörte eine große Gutmüthigkeit dazu, die Gewalt auf diese Weise zu besserer Einsicht und Nachgiebigkeit bekehren zu wollen; ich habe sie nie getheilt und betheuere meine Unschuld. Ich war noch ziemlich jung, als ich schon eine Ahnung davon hatte, die Welt werde nicht nach einem Handbuche der Logik und Ethik regiert. Was ich erwartete, war, daß der vor-

nehme Herr den gemeinen Vagabunden, der, wie jener Bettler, mit dem Gewehre in der Hand, um ein Almosen bat, aus dem Hause werfen würde. Er hätte es auch gethan; allein der Mensch kann nicht immer, was er will, obgleich starke Geister, die vielleicht viel können und wenig wollen, das Gegentheil behaupten. In diesem Falle, vermuthe ich indessen, hat es einzig an dem Können, und nicht an dem Wollen gefehlt. Es läßt sich leicht und gut erklären, wie die Gegenrevolution der Revolution sich gegenüberstellte, und sich nur mit ihrer Vernichtung zufrieden geben wollte; allein billigen läßt es sich nicht, selbst nicht im Interesse des glücklichen Besitzes der Gewalt, des Bestehenden, der Erhaltung. Der lästige Gast hat sich in dem Hause eingenistet und setzt sich in ihm fest. Dem Hausherrn hätte ich gerathen, keinen Kampf auf Leben und Tod, keinen Vernichtungskrieg zu wagen, nicht Alles aufs Spiel zu setzen, um Alles zu gewinnen, oder zu verlieren, weil er das Spiel verlieren kann. Der Hausherr war im Vortheile; er konnte dem Gaste, der sich nicht vertreiben ließ, einen

Platz im Hause gönnen, ihn für die Wirthschaft gewinnen, und den sich als nützlichen Verbündeten befreunden, den er nun als gefährlichen Gegner zu fürchten hat. Das wäre mein Rath gewesen; er ist es noch, und kommt nicht zu spät. Die Staatsklugheit versteht es ja zu bösem Spiele ein gutes Gesicht zu machen. Sie versuche es! — Die verdammten Gleichnisse und Redensarten! Die Feigheit hat sie erfunden. Nein, die Gewalt hat sie erzwungen. Wer die Wahrheit nicht unverschleiert sehen kann; dem muß man sie in einem Schleier zeigen. Also rathe ich, die Staatskunst möge es versuchen. Sie thut es nicht; ich weiß es wohl.

Ludwig XVIII hat Denkwürdigkeiten geschrieben — oder sie werden ihm vielmehr zugeschrieben — aus denen sich Vieles lernen läßt. Ich ziehe hier einige Stellen aus: „Als in Frankreich sich die Reichsstände versammeln sollten,“ erzählt der König, „erhielten wir von allen Seiten Verzeichnisse der Abgeordneten, lauter Leute die wir nicht kannten: Aerzte, Advocaten, Kaufleute, bürgerliche Gutsbesitzer,

kleinen Adel, Pfarrer. In welcher Beziehung konnten wir mit ihnen stehen? Was waren damals Robespierre, Lanjuinais, Chapelier, Barnave, Gregoire und tausend Andere? Namen ohne Ruf, oder mit einem Provinzialrufe ohne Echo in Paris. Unsere Aufmerksamkeit war einzig auf die hohe Geistlichkeit, den hohen Adel und einige Männer vom dritten Stande gerichtet. So blieben wir denn ruhig den Drachenzähnen gegenüber, die ein drohendes Heer zu werden im Begriffe waren, vor dem die Majestät des Thrones, die Minister, der Hof, die Geistlichkeit und die Großen des Reiches verschwinden sollten. Ich vermag es nicht, den schmerzlichen Eindruck zu schildern, den es auf uns machte, wenn das Genie eines dieser unbekannten Männer sich offenbarte, die, zu unserm Nachtheile, sich der öffentlichen Aufmerksamkeit bemächtigten. Es ist eine Qual, die man erduldet haben muß, um sie zu begreifen. Die Deputirten trafen ein; eine geschickte Politik hätte erfordert, sie alle auf gleiche Weise zu empfangen, sie durch

angenehme, gefällige Manieren, diesen Talisman der Höfe, der die Zahl der Höflinge so schnell vermehrt, zu gewinnen zu suchen. Man hütete sich davor. Die Kabale, die keinen Fehler unbegangen lassen wollte, entschied mit feierlichem Ernste, man müsse den dritten Stand so viel nur möglich, demüthigen, um ihn nicht stolz zu machen, und ihm bei jeder Gelegenheit zu beweisen, wie wenig Werth man auf ihn lege. Die niedere Geistlichkeit ward in dieser Maßregel begriffen. Es fiel Keinem ein, daß die Pfarrer die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen würden. So glaubte man auch, der dritte Stand könnte unmöglich Aufsehen machen. Man war überzeugt, es bedürfe nur eines festen Willens, um die Reichsstände zu zerschmettern. Der Herzog von Duras sagte in dieser Beziehung zu der Königin, welche Unruhe verrieth: „Mein Gott, Madame, Sie dürfen ja nur dem Polizeilieutenant befehlen, Ihnen zwei Compagnien seiner Sbirren zu schicken, die Sie von dem dritten Stande befreien, indem sie ihn nach Bicêtre abführen. Es wäre doch seltsam, daß ein König von

Frankreich nicht Herr in seinem Reiche seyn sollte.“

„Die Majorität der Versammlung“ — der Deputirten nämlich — fährt Ludwig XVIII fort, „war gegen die Mißbräuche aufgebracht, aber im Anfange gegen die Monarchie nichts weniger, als feindselig. Das hinterlistige Benehmen des Hofes allein brachte ihm sein Verderben. Die Unfähigkeit unserer Häupter und Leiter führte eine Katastrophe herbei, die wir hätten vermeiden können, wollten wir ein offenes, gerades, den Umständen mehr angepaßtes, System befolgen. Ich erhob die Stimme, um die Gefahr zu zeigen, man wollte sie aber nicht hören.“

Wie Viele haben ihre Stimme erhoben! Man wollte sie nicht hören. Jetzt wie damals, damals wie jetzt. Vergebens haben Wohlwollende ihre Stimme erhoben, und erheben sie noch. Sie wurden nicht gehört, man hört sie nicht. Sie können sich glücklich preisen, wenn man sie nur für Verrückte und Dummköpfe, und nicht gar für Ruhestörer und Aufrührer hält. Den Weg sind sie gegangen; wir gehen

ihn auch, und gehen ihn, bis es keinen Weg mehr giebt, oder keinen Fuß, der ihn betreten kann.

Ich überlese meinen Brief und erschrecke. Welche Unordnung und Verwirrung! Er fängt mit Deutschland an, und geht wie Deutschland aus. Der Gegenstand ist Meister über mich und meinen Brief geworden, und hat uns beide etwas verwirrt gemacht.

Achtzehnter Brief.

Den 10. Oktober 1832.

In der spätern Zeit waren wir Zeugen eines Schauspiels in Deutschland, das, höchst charakteristisch, einen eben so wunderbaren, als wunderlichen Eindruck machen mußte. Was es Wunderbares darbot, wird die Geschichte mit dem würdigen Ernste behandeln, der ihr geziemt; das Wunderliche wollen wir nur im Vorübergehen berühren. Vor Allem aber bemerke ich, daß die Vorgänge, wie wir sie in Europa wiederkehren sahen, nach meiner Ansicht nur ein Vorspiel, eine Art Prolog zu dem großen Drama bilden, das seine Scenen in mehr als einen Welttheil verlegen wird. Das Geplänkel der Völker, verlassen wir uns darauf, kündigt eine Weltschlacht der Menschheit an. Die Zukunft ist ja die Frucht der Gegenwart, von der Vergangenheit gezeugt. Man braucht kein Prophet zu seyn, um zu sehen, was da kommen

wird, hat man nur ein Auge für das, was ist und war. Ich will auch nicht weissagen, weder Glück noch Unglück, und das Gemüth nicht aufregen durch Liebe oder Haß, durch Furcht oder Hoffnung. Die Ereignisse der Welt gehen ihren Gang, um unsern Zorn und unsere Theilnahme, wie um unsere kleinlichen Entwürfe unbekümmert, welche, wie unsere Eitelkeit sich schmeichelt, die Natur zu fördern oder zu stören, zur Aufgabe sich gemacht, und zu diesem Zwecke mit unsern Freunden oder Feinden im Bunde ist. Der Wagen des Schicksals, der die Bestimmung unseres Geschlechtes trägt, setzt seinen Lauf unaufhaltsam fort, durch tausend verborgene Räder und eine unsichtbare Kraft getrieben, und der menschliche Dünkel, der ihn aufzuhalten glaubt, ist die thörichte Fliege in der Fabel, die summend den Postzug zu bewegen glaubt. Einer geschickten und festen Hand mag es gelingen, zu seiner Leitung mitzuwirken; wer ihm aber trotzig den Weg vertreten will; über den geht er zermalmend weg. Was kommen soll, es wird kommen, und die es verhindern möchten, sind in ihrer Unwissenheit oft berufen, es her=

beizuführen. Allein die es ungeschickt herbeizuführen suchen, sind auch verdammt, es zu verzögern.

Die Auftritte, welche in Deutschland, besonders in Rheinbaiern vorfielen, sind, wenn auch nicht gerade folgenreich, doch bedeutungsvoll. In ihnen hat sich die deutsche Gemüthlichkeit und Geradheit offenbart. Sie haben wieder dargethan, wie leicht der Deutsche zu behandeln ist, wenn man ehrlich an seine Ehrlichkeit sich wendet und ihr vertraut. Das ist der Grundzug des deutschen Charakters, und in ihm findet eine kluge Regierung den Zügel, an dem das deutsche Volk sich führen läßt. Die gewandten und verschmitzten Künste der politischen Franconi's schlagen bei ihm nicht an.

Die Art, wie sich unsere sogenannten Revolutionäre bei der Durchführung ihres ungeheuern Plans benommen haben, hat in der That etwas Komisches. Der Widerspruch zwischen Zweck und Mitteln, die unschuldige Aufrichtigkeit, mit der sie zu Werke gingen, die Gefahr herausforderten, wo sie sich nicht zeigen wollte, und die Gewalt zur Vorsicht mahnten, wenn sie

die Gefahr nicht zu ahnen schien, bringen die große Verschwörung um allen Ernst. Man glaubt es mit dem bekannten Spione von Nürnberg zu thun zu haben, der sich höchlich wunderte, daß man ihn das feindliche Lager nicht wollte durchsuchen lassen; er sey doch der Spion und müsse Kundschaft bringen, meinte er, und da lege man ihm unerwartet Hindernisse in den Weg, die ihm die Erfüllung seines Berufs erschwerten. Ich frage in allem Ernste, ob sich die Tageblätter und Wortführer einer Parthei die man die revolutionäre nennt, anders benommen haben. Wenn es ihre Absicht war, die bestehende Gewalt zu stürzen, und eine neue Ordnung der Dinge an die Stelle der alten einzuführen; dann muß man gestehen, daß sie den schlechtesten Weg zu ihrem Ziele wählten. Ich weiß wirklich nicht, wie man der bestehenden Gewalt besser dienen, und die alte Ordnung der Dinge kräftiger stützen könnte. Auch äusserten manche Unbefangene den Verdacht, die Helden dieser travestirten Revolution seyen von der Gegenrevolution bezahlt gewesen. Ich glaube es nicht; dies Verfahren liegt keineswegs in

der Art des Deutschen, wohl aber die aufrichtige Gutmüthigkeit, zu einer geheimen Verschwörung durch das Geläute der Glocken einzuladen, und dem armen Teufel, der betrogen werden soll, zur rechten Zeit anzuzeigen, daß man ihn betrügen wolle. Wie dem nun sey, in jedem Falle war Klugheit die starke Seite dieser Leute nicht. Wer die rohe Gewalt, diesen Polyphem bezwingen will, braucht mehr die Verschlagenheit des Ulysses, als die Stärke des gewaltigen Ajax. Diesen zerschmettert der Cyklope an den Wänden seiner Felsenhöhle; nur dem Schlauen ist er nicht gewachsen, der sich für den Niemand zu geben weiß. Die Sache der Freiheit, wenn sie siegen soll, braucht erst einen Fabius Cunctator; der Scipio, Zama und die Niederlagen der Punier können später folgen.

In der Weltgeschichte geht, wie in den Dramen Shakspeare's, die Posse mit dem tragischen Ernste, ohne daß jene diesen stört. Man kann die Freiheit lächerlich, die Tugend selbst gehässig machen; aber beide verlieren dadurch nichts von ihrem Werthe und ihrer Würde.

Durch den Mißbrauch kann der Gebrauch des Nützlichsten verdächtig werden; der Gebrauch selbst behält darum doch sein Recht und seinen Nutzen. Man kann lachen, wenn Pygmäen die Titanen spielen und den Himmel stürmen; darum bleibt der Kampf gegen übermächtige Gewalt, wo sie Willkühr wird, immer groß und erhebend. Was dem Menschen durch seine Bestimmung beschieden ist, sein Recht, es muß ihm werden; und würde es ihm nicht, dann wäre es seine Schuld. Von der Last, die ihm mit Unrecht aufgebürdet ward, muß er sich befreien. Vieles wird von Vielen versucht, bis es endlich Wenigen gelingt. Hundertmal fährt die Axt schneidend in den Stamm, der hundert Streichen unerschüttert widersteht. Der letzte fällt ihn; waren die hundert darum vergebens? Viele werden den Tag der Entscheidung nicht erleben, allein der rechte Streiter kämpft um den Sieg, wenn er auch seine Frucht nicht erntet. Die Edeln, die in der Schlacht, in den Gräben, vor der Bresche gefallen sind, erscheinen nicht im Triumphzuge; und doch sind sie die wahren Sieger, die den Sieg mit ihrem Leben erkauft

haben. Was die Thoren thöricht wollen, kann gegen die Vernunft nicht zeugen. Gebt der Vernunft ihr Recht, und ihr selbst habt der Thorheit das Spiel verdorben. Ihr Recht aber wird ihr werden, und muß ihr werden, wenn auch der Unverstand, der dem Rechte zu dienen wähnt, noch einige Zeit dem Unrechte dient. Sollte es anders kommen, dann sind wir verdammt, die Opfer des Unverstandes und des Unrechts zu seyn. Der Verständige und Gerechte geht darum doch seinen Weg. In der fortschreitenden Entwickelung unsers Geschlechts führt Stufe zu Stufe, der Versuch zur Uebung der Kraft, die geübte Kraft zum Gelingen. Ist nur die rechte Zeit gekommen; dann wird sie auch die rechten Menschen finden, und, findet sie dieselben nicht, sie schaffen. Man kann zerstören und bauen, und bauen und zerstören; was aber zum Wesen und Charakter der Menschheit gehört, ist unvergänglich. Darum kann mir auch die Geschichte, und selbst die Geschichte unserer Zeit, weder die Sicherheit noch Ruhe nehmen, die ich in dieser Ueberzeugung finde. Man konnte früher mit einem Volke alle Bil-

dung ausrotten. Das geht jetzt nicht mehr. Der Same, der durch sie unter die Völker ausgestreut ward, muß aufblühen und reifen zur fruchtreichen Ernte. Und wenn sich auch die Saat mit einem ganzen Welttheile, der sie trägt, vertilgen ließe, die Presse und der Verkehr würden sie aus einem andern Welttheile bringen und über die Erde ausstreuen. Gelänge es, aus dem ganzen Continente von Europa ein Polen zu machen; würde es auch mit Großbritannien, mit Amerika gelingen? Die Völker sind ewig wie die Ideen, und diese leben mit jenen und jene mit diesen fort. Die Ideen und die Völker sterben nicht. Die Menschen kann man vernichten, mit den Menschen aber nicht ihren Glauben und ihre Ueberzeugung. Die physische Gewalt muß der moralischen unterliegen und ihrem Impulse folgen. Man kann, man wird, der Meinung und des Glaubens wegen, noch verfolgen und morden; allein in dem Blute der Märtyrer, in den Thränen der Gequälten und Mißhandelten, säet die Willkühr und die Gewaltthat selbst die Drachen-

zähne aus, die als gerüstete Streiter gegen sie aufstehen.

Man hat gefragt, ob die Könige die Völker oder diese jene machen. Was hat man nicht von jeher bezweifelt und gefragt? Was wäre ein König ohne Volk? Dionys von Syrakus war Schulmeister, nachdem er aufgehört hatte, König zu seyn. Allein was ist ein König ohne Volk, der sonst nichts ist? ein Johann ohne Land, ein König von Jerusalem, ein Napoleon auf St. Helena, ein Name ohne Sache, ein Nichts. Was sind Titel ohne Würden, Würden ohne Würde, Ehren, denen nicht die Ehre zum Grunde liegt? Freiheiten, die auf Kosten der Freiheit bestehen? Mag mir Deutschland, dieses gelobte Land der Titel und Geburtsvorzüge, in dem freilich nicht Milch und Honig, aber das leichte, plätschernde Gewässer eitler Auszeichnungen durch Namen und Rang, die nichts sagen, nichts geben, fröhlich, in allen Richtungen, hinfließt, mag mir Deutschland meine Gleichgültigkeit gegen diese leeren schimmernden Herrlichkeiten ohne Inhalt nicht

übel nehmen! Alle seine Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Hochedelgebornen, Edelgebornen, Andersgebornen sind doch am Ende auf gleiche Weise geboren. Ich will es mit diesem guten, geliebten Deutschlande nicht verderben; allein es mag mir es vergeben, wenn ich nicht weiß, was ich bei seinen zahllosen Räthen von allen Gattungen, Arten und Stufen, die es doch selbst so oft rathlos lassen, bei seinen geheimen und nicht geheimen, wirklichen und nicht wirklichen, Ober-, Unter- und Mittelräthen, denken soll. Kindisches Spielzeug der Eitelkeit für alte Kinder.

Ohne bürgerliche Ordnung besteht kein Staat; ohne eine Staatsgewalt, die den Willen schützt, der nach dem Rechten strebt, und Den in den Schranken des Gesetzes hält, der nach Unrechtem streben könnte, gibt es keine bürgerliche Ordnung. Die fürstliche Macht aber, wo sie gesezmäßig besteht und wirkt, ist diese Staatsgewalt, und so heilig, wie das Recht des Bürgers und des Menschen. Die politische Freigeisterei kann die Heiligkeit dieser Macht leichtfertig in Zweifel ziehen, der freche

Aufstand sie bekämpfen; sie wird bestehen und sich erhalten durch das Recht und das Bedürfniß der bürgerlichen Ordnung, das sie geschaffen hat.

Man weiß, daß Friedrich der Große eine auserlesene Gesellschaft von geistreichen und gelehrten Männern, meistens Ausländern, Franzosen und Italienern, um sich versammelt hatte, in deren Unterhaltung er sich zu erheitern und zu belehren und von den Anstrengungen des Tages zu erholen pflegte. Am stillen Abende saßen sie gewöhnlich bis in die Nacht beisammen, die Angelegenheiten der Welt, Literatur, Kunst, und was für den Menschen von Bildung Reiz hat, vertraulich besprechend. Die Herren, unter denen sich auch Voltaire befand, sollen, wie Friedrich selbst, eben nicht die frömmsten Leute gewesen seyn, und mehr als einen Ernst des seltsamen Menschenlebens gar scherzhaft genommen haben. Vieles, was Andere plagt und ihnen große Mühe macht, behandelte die Gesellschaft leicht, und spottete über manchen Götzen, dem die bethörte Welt, in Abgötterei befangen, göttliche Verehrung

weiht. Kirche und Staat, Pabstthum und Fürstengewalt, Zeit und Ewigkeit, diese und jene Welt waren Gegenstände der Unterhaltung, und wurden würdevoll und leichtfertig, mit ernster Gründlichkeit, öfter mit boshaftem Spotte abgehandelt. Die Regierungen und ihre verschiedenen Formen, Regenten, Höfe und Hofgesinde, des Menschen Größe und Verworfenheit, der leere Dünkel der vornehmen Eitelkeit, der Uebermuth der Großen, die Kriecherei der Kleinen, Alles das und Aehnliches beschäftigte den Witz und die Laune des Königs und seiner Umgebung. Da geschah es denn auch manchmal, daß die Gegenwart des Monarchen, in fröhlicher Stimmung, vergessen oder nicht beachtet ward, und die Könige und das Königthum auch in ihrer Würde bittern Spott und harten Tadel fanden. Friedrich ließ das Maas sich füllen, bis es zum Uebermaße steigen wollte; dann pochte er vor sich auf den Tisch, und sprach ernst: „Meine Herren, es ist ein König unter uns!“ Friedrichs Mahnung und Blick wiesen die unbescheidene Rede sogleich in die Grenzen der Bescheidenheit. Als hätte

Neptun sich gezeigt, traten die muthwilligen Gewässer der leichtfertigen Unterhaltung in das Bett des Anstandes zurück. — Die Freigeisterei der Umgebung des großen Königs und ihr ungläubiger Muthwille, dem nicht alles Heilige heilig war, ist so ziemlich der herrschende Ton der Gesellschaft geworden; aber sitzt ein König unter uns, ein wahrer, echter König, der That, und nicht blos dem Namen nach; dann verstummt das freche Wort auf seine Warnung und es fallen die giftigen Pfeile des Spottes und der Zweifelsucht stumpf zu den Füßen Dessen nieder, den sie verwunden sollten, und der Spottende wird selbst zum Gegenstande seines Spottes. Verdient Achtung und Liebe, und nie wird sich Verachtung und Haß in eure Nähe wagen!

Manche wollen zwischen Friedrich und Napoleon eine große Aehnlichkeit finden; ich finde auch eine große Unähnlichkeit zwischen ihnen, und die größte darin, daß Friedrich, der Sohn und Erbe der Willkühr, großsinnig der Freiheit einen angemessenen Spielraum gönnte; Napoleon dagegen, der Sohn und Erbe

der Freiheit, engherzig das Reich der Willkühr nicht genug erweitern und befestigen zu können glaubte.

Zwei christliche Gemeinden führten unchristlich einen heftigen Streit über die Freiheit der Gottes-Verehrung, die jede für sich in Anspruch nahm. Die eine Confession wollte der andern keine Kirche zugestehen, und stüzte sich, als die bisher begünstigte, auf das historische Recht, nachdem diese, als die unterdrückte, sich keinen Tempel hatte bauen dürfen. Die Klage kam vor Friedrich den Großen, der entschied. „Ich will, daß unter meiner Regierung Jeder selig werden könne nach seiner Façon.“ Großes, gewichtiges Wort eines großen Königs! Faßt ihr es seinem ganzen, schweren Inhalte nach, in seiner Erhabenheit, in seiner Tiefe? Selig soll Jeder werden können nach seiner Façon. So kann auch Jeder nur frei und aufgeklärt, verständig und glücklich seyn nach seiner Façon. Ihr aber habt es immer nur mit der Façon zu thun, unbekümmert um Stoff und Inhalt, und wollt Jeden und Alles façoniren nach eurer Façon. So wollt ihr aufklären und frei und

glücklich machen, und versteht die Aufklärung, die Freiheit und das Glück, wie alle Tyrannen, die nur sich kennen und gelten lassen. Gebt Jedem den Stoff, der ihm gebührt, die Façon ist seine Sache. Ihr wollt für Alle nur ein Maas, nur ein Gewicht. Ihr gleicht jenem Ungeheuer, das für jeden Körper dieselbe Bettstelle hatte, die er ausfüllen sollte, und, damit sie der Körper ausfüllte, denselben auseinander riß, wenn er zu klein, oder verstümmelte, wenn er zu groß war. Dieses Ungeheuer annte nur eine Façon, die es gelten ließ. Ihm gleicht ihr, ihr Tyrannen, möget ihr euch Männer der Macht, oder der Freiheit nennen, Absolutisten, Jakobiner, sogenannte Liberale, oder Servile; diesem Ungeheuer gleicht ihr.

Zwanzigster Brief.

Den 1. November 1832.

Da ich auf meiner letzten Wanderung durch den schönen Rheingau kam, wollte ich mir das Vergnügen nicht versagen, Herrn Martin, *) den ich vor einigen Jahren zufällig, auf eine sonderbare Weise kennen und achten gelernt hatte, zu besuchen. Er ist ein eigener Mann, aber ein Mann im ganzen wahren Sinn des Wortes, und ein echter, tüchtiger Mensch. Die stillen Gewässer, sagt man, sind tief und, wie diese, verbirgt Herr Martin eine nicht geahnte Tiefe unter einer spielenden Oberfläche. Die Würde und den Gehalt seines Ernstes versteckt ein leichter Scherz, und die reife Frucht

*) Ich wünsche, daß der Leser diesen Herrn Martin kenne möge, aus: Scherz und Ernst; zur Charakteristik unserer Zeit. Frankfurt am Main, bei Sauerländer 1830.

des Herbstes und des Sommers trägt er, wenn ich so sagen darf, gehüllt in das frische grüne Laubwerk des Frühling auf. Die Weisheit und reiche Erfahrung des Alters pflegt er in einfache Sprüche, kindliche Gleichnisse, Märchen und Anekdoten einzukleiden, und selbst dem gemeinen Verstande faßlich und dem Geschmacke angenehm zu machen. Man lernt viel von ihm, wenn er sich selbst nur zu belehren scheint. Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der mit so sicherem Blicke, Menschen und Dinge sogleich nach ihrem wahren Werthe zu würdigen und jedem auch seine rechte Stelle zu geben wüßte. Herr Martin nahm mich freundlich auf, und der Tag den ich mit ihm verlebt, gehört zu den lehrreichsten meines Lebens. Was ich von der Unterhaltuung, die ich mit ihm gehabt, mittheilen darf, wird diesen Ausspruch freilich nicht rechtfertigen, aber muß der Mensch, der in seinem innern Heiligthum etwas wahrhaft Göttliches bewahrt, dieses Heiligthum nicht dem Blicke der Menge verschließen, um es der Entweihung zu entziehen, wenn er dem Rufe eines Kezers entgehen will?

Begegnen sich jezt in Europa zwei gebildete Menschen in vertraulichem Gespräche, dann ist der Gegenstand desselben gewiß die Gegenwart mit ihrem schweren Inhalte von Furcht und Hoffnung, den sie in ihrem Schooße trägt. Die Deutschen haben Gründe, darüber mitzureden. Wir sind Deutsche, Herr Martin und ich, und die Sache des deutschen Vaterlandes ward von uns, wie eine Familiensache, mit großer Theilnahme verhandelt. Herr Martin, der ältere von uns, spielte die Rolle der Jugend, und äusserte Hoffnungen, die ich nicht zu theilen wagte. Er war, wie man sich jetzt ausdrückt, mehr in der Bewegung, und ich, als Nachzügler, im Stillstande. Bedenkt man, sprach ich, die unendlichen Mittel, die der absoluten Macht zu Gebote stehen, dann erscheint eine gesetzliche Ordnung der Dinge mit ihren Gütern, Freiheit und Recht, in weiter Ferne. Fände man in Deutschland auch den besten Willen bei den Völkern und ihren Fürsten — und diesen Willen setze ich sogar unbedenklich voraus — entspricht diesem Willen auch die Kraft, das Können? Wird fremder Einfluß auf unsere

innern Angelegenheiten, nicht überwiegend seyn? Und was werden die Mächte wollen, die in Deutschland entscheiden können? Ein Blick auf Europa beantwortet diese Frage. Das Bestehende ist stark, schon dadurch stark, daß es besteht. — Ganz recht, erwiederte Herr Martin, so lange es aufrecht steht, und die Masse auf ihrem Schwerpunkte ruht. Eine Pyramide steht sogar auf ihrer Spitze fest, wenn die Masse diese Spitze zur Unterlage hat. Gewässer auf der Ebene ausgebreitet bleiben auch ohne Dämme und Ufer stehen, im brausenden Sturze über Abhänge, Felsen und Klippen, werfen sie allen Widerstand vor sich nieder, und bahnen sich zürnend, schäumend in wildem Grimme, unwiderstehlich ihren Weg. So die Macht im Stehen, so im Fallen. Selbst die starken Schultern eines Trajan, Vespasian, Julian und anderer großer Kaiser vermochten nicht die erdrückende Last des zusammenstürzenden römischen Reichs zu tragen. Es fiel und begrub alle Kraft, die es erhalten sollte, in seine Trümmer. Da die unfehlbare Kirche, jeder Reform widerstrebend, jede Verbesserung abweisend, von

den Grundvesten gewichen war, die allein den großen Bau zu tragen fähig gewesen, hielt den Fall weder das Ansehen des Papstes, noch der Einfluß Roms, oder die Macht der Kaiser auf; die Anstrengungen eines Mönchs reichten hin, ihn zu bewirken. So sehen wir es in der ganzen Weltgeschichte. — Zu meinem Verdrusse wurden wir von einem Bürger des Ortes unterbrochen, der seine achtzig zählen mochte und uns hinkend entgegen kam. Wir befanden uns nämlich auf einem Spaziergange, den man mit Herrn Martin immer antreten muß, wenn man sich mit ihm unterhalten will. Auf solchen Gängen spricht er sich mit Muße nach seiner Weise aus, da er in der Wohnung mit zu vielen Dingen beschäftigt, die Unterhaltung selbst als eine Art von Geschäft zu betrachten scheint. Nun muß man wissen, daß Herr Martin, das Orakel der Gemeinde, von Allen zu Rathe gezogen, Allen Rath ertheilt. Er ist der Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, Helfer in der Noth, und die Landwirthschaft, der Weinbau besonders hat ihm viel zu danken. Seitdem sein Ansehen und sein Einfluß

in der Gemeinde sich begründet hat, weiß man von keinem bedeutenden Prozesse der vor Gericht gekommen, von keiner Pfändung wegen Zahlungsunfähigkeit. Da der hinkende Alte vor Herrn Martin stand, nahm er, mit freundlicher Ehrfurcht grüßend, seine Mütze ab, und bot ihm die Rechte dar. „Herr Martin, sprach er, ich habe es versucht. Ganz richtig! Das Kartoffelkraut gibt einen guten Mist; ich verbrenne keinesmehr. Da bin ich wieder um etwas klüger, und darum reicher.“ — Ihr seid verständig, Michel, war Herrn Martins Antwort, und folgt gutem Rathe; und wem zu rathen ist, dem ist auch zu helfen. Jedes Ding in der Welt ist zu etwas gut, wenn man es nur zu brauchen weiß. — „Ja! ja! verständig! erwiederte der alte Michel. Wäre man das nur immer, wenigstens wo es gilt, zu rechter Zeit! Ich büße, wie Mancher, meinen Unverstand, aber etwas schwer, seit dreißig Jahren nun mit diesem krummen Beine. Man soll nicht halten wollen, was sich nicht halten läßt.“ — Ganz recht! sagte Herr Martin lächelnd, damit schließt sich das Kapitel, das

wir eben abgehandelt. Auf Wiedersehen, Nachbar Michel!

Man soll nicht halten wollen, was sich nicht halten läßt! fuhr Herr Martin fort, als wir allein unsern Weg verfolgten. Michel hat es begriffen; aber die gute Lehre mit seinen geraden Beine bezahlt. So wohlfeil haben es viele Andere nicht. Damit verhält es sich nun so: Vor dreißig Jahren war es, wie Michel eben sagte, daß er sich ein neues Häuschen baute, da das alte ihm nicht mehr Obdach gab. Er sieht den Maurern und Zimmerleuten, die ihm die neue Wohnung aufführen, in freien Augenblicken zufrieden zu, und freut sich des bequemen und sicheren Aufenthalts, der rührig gefördert, in die Höhe steigt. Doch glaubt er eines Tags zu bemerken, daß eine Wand nicht haltbar sey, und als die Zimmerleute einen Balken darüber zu legen im Begriffe sind, wankt das leichte Werk von der Erschütterung. Die Wand droht den Einsturz; Michel will sie halten, breitet beide Arme aus um sie zu stützen, wird zurückgeschleudert, läßt aber die beiden Beine unter dem Schutte, der

sie bedeckt. Michel ist glücklich und fast wunderbar gerettet, die zerschmetterten Beine aber werden schlecht geheilt, und Michel hinkt zur Warnung, daß man nicht zu halten versuchen soll, was sich nicht halten läßt. Michel hat die Beine daran gesezt; Andere sezen den Kopf daran. Sie hätten wohl nicht geglaubt, schloß Herr Martin und schielte mich mit einem ironischen Lächeln an, daß Sie in dem guten Michel einen Märtyrer der Stabilität erblikten?

Nun, sagte ich, ist doch nicht zu leugnen, daß die Wand sich halten ließ.

„Wäre möglich, erst durch Stützen, dann durch Ausbessern, vorausgesetzt nämlich, daß sie ihr Fundament hatte und auf ihm ruhete.

So glaube ich auch, daß die gegenwärtig bestehende Ordnung der Dinge in Europa sich erhalten läßt, wenn man sich nur zu den Reformen bequemen will, die durch die veränderten Verhältnisse geboten sind. Glauben Sie denn wirklich, daß ein großer Mensch, ein Gesetzgeber, ein Staatsmann das römische Reich nicht hätte retten können? War die Einheit

der christlichen Kirche auf keine Weise zu erhalten?

„Vollkommen mit Ihnen einverstanden, doch unter der Bedingung und mit dem Vorbehalte Ihrer Wenn. Ja, wenn die Sonne nie unterginge, dann bliebe es ewig Tag. Es müßte freilich eine gar schlechte Wand seyn, die sich nicht stüzen und ausbessern ließe. Ist ihr Herr und Bauherr aber ein Michel, dann... Unser Michel weiß nun wie er es mit den einstürzenden Wänden zu halten hat. Alle Michel wissen das, haben sie den Kopf davon gebracht, und, wie unser Michel, nur die Beine im Schutt gelassen.

Wir sind doch, meine ich, in mancher Hinsicht gegen die Regierungen ungerecht, wenn wir von ihnen verlangen, daß sie der entzweiten Zeit den Frieden geben, alle Ungleichheiten ebnen, alle Forderungen, die sich oft selbst entgegenstehen und aufheben, befriedigen sollen. Manche Wunde, welche die Zeit geschlagen hat, kann auch die Zeit nur heilen. Es ist eine schwere Aufgabe, diesen Zwist, der die Welt theilt, zu schlichten, und den feindseligen Ele-

menten, welche die Gesellschaft spalten, den ungeordneten, widerstreitenden Kräften, die sie bewegen und erschüttern, dieselbe Richtung nach einem Ziele zu geben. Dazu gehörte wahrhaftig die Allmacht eines Schöpfungswortes; das ist der Regierung nicht gegeben. Die große Zeit, sagt man, fand kleine Menschen; das verkrüppelte Geschlecht steht unter ihrem Maaße. Das ist ein jezt beliebter Spruch, mit dem man Alles zu erklären glaubt. Aber sind wir nicht Alle Menschen dieser Zeit, und weisen uns gegenseitig die Lösung einer Aufgabe, zu der sich Keiner gewachsen fühlt? Alle Verhältnisse haben sich vervielfältigt und verschlungen, im Staate wie zwischen Staaten. Alle Theile der gebildeten Welt berühren sich und wirken auf einander, und wer ihre Angelegenheiten ordnen und leiten will, muß diese ganze Welt im Auge haben, auf alle die tausend und tausend Kräfte, die freundlich oder feindlich zusammentreffen, auf die zahllosen Interessen, Meinungen, Forderungen, Ansichten, Wünsche und Klagen, die chaotisch durch einander gähren, Staaten und Völker, und in den Staaten und

Völkern selbst Stände und Einzelne trennen und verbinden, Rücksicht nehmen. Vor dieser merkwürdigen Zeit, die eine gänzliche Auflösung droht, oder eine Wiedergeburt verheißt, war die Kunst zu regieren einfach und bestimmt. Der Regent hatte es im Innern mit seinem Volke zu thun, das Gesez und Gewohnheit führten. Nach Außen berührte er Regierungen, die im Allgemeinen, denselben Weg verfolgten, und bei Erörterungen und der Schlichtung ihrer Streitigkeit die Tradition der Höfe oder ein sogenanntes Völkerrecht zur Richtschnur nahmen. Kam es zum Kriege, dann kannte man seinen Feind, des Feindes Hülfsmittel, Stärke und Schwäche, dessen Verbündete und seine eigenen. Die Aufgabe glich einem Rechnungsexempel, zu dessen Lösung man kaum mehr als die vier Species der politischen Arithmetik brauchte. Noch Friedrich der Große konnte so verfahren. Wie anders ist es jezt! Dieses einfache Rechnungsexempel ist eine verwickelte algebraische Aufgabe geworden, in der die unbekannten Größen wichtiger und folgenreicher als die bekannten sind. Die Politik war, wenn die Zu-

sammenstellung erlaubt ist, eine Kleinkrämerei, und ist ein Großhandel geworden. Ist es auch keine große Zeit, in der wir leben, dann ist es gewiß eine schwere; groß könnten sie nur die Menschen machen, die Schweres zu thun und zu tragen vermögen.“

„Wahr! sehr wahr! Aber eben darum müssen die Kleinkrämer Großhändler werden, wenn sie nicht lieber den Handel aufgeben, oder bankerott werden wollen. Die schwere Zeit fordert Männer, die Schweres zu thun und zu tragen vermögen. Die Regierungen müssen sich zur Größe ihrer Zeit erheben, da die Zeit nicht zu ihnen heruntersteigt. Große Verhältnisse machen große Menschen, und keiner Zeit fehlt es an ihnen, wenn sie dieselben nur zu finden weiß; und sie findet sie, wenn die Regierungen es nicht verstehen oder nicht wollen. Dazu sollten diese es aber nicht kommen lassen, in ihrem eigenen Interesse, wie in dem der Völker und der Menschheit. Der Nothwendigkeit dieser Selbsthülfe sollten sie vorbeugen, die nichts anders ist als — eine Revolution. — Herr Martin schwieg einige Augenblicke und schien

in sorgliches Nachdenken versunken; dann erhob er sich mit einer raschen Bewegung und sagte: Was wird die Nachwelt zu der Belgisch-Holländischen Frage und der Art ihrer Lösung, was wird sie zu der Katastrophe Polens, zu der Entscheidung des Schicksals von Griechenland und den Bannstrahlen sagen, die das diplomatische Concilium zu Frankfurt über Deutschland und gegen seine politischen Kezer geschleudert hat? Wie wird sie diese Zeit richten, und die Menschen, die in ihr gelebt und gewirkt? Unselige Verblendung, die das Heilmittel in der Ursache der Krankheit finden will! — Eine tiefe Rührung lag über dem Gesichte des Mannes, und ein flüchtiger Zorn zog seine Augenbraunen wie im Krampfe zusammen. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirne auf der sich das düstere Gewölke verlief, und mit seiner gewohnten Laune fuhr er lächelnd fort. Wenn ich so sehe, wie man beharrlich und eifrig den schlüpfrigen Pfad verfolgt, der sich immer tiefer und tiefer in dem Sumpfe verliert, und mit selbstzufriedener Heiterkeit nach der sonnigen und trockenen Höhe blickt, der

man sich zu nähern glaubt, dann fällt mir immer eine spassige Anekdote ein, die mir Michel eines Tags erzählte. Als nämlich im Revolutionskriege die Franzosen Deutschland überschwemmten, näherten sie sich auch dieser Gemeinde und verbreiteten unter den Einwohnern eine große Angst. Was die Verlegenheit vermehrte, war der Umstand, daß auch nicht ein Mensch in dem Dorfe französisch sprach. Die Welschen bemerkte man, sind sonst wie man hört, so übel nicht, wenn man sich ihnen nur erklären kann. Wer aber soll mit ihnen reden? Allgemeine Stille! große Noth! Ich, sprach endlich der Bürgermeister, ein gereister und welterfahrner Mann, ich will es versuchen. Ich habe mir in der Stadt von dem Welschen etwas aufgespart, das ich die Franzosen täglich unter einander plaudern hörte. Wenn Gott will bringe ich es fertig und leiste der Gemeinde diesen Dienst. Die Bürger dankten ihrem Tell, der es mit Gott versuchen wollte, und munterten ihn zum Dienste auf, den er zu leisten hoffte. Der Bürgermeister hatte sich allerdings einige Duzend französische

Worte angeeignet, welche die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Lebens bezeichnen. Oefter sah er in der Stadt den Soldaten zu, die sich in den Waffen übten. Da traf es sich nun einmal, daß ein Gemeiner mit seinem Offizier in Streit gerieth. Beide schienen sehr erbost, und der Gemeine besonders den Respekt zu vergessen, den Untergebene ihrem Vorgesezten schuldig sind. Da donnerte der Offizier den meuterischen Soldaten an: Va-t-en criard, coquin! Das wirkte. Die Zauberformel gefiel dem Manne, der später unser Bürgermeister ward, und er prägte sie seinem Gedächtnisse ein, das den anvertrauten Schaz auch treu bewahrte.

Die Franzosen kamen; es lief nicht übel ab. Das ganze interessante Kapitel das vom Essen, Trinken und Schlafen handelt, war glüklich übersetzt. Jetzt ging der Anführer in dem Texte weiter, konnte sich aber dem Bürgermeister nicht verständlich machen. Dieser rieth und rieth sich immer tiefer in den Irrthum und den Franzosen in den Aerger. Alles stand auf dem Spiele, das gute Einverständniß mit den Fremden und der Ruf des gereisten und welt-

erfahrenen Bürgermeisters bei der Gemeinde. Ist die Noth am größten, dachte der gute Mann, dann ist auch Gott am nächsten. Und siehe da! Es tauchte die Zauberformel aus der Tiefe seines Gedächtnisses auf, und er rief mit strenger Miene: Va-t-en criard! Va-t-en coquin. Der Franzose machte große Augen, betrachtete den Redner erst zweifelhaft und erwiederte dann den unerwarteten Gruß mit derben Peitschenhieben. Die Gemeinde war sehr betroffen und gerührt, und nahm sich das Schicksal ihres Vorstandes zu Herzen. Da seht ihr es, rief dieser! Wie wäre mir es erst gegangen, hätte ich das Bischen Französisch nicht gewußt? So die Diplomatie und Politik: Kommt das Uebel, das sie gerade durch das Mittel, das ihm begegnen sollte, herbeigeführt, dann sagen sie, mit unserm Bürgermeister, vertrauend auf ihre Weisheit und selbstzufrieden: Wie wäre es erst geworden, hätten wir das Bischen Französisch nicht gewußt! Und gerade das Bischen Französisch hat das Unheil über sie und die Welt gebracht.

Sie sind so gut, und doch sehr hart, ich

möchte sagen, fast ungerecht. Sie haben wohl bittere Erfahrungen gemacht, die Ihr großes Herz zusammenzogen und beengten. — „Ich!“ rief er, und breitete wie in Begeisterung seine Arme aus, und ließ sie dann über der Brust zusammenfallen. „O nein! Dieses Herz hat Raum für eine Welt; und glauben Sie mir, der Raum ist nicht leer. Zählen Sie auf Menschen, nur auf die Menschen nicht.“

Es wird ewig, so lange es Menschen gibt, im höhern Sinne, Adel und Pöbel geben. Scheiden Sie vorsichtig diesen von jenem. Die Menschen sind älter geworden, in mancher Hinsicht zu alt; aber die Menschheit ist noch jung, und die gebildetesten Völker sind in den Tölpeljahren. — Sie haben, bemerkte ich, eine so reiche Erfahrung, ein so inhaltschweres Leben hinter sich, warum bestehen Sie darauf, den gesammelten Schaz wie ein Geizhals zu bewahren, und vielleicht mit sich ins Grab zu nehmen? „Weil der Schaz, war seine Antwort, für Andere keiner und ihnen unbrauchbar ist. Ich habe ein reiches Leben, das ist wahr, bin aber selbst nicht reich geworden. Ich war Zuschauer,

selbst handelnde Person in dem größten Schauspiele, das bis jetzt der Welt gegeben worden. Ich habe mit Brissot und den Ausgezeichnetesten seiner Freunde in vertrautem Umgange gelebt, den geistreichen und welterfahrenen Segur genau gekannt, mit dem ältern Robespierre mich, oft feindlich hadernd, oft freundlich zustimmend, unterhalten, mit Carnot, den ich wie einen Bruder liebte, bis an sein Ende Gedanken, Ansichten und Gefühle umgetauscht. Ich habe viel gesehen, auch Einiges gethan; ich kenne einen schönen Theil der Welt durch eigene Ansicht, viele der tüchtigsten Deutschen durch Umgang, habe nicht nur gesehen, sondern beobachtet und geprüft. Die Geschichte der Revolution mit ihren großen Menschen und Ungeheuern, liegt wie ein offenes Buch vor mir. Ja, ich habe sie sogar in ein Buch gebracht, und wie Sie sich ausdrücken, mit meinen Schätzen, die ich gesammelt — begraben. — Begraben? rief ich. — Ja, antwortete Herr Martin kalt, begraben, ohne einige Hoffnung der Auferstehung. Ich will nicht der Tanzbär in der Fabel seyn. Die Geschichte ist ein Roman

den man glaubt, der Roman eine Geschichte, die keinen Glauben findet. Ich will mit meiner Geschichte den Romanen der Geschichtschreiber nicht entgegentreten, um mich wie einen Romanschreiber verhöhnt zu sehen. Es ist besonders in Deutschland, für Vieles noch zu frühe. Zu Allem aber, wenn es gedeihen und nüzen soll, gehört der rechte Augenblick. Die Frucht muß gezeitigt seyn, wenn man sie pflüken will; zu frühe ist sie nicht reif, zu spät aber faul. In Deutschland braucht man, wie es scheint, eine ganz andere Weisheit und Wissenschaft, um damit Glük zu machen. Man muß lehren und darthun, daß die Baukunst eine gefrorne Musik, der Geschichtschreiber ein rückwärtssehender Prophet, und diese Welt die beste, selbst die beste unter allen möglichen Welten ist, die Gott schaffen konnte. Ich war nicht so glüklich, den Riß und Plan der Schöpfung prüfend durchzusehen, um der weisen Allmacht ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens und Wohlverfahrens auszustelleu. Man muß beweisen, daß alles Bestehende vernünftig, und alles Vernünftige bestehend ist, um dem Be=

stehenden und Denen, die gut dabei stehen, den Hof zu machen. Wollte ich auch den Entwurf zu einem geschlossenen Handelsstaate vorlegen, den Shakespeare grammatisch und psychologisch erläutern, die Staatswissenschaft restauriren, das Mittelalter in seiner Pracht und Größe, als politisches Muster der neuesten Zeit zur Nachahmung darstellen und empfehlen, oder das Geheimniß, wie Polen zu beruhigen sey, offenbaren; wollte ich das Alles, wozu ich allerdings einen Beruf in mir fühle, dann käme ich doch zu spät und meine Weisheit wäre faul. — Wenn die der Andern reif war, fiel ich ein. Indessen werden Sie mich weder mit Scherz noch mit Ernst überreden, daß Sie nicht verbunden seyen, der Welt Ihre Erfahrungen mitzutheilen. Sie sind es sich selbst schuldig, die Wahrheit zu sagen und Zeugniß für sie zu geben, auch wenn es mit Gefahr verbunden wäre. Der Mann thut, was er soll; er handelt nach Pflicht und Gewissen, mögen seine Handlungen auch verkannt und mißdeutet werden. Zu reden und handeln, wie es seine Ueberzeugung gebietet, das ist seine Sache, seine Rede und That zu

deuten, anzuwenden und zu benutzen, die Sache Anderer. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit! da haben Sie den Wahlspruch eines Mannes, wie Sie sind, und er ist, ich darf nicht daran zweifeln, der Ihrige. Herr Martin sah mich ernst und schweigend an. Dann ergriff er fast feierlich meine Hand und sprach langsam: Ein weiser Mann sagte, hätte er die Hand voll Wahrheiten, er würde sich besinnen, sie zu öffnen. Ich habe Wahrheiten, die ich so sorgfältig in meinem Innern verschließe, wie ich gefährliche Lügen verschliessen würde. Mein Freund! das Alter gibt mir vielleicht ein Recht belehrend und warnend zu Ihnen zu sprechen. Die Wahrheit ist eine Arznei der Seele, und muß mit Rücksicht auf den Zustand des Kranken, vorsichtig angewendet werden. Sie kann hier tödten, dort das Leben retten, hier stärken, dort entkräften, ist hier ein Heilmittel, wird dort Gift. Selbst das Licht des Himmels, wenn Sie es dem ungewöhnten Auge in seinem vollen Glanze geben, blendet und verblendet. Wahrheit! Ja, sie ist des Mannes Pflicht, des Mannes Würde, des

Mannes Stolz. Auch ich bin wahr, hüte mich aber wohl, Alles zu sagen, was ich als wahr erkenne. Was ist Wahrheit? Jeder prägt sie mit dem Stempel seines Wesens aus; Jeder gießt sie in die Form seiner geistigen Natur, erweitert, vergrößert sie, oder zieht sie zusammen nach seinem eigenen Maße. Es geht uns mit der übersinnlichen Welt, wie mit der sinnlichen. Auch das geistige Auge des Einen reicht in die Ferne, entdeckt und unterscheidet Gegenstände, die dem des Andern verborgen bleiben, oder undeutlich erscheinen. Auch das geistige Ohr ist mehr oder weniger empfänglich für die Harmonie großer Wahrheiten und die Melodie eines schönen tugendhaften Lebens. Es gibt Weitsehende, Zartfühlende, Kurzsichtige, Harthörige, selbst Taube und Blinde. Die Wahrheit, wie sie Sokrates, Pythagoras, Rousseau und Herder, oder auch Scipio, Cäsar und Napoleon erkannt, ist eine andere, als die der Menge. Die moralische Wahrheit, welche die Seele eines Curtius und Regulus durchglüht, ist nicht die Wahrheit einer fünfprozentigen Seele, die keine höhern Interessen

kennt, als die gut angelegtes Geld bringt. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit! doch nur die ganze Wahrheit, wo sie gefordert wird! Das ist mein Wahlspruch. Meine höchsten Wahrheiten hüte ich mich wohl zu Markte zu bringen, oder zum Beschauen auszustellen. Schon die verständigen Alten hatten ihre Mysterien, die nicht ausgeplaudert werden durften. Und, wahrhaftig! in unserer Zeit, wo das Heilige und Profane sich so nahe berührt und doch wieder so unendlich weit auseinanderliegt, in unserer Zeit giebt es keinen Mann, der nicht ein Eleusis mit seinen höhern Mysterien in seinem Busen trüge. Auf der Entweihung derselben steht Todesstrafe; und wirklich ward sie, unter unsern Augen, an Menschen und Völkern vollzogen, die das Heiligthum zur Unzeit öffneten. Bei den Griechen waren, da die Feier der Mysterien begann, die Gerichte müßig; es ward nicht geklagt, noch Recht gesprochen. Man deutete auf eine höhere, auf die höchste Gerechtigkeit, und die der Menschen schwieg. Das Bestehende ist eine Einleitung zu Dem, was kommen soll, was kommen muß, im Uebergange

zu ihm, nothdürftig aufgeführt, um in der Noth zu dienen. Doch vergesse ich mich so sehr, daß ich ein Gebot in dem Augenblick verletze, wo ich es verkünde!

Hier brach Herr Martin ab, und von dem strengen Ernste auf seinem männlichen Gesichte, ließ die heitere Laune, die ihn ablöste, auch keine Spur zurück. Einige seiner Aeusserungen gaben mir viel zu denken, und das Räthselhafte, daß sie für mich enthielten, beschäftigte mich sehr. Alle Versuche, das Gespräch wieder auf denselben Gegenstand zu bringen gelangen nicht. Die ganze Unterhaltung bewegte sich in dem engen Kreise seiner Lieblingsgegenstände, der Landwirthschaft, des Unterrichts, besonders der Volksschulen, des wohlthätigen Einflusses der Geistlichkeit und der Beamten, wenn sie immer wären, was sie seyn sollten, gewöhnlich aber nicht sind. Bei längerem Nachdenken fand ich indessen, daß unsere Ansichten nicht so weit auseinander lagen, als es mir geschienen hatte. Ich selbst glaubte, Montesquieu habe in seinem Geiste der Gesetze nicht die ganze Wahrheit gesagt, wie er sie erkannt, und fand

ihn darum nicht tadelnswerth. Ich billigte es sogar, und rühmte seine Umsicht und Mäßigung. Die ganze Wahrheit, für die seine Zeit noch nicht reif gewesen, hätte ihn vielleicht zum Märtyrer gemacht, und gegen die Wahrheit eingenommen, die man noch nicht glauben konnte, nicht zu glauben wagte. Der Mensch, die Völker, die Menschheit schreiten allmählich fort; sie gehen Schritt vor Schritt, und steigen von Stufe zu Stufe auf. Im Fortgehen führt ihnen der neue Gesichtskreis neue, zuvor nicht gesehene Gegenstände zu. Das Ziel, das sie erreichen wollten, zeigt ihnen, ist es erreicht, ein neues Ziel, und was ihnen Zweck geschienen, wird Mittel zu einem neuen Zweck. So ersteigt der Reisende die Gebirge, die über einanderliegende Berge bilden, und von denen der nächste ihm den kommenden versteckt, bis er von Berg zu Berg, zum Höchsten kommt. Uebersähe er, aus der Tiefe aufwärts gehend, den weiten, steilen Weg, der zum fernen Gipfel führt, dann könnte ihn der Muth, und mit dem Muthe die Kraft verlassen. Er aber eilt der nächsten Höhe zu, die er im Auge hat, und

fügt das neue Tagewerk mit frischer Lust und erneuten Kräften zu dem alten. Ueberschauete der Mensch die weite Bahn des Lebens mit Allem, was sie gibt und nimmt, im Augenblick wo er sie betritt, würde er sie beharrlich zu verfolgen entschlossen seyn? Mit jeder gemachten Erfahrung, mit jeder entdeckten Wahrheit, mit jeder neuen Erfindung verhält es sich eben so; und so ist es gut. Man steht am Morgen auf, um das Tagewerk zu beginnen, und mit oder ohne Erfolg vollbracht, legt man sich am Abend ermüdet, zufrieden, oder getäuscht, zur Ruhe nieder, und wiederholt die ewige Aufgabe seines Lebens, die nur der Tod löset, um von einem neuen Leben fortgesetzt zu werden. Der erste Schiffer, der den gebrechlichen, schwankenden Kahn bestieg, welcher ihn zum nahen Eiland trug, hatte keine Ahnung von den Flotten, die das Meer bedecken, und Segen oder Verwüstung, Leben oder Tod nach fernen Welten bringen. Columbus, der die ärmlichen Mittel zusammen betteln mußte, Amerika zu entdecken, und unter zahllosen Gefahren und Schwierigkeiten, die Aufgabe löste, an deren Lösung er

mit Heldenmuth sein Daseyn sezte, wußte nicht, welche unendliche Kette von Weltereignissen sich an den Ring schließen werde, der sein Werk war. Wüßten wir, welche Früchte oft die Saat bringt, die wir ausstreuen, behielten wir dann immer die Lust und den Muth zu bauen und zu pflanzen? Herr Martin hat wohl Recht, wenn er sagt, die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, aber die ganze Wahrheit nur, wo sie gefordert wird; wo die Ehre, das Recht und Menschenwohl sie gebieten!

Das Berliner politische Wochenblatt stellt Montesquieu und Marat zusammen. Ich glaube auch, daß der Keim der Lehre des Konvents und sogar noch etwas mehr, in dem Geist der Gesetze zu finden ist, hat es auch Montesquieu nicht hineingelegt. Von dem Ey geht das Huhn aus, das wieder Eyer legt, die, ausgebrütet wieder Hühner oder Hähne werden. Das erste Huhn hat offenbar die ganze gefiederte Nachkommenschaft auf dem Gewissen, kann aber doch ganz unschuldig dazu gekommen seyn. Darum ist es wieder gut, daß man nicht immer die ganze Wahrheit weiß; wüßten sie

die Hühner, wie manches Ey bliebe ungelegt, oder würde nicht ausgebrütet? Verfasser jenes Artikels, der Montesquieu zur Henne macht, die Marat gelegt und ausgebrütet hat, ist ein rückwärts sehender Prophet. Nicht alle Geschichtsschreiber sind es, oder sind gar falsche Propheten. Sie kennen die Genealogie der Begebenheiten nicht — ein großer Fehler der Historiker — und machen die legitimsten Kinder gar oft zu Bastarden, oder umgekehrt, indem sie den Thatsachen ihre echten und rechten Väter nehmen.

Einundzwanzigster Brief.

Den 18. November 1832.

Welche Waare bringen manche politische Tageblätter jetzt zu Markte! Wenn das Weisheit ist, dann möchte ich doch die Mustercharte unserer Thorheit sehen. Das lustige Kirchweihfest ist zu Ende, und der tolle Kehraus hat ausgetobt. Weil sich einige Trunkenbolde übernommen haben und, händelsüchtig, Streit begonnen, gebot die Polizei Feierabend, und auch der ruhige Bürger wird nicht mehr als Gast geduldet. Weil verwegene Smuggler strafbaren Handel trieben, ist aller Handel untersagt. Das ist hart; aber es ist so. Das laute Orchester ist verstummt; man hört nur noch Orgeldreher und Leiermänner. Die Herrschaft ist ausgezogen und hat dem Gesinde Platz gemacht, das nun den Herrn und die Dame vom Hause spielt und sich lächerlich vornehm

gebehrdet. Der Richterstuhl ist leer, und die Handlanger und Schergen der Gerechtigkeit, die in der Literatur das Geschäft der Dienstboten thaten, sitzen zu Gericht. So steht es jetzt mit unsern Zeitungen. Es mögen Manche Besseres wollen, Besseres können; sie dürfen nicht. Die Dämmerung ist eingetreten, die Ermüdung nickt dem Schlafe zu; Stille herrscht weit umher; nur die Frösche sind im Sumpfe laut, halten sich für Musikanten und geben ihr Konzert.

Was soll man sagen, wenn man gewisse Blätter und in gewissen Blättern gewisse Menschen ernstlich versichern hört, sie hätten, im wilden Streite, der die öffentliche Meinung getheilt, tapfer für Wahrheit und Recht, für Thron und Altar gefochten, und endlich den Sieg errungen; das theuere Vaterland, von Frevlern an den Abgrund gedrängt, der es eben zu verschlingen im Begriffe war, hätten sie mit starkem Arm zurückgehalten? Was soll man sagen? Worte bekehren die eingebildete Thorheit nicht. Laßt sie reden! Diese Leute meinen den Thron zu stützen und die wankenden Altäre festzustellen, und rühmen sich dessen öffentlich.

Auch die Allianz von armseligen Zeitungen, die sich vom Rhein und Main zur Spree die Hände reichen, rühmt sich dessen, und meint, sie hätte Recht, weil es verboten ist, ihr Unrecht zu geben. So mögen Schwalben, die ihre schmuzigen Nester an die Gesimse von Pa- lästen und Kirchen kleistern, die Paläste und Kirchen zu befestigen wähnen. So mag die Schmarozerpflanze, die sich saugend um den Stamm des kräftigen Baumes legt, sich rüh- men, den Baum zu nähren und zu stüzen. So mag das Ungeziefer, dem die Wärme der Frühlingssonne Leben giebt, in seinem lächerli- chen Dünkel pralen, es selbst habe die Früh- lingssonne hervorgerufen. Was wissen diese ungebildeten Thoren jezt nicht Alles von sich zu sagen, wie sie, in Tagen der Gefahr, für Fürst und Vaterland gekämpft; wie ihr feiler Unver- stand die Wahrheit und das Recht geschüzt; wie die Feigen mit Heldenmuth die verwegenen Füh- rer des Volkes besiegt. Man könnte sie hassen, die Jammermenschen, die erbärmlichen Großsprecher wenn sie nicht zu verächtlich wären. Sie haben jezt das Wort; laßt sie nur immer reden!

Und du ehrlicher deutscher Michel, glaube nur, und werde selig! Gibt es nicht Menschen, die dich überreden möchten, man wolle an deine Freiheit? Guter Michel! deine Freiheit ist sicher wie das Kind in der Mutter Schooß. Was nicht geboren ward, ist sicher vor dem Tode. Hat man dir etwas von Dem genommen, was du gehabt? Besinne dich! du bist ein guter Kerl und hältst auf Ehre, Recht und Vaterland. Die deutsche Treue hat sich erprobt in der Geschichte; und du, treuer Michel, wirst deiner großen Väter würdig seyn. Man spricht von Preßfreiheit. Wie! guter Michel, sieht man eine Zeitung vielleicht für eine Dorfschenke an, in der die Betrunkenen sich prügeln und schimpfen, bis der Rausch vorüber und das Geld zum Teufel ist? Man hat die Freiheit, nüchtern und ordentlich zu seyn. Der Trunkenheit und der Unordnung aber steuert eine gute Polizei. Sieh' Michel! Da hast Du es gedruckt: in allen rechten Dingen bist du frei; Unrecht wirst du selbst nicht wollen, du treue Seele, du ehrliche Haut! Hier hast du meine Hand darauf! — Der gute Michel ist gerührt; die hellen

Tropfen perlen ihm vom Auge. Die weiche, vornehme Hand so freundlich in seiner harten plumpen Faust! Es ist doch gar zu gütig. Und endlich hat er's Schwarz auf Weiß! Wie kann man zweifeln? Es ist gedruckt. Daß eine Zeitung keine Dorfschenke ist sieht der dümmste Bauer ein, und dumm ist der Michel nicht. — O, es geht; es geht vortrefflich. Dem wackern Michel nur ordentlich zugesprochen! Er weiß jetzt schon nicht, ob er ein Bübchen oder ein Mädchen ist. Er müßte nicht der deutsche Michel seyn, wenn er sich am Ende nicht, auf Treue und Glauben für ein Mädchen hielte; ich kenne ihn.

Ich kann es nicht billigen, daß unberufene Verfechter der guten Sache, die das Fechten indessen nur im Sinne der Handwerksburschen zu verstehen scheinen, daß diese Leute, sage ich, welche die beste Sache zu Grunde richten, wenn sie ihr auf die Beine helfen wollen, ewig beweisen und wieder beweisen, gewisse Beschlüsse und Ordonanzen verletzten kein Verfassungsrecht, beschränkten keine konstitutionelle Freiheit. Ist dem so, warum sucht Ihr ungeschickt darzuthun,

was sich, wie Ihr sagt, augenfällig selbst ergibt? Ihr dummen Freunde, solche Feinde wünsche ich mir.

Die Freiheit, das Recht, die Vernunft können nur durch die Willkühr, das Unrecht und den Unverstand zu Grunde gerichtet werden. Ihre dummen, tollen Freunde haben das Ihrige gethan, und, wie man sieht, mit Erfolg. Jezt ist es an Euch, das Maas auf der andern Seite auszufüllen, bis es überläuft. Es gelingt Euch; daran ist nicht zu zweifeln. Unlängst erzählte ein Gewisser in seinem Blatte, ein Verführer des Volks, ein Sprecher beim Hambacher Feste, ein Pöbelhezer habe Frau und Kind verlassen, die im tiefsten Elende schmachteten und treibe sich nun, belehrend und bekehrend als Apostel der Freiheit, ein liederlicher Vagabund in der Welt herum, ein Rabenvater, ein schlechter Gatte und schlechter Bürger. Seht, schließt er dann folgerecht in seinem Zorne, seht: Das sind die Aufklärer und Leiter des Volkes! Das sind die würdigen Vertreter seiner Rechte! — Ich, meiner Seits, könnte dem Zeitüngsschreiber auf der Ferse folgen, mit seinem Blatte

vor das verehrte Publicum treten, und also reden: Seht, das ist dummes Zeug, das der Zeitungsschreiber hier zu Markte bringt, dumm und boshaft zugleich. Leset das gedrukte Blatt und begreifet endlich, was das für elende Wichte sind, die da drucken lassen? Wäre mein Schluß nicht eben richtig, wie der des Zetungsschreibers?

Als ich vor Jahren in Straßburg war, sprach alle Welt von einer Hundskomödie, wie man es nannte. Eine Hundskomödie! Ein solches Ding war mir was Neues; ich hatte keinen Begriff davon. Erfahrung gibt Belehrung und gewöhnlich die beste. Eines Tags schlenderte ich auf dem Platze vor dem Münster auf und nieder, bald den wundervollen Bau betrachtend, bald auf die lebendige Menge sehend, die plaudernd an mir vorüberzog. Auf einmal ward das Gedränge in meiner Nähe dichter, das jubelnde Volk lauter, und mitten unter ihm bewegte sich ein kleines Fuhrwerk langsam weiter, wie es die Menschenmasse gestattete. Ich drängte mich auch hinzu. Einen vierspännigen Kinderwagen, dem Ansehen nach,

zogen vier Hunde in gravitätischem Schritte wie Pferde angeschirrt und geputzt. Der Kutscher auf dem Bocke war ein Hund in Livree, wie der Bediente, der hinten auf dem Wagen stand. In demselben saßen Herr und Dame, vornehm angezogen, modisch frisirt, der Herr den Hut unterm Arm, die Dame den Fächer in der Hand, Beide Hunde. Es war possirlich anzusehen. Der Zug ging mit comischem Ernste weiter, und das gescheidte Vieh nahm sich recht menschlich aus. An einer passenden Stelle ward er endlich angehalten. Der Bediente sprang behend vom Wagen, um der Herrschaft den Schlag zu öffnen, und beim Aussteigen behülflich zu seyn. Die Dame kam graziös herab, die Schleppe zierlich unterm Arm und verneigte sich. Der Herr grüßte mit dem Hute, und die beißende Satire auf das vornehme Leben ward treffend durchgespielt. Da fiel es einem boshaften Gesellen in dem Gedränge ein, ein Stück gebratenes Fleisch der wandernden Truppe vorzuwerfen. Der Geruch schon that seine Wirkung. Die Natur trat in ihre Rechte, und der Hund ward wieder Hund. Kutscher, Dame,

Herr, Bedienter, Alle waren sogleich auf allen Vieren, überstürzten, zerzaußten sich, und stritten, heulend und beißend, um das Fleisch. Der Braten war unter das Vieh, wie die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts unter das Volk gefahren. Aufruhr, Anarchie und Krieg! Alle Civilisation und Bildung, alle Feinheit der Manieren und der Wohlanständigkeit hatten dem brutalen Instinkte, und die bürgerliche Ordnung und Unterordnung dem nackten Naturstande Platz gemacht. Es war Gleichheit vor dem Braten, den Jeder erringen konnte, wenn er die nöthige Stärke dazu hatte. Da sahen wir das gräßliche Bild der Revolution: ein abschreckendes Beispiel! Der betroffene Direktor der empörten Truppe griff indessen hastig nach dem Werkzeuge des Gehorsams, und schlug im Zorn so heftig auf die Thiere los, daß sie winselnd vor seinen Füßen und vor dem Wagen krochen. Die alte Ordnung trat allmählich wieder ein, und das Thier nahm menschlich seinen Plaz. So wie die Restauration fertig war, verfolgte der Staatswagen in gemessenem Gange seinen Weg. Ich hoffe es ging gut.

Das nun war, wie die gemeinen Straßburger sagten, die Hundskomödie. Sie machte mir später viel zu schaffen, und verfolgte mich oft wie ein neckendes Gespenst. Lese ich gewisse Zeitungen, die von Staatswissenschaft, Staatsweisheit und Politik sprechen, wie die besagten Komödianten das vornehme Leben der Menschen spielten, und in denen die verehrlichen Redaktionen, Wahrheit und Recht zu wahren ernsthaft versichern, dann fällt mir die verdammte Posse ein. Die gelehrten Thiere stellen ganz ordentlich Menschen vor, sogar politische Menschen; aber nur weil sie den Braten in der Nase haben, den sie durch das Kunststük zu verdienen hoffen. Selbst bei Defensionen, gelehrten Disputationen, Promotionen, feierlichen Kondolenzen, Gratulationen und Präsentationen, in Hör- und Gerichtssälen, bei Sizungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften, selbst in Visitenzimmern, sogar noch an andern Orten — der Himmel möge mir es vergeben! — fiel mir die fatale Hundskomödie und der Braten, aber auch die Peitsche ein.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 29. November 1832.

Unser Wissen und unsere Weisheit kommen von Norden. Der Norden hatte in Friedrich II seinen Salomo, der Süden hat keinen. Der Norden hatte in Katharina II seine Semiramis; der Süden hat keine. Wir sagen: der hohe Norden, und gestehen dadurch ein, daß der Süden tiefer und also unter ihm liegt. Der Polarstern, der für den einsamen Wanderer durch die Wüste der Gewässer so lange ein Leitstern gewesen, steht im Norden. Die Magnetnadel zeigt nach Norden und die Literaturzeitungen und kritischen Blätter, die auf dem wasserreichen Meere unserer Literatur als Kompaß dienen, zeigen ebenfalls dahin, woher sie auch kommen. Die Reformation ist mit ihrem Segen von Norden ausgegangen, und wie er uns den rechten religiösen Glauben

gebracht hat, so soll er uns auch den politischen bringen. Manche wollen jezt in Krug, nachdem er seine Schrift: „Ueber den falschen Liberalismus unserer Zeit, ein Beitrag zur Geschichte des Liberalismus und eine Mahnung für künftige Volksvertreter,“ herausgegeben hat, einen Vorläufer dieses Glaubens sehen, einen Johannes des erwarteten Messias, der die Welterlösung mit der Bluttaufe bewirken soll. Ich bin ein philosophischer Heide, und glaube weder an den Erlöser noch an seinen Vorläufer, von denen man die politische Wiedergeburt aus dem Norden erwartet. Ist Krug ein Paulus, der sich vom Verfolger der Christen zum Christenthum bekehrt hat, oder ein Petrus dem der Hahn gekräht? Er war ein Liberaler. Er hat in den vordern Reihen für den Protestantism gekämpft, den er mit seinen Waffenbrüdern als die Grundbedingung aller geistigen Freiheit und liberalen Gesinnung in Schuz genommen. Er hat die Sache der Griechen vertreten, die ihm eine heilige gewesen. Er hat ein warmes Herz für das unglückliche Polen gezeigt. Was konnte

diese freundliche Wärme so feindselig abkühlen? Er führt den Streit gegen den falschen Liberalism, und wenn er das thut, dann ist er ein rechter Streiter im Dienste der guten Sache. Der falsche Liberalism hat viel geschadet, und wenn das Krug wieder gut und den Boden unfruchtbar macht, auf dem die mißverstandene und mißbrauchte Freiheit die Drachenzähne ausstreut, aus denen die gerüsteten Streiter der Tyrannei erstehen, dann soll die Welt ihn dankbar als ihren größeren Theseus und Herkules segnen und verehren. Der Mißbrauch der Freiheit ist der Freiheit gefährlichster Feind, aber auch der Mißbrauch der Gewalt muß die Gewalt verderben. Beide zerstören sich durch Uebermaas, wie sich Alles dadurch zerstört. Nur durch Selbstmord kann die Freiheit, aber auch die Gewalt im Staate enden. Fiel es dieser ein, ihr Hambacher Fest zu feiern, dann würde ihrer tollen Fasnacht der Aschermittwoch als Bußtag folgen, wie er der Fasnacht der Volksrednerei gefolgt. Das muß man der Aristokratie zu bedenken geben. Jeder Sieg, der sich im Siegesrausche nicht zu

mäßigen und zu beherrschen weiß, verkehrt sich selbst in eine Niederlage. Es ist ganz an seiner Stelle, dem falschen Liberalism zu rechter Zeit den Text zu lesen; aber dem falschen Liberalism steht eine Falschheit gegenüber, die nicht weniger gefährlich, nicht weniger verderblich, als jener ist. Jener erlitt seine verdiente Niederlage, diese kann die Niederlage der Sache, die sie als die ihrige gibt, verdienen und vorbereiten. Ich halte es überhaupt für verdienstlicher und ehrenvoller die Macht zu belehren und zu warnen, als die Schwäche, die in ihrem Unvermögen ihre Mäßigung verbürgt. Das Glück muß man an die Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge erinnern, nicht das Unglück, weil das Glück zum Uebermuthe verführen kann, das Unglück aber demüthig macht. Krug, — werfen diesem ehrenwerthen Manne seine Gegner vor — hat einen andern Weg eingeschlagen, der sicherer ist und statt Gefahr, Lohn bringen kann. Er schließt sich dem Triumphwagen des Siegers an, und ruft dem Besiegten — ein vaeh victis! zu. Das ist wenigstens nicht großmüthig und kann auch

von keinem besondern Nuzen seyn. Der Lieberalism kommt mit Krug vom Rathhause und beide sind nun klüger als sie waren, da sie nach ihm gegangen. Man muß den Rathsherrn während der Berathung mit gutem Rathe zur Seite stehen, um ihre Entschließung zum Rechten und Verständigen zu leiten. Da aber der Liberalism in Deutschland zu Rathe saß, und verkehrte Beschlüsse nahm, saß Krug dabei und hatte für seine irren Kollegen keinen bessern Rath. Das gibt Herrn Krug, sagen seine Tadler, das Ansehen eines Apostaten. Er verdient vielleicht diesen Vorwurf nicht, und ich will es glauben, weil ich ihn immer achten möchte, wie ich ihn bisher geachtet habe. Aber die verlezte Zeit ist bitter und voll Verdacht. Darf man sich darüber wundern? Wenn es zu Sieg und Beute geht, stehen rüstige Kämpfer zu Tausenden für die Sache auf, die sie die gute nennen, weil sie das Glück begünstigt, und die eine schlechte wird, sobald sie unterliegt. Darin finde ich besonders das Elend und die Erniedrigung unserer Zeit, die freilich den meisten Zeiten gleicht, in denen es darum auch

nicht besser ging. So viele Freiwillige, die der liberalen Fahne zugeschworen, verloren ihre Richtung, da sie die Marketenderin und das Branntweinfässel eine andere Richtung nehmen sahen. Der antiliberalen Sache geht es auch nicht besser, der gerechten, wie der ungerechten, der verständigen wie der dummen. Was oben schwimmt sammelt den Schaum um sich. Die verführerische Marketenderin und das Branntweinfässel bleiben nicht immer auf demselben Wege.

Der Rath, den Herr Krug den künftigen Volksvertretern gibt, und die Mahnung die er an sie richtet, sind gut gemeint und lobenswerth, kommen aber etwas spät. Die Rathsherrn mit denen Herr Krug zu Rathe saß, sind, wie er vom Rathhause zurückgekommen, und darum klüger. Es gehört nicht viel dazu, Lehren in Worte einzukleiden, welche die Erfahrung in Thatsachen eindringlicher gegeben hat. Ist das Ziel verfehlt, dann mag man leicht begreifen, daß der rechte Weg nicht eingeschlagen worden, der zu ihm führt. Was man aber in Karlsruhe und Kassel dazu denken mag, daß man

in Leipzig, Karlsruhe und Kassel besser kennt, als der Einwohner an Ort und Stelle! Die süddeutschen Angelegenheiten sieht Herr Krug, wie sich das begreifen läßt, vom Norden aus. Nassau kennt er fast so gut, wie wir Tunis kennen. An dessen sechzehn Deputirten tadelt er indessen mit Recht, daß sie das Feld geräumt und unüberlegt den Rückzug angetreten, wodurch sie aus den Marken der Verfassung gekommen sind.

Es hat mich recht vergnügt, wie Herr Krug seinen kezerischen Kollegen in Süddeutschland auf nordische Weise den Text gelesen. So was hört man gern, wenn Professoren von einem Professor zurechtgewiesen werden. Mit Schülern hat er leichtes Spiel. Wer allein das Recht zu reden hat, behält sicher Recht. Das merkt man den Zeitungen an, die verwundert, fast betroffen sind, daß sie jetzt Recht behalten, was ihnen sonst nicht begegnet ist. Die Freiburger und Heidelberger mögen sich die Lektion zu Herzen nehmen, wenn sie nicht mit Krug brechen, oder ihn gar zerbrechen wollen. Ein Professor hat es gesagt, und ein Professor

muß wissen, was das auf sich hat. Beklagen können sie übrigens die schismatischen Freiburger und Heidelberger nicht, denn sie wurden nach altdeutschem Rechte, das auch in England und Frankreich gelten soll, von Ihresgleichen gerichtet.

Der Norden, — wer mag das leugnen? — hat die ehernen Kolosse der gründlichen Gelahrtheit aufgestellt, der Süden dagegen nur flüchtige Schöngeister, wie Göthe, Schiller und Wieland, aufzuweisen. Geschichtschreiber finden wir nur im Norden, denn Ignatz Schmidt zählt als solcher nicht. Schmidt war katholisch; und wie könnte ein Katholik eine Geschichte der Deutschen schreiben? Unmöglich. Spittler hat einen Namen, das ist wahr. Die Geschichte verdankt ihm viel, aber er hat sich in Göttingen seinen Ruf gemacht. Wer Geschichte schreibt, muß die Späne, die auf dem Zimmerplatze der Zeit, wo das Schicksal seine Bauten von Staaten und Völkern schuf, müheselig auflesen und auf einen Haufen zusammentragen. Die Alten haben das nicht verstanden, und die Neuern verstehen es nicht,

wenn sie den Bau des Schicksals nachzubilden und einen Riß davon zu geben sich bemühen. Der Geschichtschreiber muß sich bei der Quelle halten. Das Quellenstudium, wie die Schulen es verstehen, ist seine erste und höchste Tugend. An der Quelle sind die Wässerchen still und spiegelhell, und man sieht durch sie den klaren Grund. An der Quelle kann man leichte Nußschalen mit der Ladung der Weltgeschichte befrachten, die großen Männer und Fürsten als Steuerleute auf sie setzen, und die ganze Flotte an einen Zwirn befestigen und nach Gefallen leicht bewegen, manövriren, agiren, laviren, oder ankern lassen. Da raset kein Orkan, da drohen weder Sandbänke noch Klippen und es gibt keine Ebbe und keine Flut. Ist die Welt nicht die Weltgeschichte in nuce? Verwegene Geschichtschreiber, wie das klassische Alterthum sie hatte, wie England und Frankreich einige hat, steuern kühn auf der bewegten See des Lebens, den Stürmen und Wogen hingegeben, mit den Stürmen und Wogen kämpfend mit sicherem Blick, mit sicherer Hand das Ziel verfolgend, das Steuer lenkend. Das öffentliche

Leben hat sie gebildet, im öffentlichen Leben sind sie groß geworden, und was sie im Leben erfahren und gesehen, können sie lebendig wiedergeben. So aber schreibt man die Geschichte nicht. Das wahre Leben geht von Büchersälen und vom Katheder aus. Der Katheder ist der Leuchthurm, auf dem die leitende Flamme glüht, nach der die Seefahrer, von Nacht umhüllt, ihre Richtung nehmen. Auf ihm hat der rechte Geschichtschreiber seine Stelle, die ihm erlaubt, in ruhiger Sicherheit der wilden und gefahrvollen Bewegung fremd, die das Meer durchwühlt, die Fahrenden zu beobachten, und was sie thun und leiden, parteilos aufzuzeichnen. Das ist Geschichte, und ein Geschichtschreiber ist Herr Professor Leo. Statt Vielen nenne ich den Einen, der für Viele gilt. In dem Geschichtschreiber sehen wir einen potenzirten Thorschreiber, der niederschreibt, was und wer passirt ist, und weiter nichts.

Mir ist nachstehendes Gespräch in die Hände gefallen:

Die Spree.

Man spricht so viel vom schönen Rhein;
Sollt' in ihm wohl auch Wasser seyn?

Die Leine.

Ich hörte viel von seinem Wein;
Doch Wasser haben wir allein.

Die Saale.

Befruchtend ziehen wir durch's Land,
Sonst gäbe es in ihm nur Sand.

Der Rhein.

In dieser sonderbaren Welt
Ist Manches wunderlich gestellt.
Sie leben im Schreiben, wir schreiben im Leben;
Der Durst nur ward ihnen, der Wein uns g
geben.

Dreiundzwanzigster Brief.

Den 8. Dezember 1832.

Was sollte ein Abgeordneter zu einer landständischen Versammlung in Deutschland unter den gegenwärtigen Umständen thun?

Diese wichtige Frage nahm ich mir vor zu beantworten, als ich bedachte, man könnte den Versuch anmaßend finden, und mir die dünkelhafte Eitelkeit zutrauen, Männer belehren zu wollen, von denen ich schicklicher lernen dürfte. Das ist meine Absicht nicht. Hätte ich auch in manchen Fällen anders gesprochen, als Jordan und Rotteck, und die ausgezeichneten Abgeordneten, die mit ihnen auf gleicher Linie stehen; dann fiele es mir doch nicht ein, mich darum für besser, oder sie für weniger gut zu halten. Sie sind nicht ich, ich bin nicht sie. Ich glaube an ihren guten Willen, an ihr aufrichtiges Streben; ich glaube an sie, wie ich

an mich selbst glaube. Wir können dieselben Wünsche, dieselben Hoffnungen nähren, nach demselben Ziele streben, das kein anderes als das Beste des Vaterlandes und das Wohl der Menschheit ist, und uns doch in der Wahl der Mittel theilen, durch welche diese Wünsche erfüllt, diese Hoffnungen verwirklicht werden sollen, dieses Ziel zu erreichen ist. Ich will kein gerechtes Selbstgefühl verletzen, kein fremdes Verdienst verkennen oder herabwürdigen, um sie einer kleinlichen Eitelkeit, die mir fremd ist, zum Opfer zu bringen. Dann stelle ich die Aufgabe so: Was würde ich thun, wenn ich jetzt Abgeordneter zu einer landständischen Versammlung in Deutschland wäre? Diese Frage will ich beantworten, und indem ich es thue, spreche ich prüfend, erwägend, mahnend und warnend zu mir selbst.

Ich habe keine Stimme in dem Rathe eines Fürsten, keinen Sitz in einer ständischen Kammer. An mich geht keine Aufforderung zu That und Wort. Wäre dies; dann folgte ich ihr, und ich wollte lieber handelnd und sprechend lebendig in das bewegte Leben eingreifen,

als in anständigem, selbst ehrbarem Müßiggange, durch den todten Buchstaben für meine Gesinnungen, Ansichten und Gefühle einen unsichern, langsamen Weg zu den Begünstigten suchen, denen es vergönnt ist, das Wort zur That zu machen. Dem Volke gehöre ich durch Geburt und Neigung an; zu seinem Vertreter aber bin ich zu arm. Ich schäme mich dessen nicht; denn auch Aristides, Epaminondas und Phocion, und die besten Männer aus den schönsten Zeiten Roms würden bei uns nicht wählbar seyn, wo die Steuerrolle der Höhenmesser der bürgerlichen Vorzüge und Tugenden geworden ist. Die schadenfrohe Bosheit wird das nicht deuten, als suchte ich meine Stelle neben den Heroen des großen Alterthums; die Eigenschaft indessen theile ich mit ihnen, daß auch sie, sie, die Männer der Weltgeschichte, von den Bänken der Deputirten bei uns verwiesen wären. Ich schäme mich dessen nicht; ich fühle diese Erniederung sogar mit Stolz; denn hätte ich das Volk treten wollen, wahrhaftig, ich besäße jetzt auch das Recht, es zu vertreten. An günstiger Gelegenheit, an auf-

munternden Versuchungen hat es nicht gefehlt; aber, ich muß es eingestehen, für manches Große, Herrliche und Schöne unserer hochgebildeten Zeit hat mich das einfache Alterthum verbildet. Des Menschen Werth wird nach seinem äussern Besitze geschätzt. Wie könnte ich viel seyn, da ich so wenig habe?

Zu That und Rede bin ich also nicht berufen, und ich nehme bescheiden meine Zuflucht zur Schrift, um meine Schuld, so gut ich es vermag, an das Vaterland und an die Menschheit abzutragen. Ich habe es auch früher gethan und bei Gleichgesinnten einen freundlichen Empfang gefunden. Diese Zustimmung der Gleichgesinnten, deren Ausdruck mir oft zu Theil geworden, war mein schönster, ich darf es sagen, mein einziger Lohn. Es ist der Schatz, den ich mir aufgespart; er ist mein Besitz, das Erbtheil der Meinigen. Ich habe geredet, wo Reden nicht ohne Gefahr gewesen, wo Viele schwiegen, die viel redeten, als die Gefahr vorüber war. Da Viele, ja Alle redeten, hielt ich Schweigen für erlaubt. Der Markt war überfüllt; da strozte es von politischer Weisheit jeder Art.

Es gab fast so viele Aerzte, als Kranke; Alle hatten unfehlbare Mittel gegen jedes Uebel. Vor jeder Bude war das Recept zu finden, die Völker frei und glücklich, den Staat geachtet und reich zu machen. So viel konnte ich nicht bieten. Ich that wie Andere, die sich in der gewaltigen Fluth der sich selbst überströmenden und sich selbst begrabenden Wogen der Konkurrenz nicht halten konnten; wir gingen unter. Was soll der wohlgemeinte Beitrag aus der kleinen Baarschaft eines fleißigen Lebens, der Sparpfennig langen Nachdenkens und vieljähriger Erfahrung, wo die zahlreichen Gallionen ganze Indien von Schätzen der Weisheit zuführten und in Umlauf setzten? Jetzt ist der öffentliche Platz wieder verödet, die überreichen Kaufherren sind abgezogen, die lustigen Gelage verstummt, die Wunderdoctoren mit ihrem politischen Lebensbalsam, die Seiltänzer, Luftspringer und Marktschreier verschwunden. Aber auch die Verständigen und Besonnenen sind davon gegangen, mißmuthig und gekränkt, daß man sie mit den Schreiern, den rechtlichen Kaufmann mit dem Schleichhändler, den ansässigen

Bürger mit dem Vagabunden, den redlichen Rathgeber und Beistand mit dem bethörenden Schwätzer, in ein Bund zusammmengefaßt und auf gleiche Weise behandelt hat. Das darf nicht seyn; die Aufgeklärten und Wohlwollenden dürfen den Muth und die Sprache nicht verlieren, wenn wir nicht Alles, selbst die Hoffnung verlieren sollen.

Ein junger Britte von Geist und Gemüth, der über seinen künftigen Beruf mit sich zu Rathe ging, erzählt man, kam zu London in das Schauspielhaus, und wohnte einer Vorstellung des Hamlet bei. Er war ergriffen von dem tiefen Sinne des Stückes, in welchem der gewaltige Geist des größten Dichters sich offenbart. Die Versammlung war ergriffen, wie er, und überließ sich den Aeusserungen der innigsten Theilnahme und des lebhaftesten Beifalls. Welch schöner Beruf, im Reiche des Gedankens und des Gefühls wie ein Fürst zu walten, die tiefsten Regungen durch die Macht des Wortes einem ganzen Volke mitzutheilen! Der Entschluß des Britten war gefaßt. Auf der Bahn des Ruhmes dem Meister nachzustreben, das Edle

und Größe, das geheimnißvoll in der Brust des Menschen schlummert, zu wecken und zu beleben, sich gefeiert zu sehen von den Tausenden, die erschüttert, erfreut der zaubervollen Melodie seiner Sprache lauschen, die das Gemüth in seinen Tiefen aufregt und besänftigt, wie der Sturm die See bewegt und der stille Himmel sie beruhigt; das war nun die Aufgabe seines Lebens. Die feierlichen Heldengestalten, der nächtliche Geist, die Liebenden und ihr Gefolge traten von der Bühne, und leichte, gewandte Tänzer nahmen ihre Stellen ein. Die behenden Füße kreuzten sich mit zierlichem Anstande in der Luft; der Körper berührte kaum den Boden; wie Feen und Elfen in dem Mondlichte schwebten die Lichtgestalten über der beleuchteten Bühne hin. Es war ein Schauspiel znm Entzücken; auch kannte die Begeisterung der Zuschauer keine Grenzen. Rauschender, lärmender Beifall erschütterte das weite Haus. Von dem stillen, heiligen Ernste, von dem sinnigen Scherze des Hamlet blieb keine Spur. Nein, sagte der Engländer erbittert und beschämt, über Die will ich nicht herrschen, nicht um den Beifall

Derer geizen, die ein Gaukler mit seinem leichtfertigen Kunststücke entschädigen, die Wirkung dieser Kunst sogar spurlos verdrängen kann. Aber so ist das Volk, vielleicht der Mensch. Ihr begeistert, ihr bezaubert auf der Rednerbühne; ihr entwickelt eine große Wahrheit, sprecht das Gemüth mit edeln Gefühlen an; man ruft euch Beifall zu, und ein Lustigmacher mit einer abgeschmackten Posse, ein leerer Plauderer mit hohlen Phrasen, ein Verrückter mit Entwürfen, deren Tollheit die alberne Leichtgläubigkeit besticht, die Dummheit gewinnt, nimmt euere Stelle ein, verdrängt euch, und wird der Liebling des Publikums.

So haben wir es immer und allenthalben gesehen, wo man die Menge richten ließ. Wir haben es selbst und in der Nähe gesehen, welche Sprecher des Tages bei dem großen Haufen, sogar bei Vielen der Gebildeten und Unterrichteten, zu denen sie wenigstens nach ihrem Stande sich zählten, Glauben und Vertrauen fanden. Die Baalspfaffen der Freiheit haben ihre Götzen als Gottheit auf den Altar gestellt, die Schwachen und Leichtgläubigen zu dem Götzen-

dienste verführt, zu Spenden und Opfern aufgemuntert, mit denen die Priester, als Stellvertreter ihres Gottes, sich bereicherten. Der Grundsatz der Volkssouverainität, in seinem wahren Sinne, und richtig angewendet, ist unbestreitbar, und ich habe mich stets zu ihm bekannt. Es giebt keinen höhern und heiligern Willen in einem Staate, als den Nationalwillen, keine höhere Macht, als die Nationalmacht; allein die National ist nicht die träge, seelenlose Masse, die ein Volksführer in Bewegung setzt, mit seinem Geist beseelt, mit seinem Willen belebt, und zum Werkzeuge seiner Eitelkeit und Habsucht macht. In Frankreich hat diese Volkssouverainität die Macht und den Willen des Staates in die Hände einiger empörten Vorstädte gegeben. Die Volkssouveränität führte die meuterischen Sektionen bewaffnet gegen den Konvent, der selbst von dieser Souveränität geboren war, und der 13. und 14. Vendemiaire mußte die anmaßenden Souveräne des Volkes in den Straßen von Paris zerschmettern, um das Volk und die Regierung von ihrer Herrschaft zu befreien. Die Volks-

ſuveränität, über ihre natürlichen Grenzen hin-
ausgetrieben, muß nothwendig die Mutter eines
ſchrecklichen Geſchlechtes von Raſereien, Thor-
heiten, Zerrüttungen, Mord und Elend werden.
Sicher hat das Volk das Recht, ſich ſeinen Arzt,
ſeinen Prediger und Vorſtand zu wählen, da-
mit es ihm vertraue, mit Achtung und Liebe
ergeben ſey; allein ſoll es auch heilen, lehren,
verwalten und Recht ſprechen?

Wahrhaftig, ich kenne nichts Größeres,
nichts Schöneres, keinen höhern Preis eines
tugendhaften, thatenvollen Lebens, keinen rei-
chern Lohn ſeiner Anſtrengungen und Sorgen,
als der Wohlthäter, Befreier und Beglücker
ſeines Volkes zu ſeyn; allein man wird ſein
Wohlthäter nicht, wenn man ſeinen Launen
und Schwächen ſchmeichelt; man befreiet es
nicht, wenn man die Bande löſet, die es an
Geſetz und Ordnung feſſeln; man beglückt es
nicht, wenn man die Tiefen ſeines Gemüthes
aufregt, in welchem die thieriſchen Begierden
und Leidenſchaften ſchlummern, die, einmal los-
gelaſſen, wie Beſtien, die ihrem Hüter entſprun-
gen ſind, den Genuß der Freiheit in der Sät-

tigung roher Gelüste finden. An das Edle in dem Menschen, an das Göttliche in seiner Natur muß man sich wenden, um ihn zu erheben, zu beglücken, frei zu machen. Das ist nicht das Volk, um dessen Gunst, um dessen Liebe der Redliche, der Freund des Vaterlandes und der Menschheit sich bewirbt, das Volk, das den Gerechten ächtet und den Schmeichler vergöttert, das den Mord des großherzigen Cäsar billigt, um dem feigen und schlauen August zu dienen; das zu den Richtern des Gottmenschen ruft: Kreuziget ihn! das in dummer Frömmigkeit den Scheiterhaufen bauet, um Johann Huß in den Flammen zu opfern; das den edeln Bailly heute auf seinen Händen trägt, und morgen seinen Todeskampf mit teuflischer Lust verlängert; das Ludwig XVI. freudetrunken als den Wiederhersteller des Vaterlandes begrüßt, und sein blutiges Haupt vergnügt in der Hand des Henkers sieht. Das ist nicht das rechte Volk, das sich vor den Siegeswagen des Glückes spannt, wenn auch Gewalt und List ihn führen; das in blindem Wahnsinne das Bild seines Günstlings vergötternd auf

den Altar stellt, um es in blindem Wahnsinne wieder zu zerschmettern; das, wie jene Wilden den Weltgeist, den sie anbeten, mit Geschenken und Verehrung überhäuft, so lange er, wie es meint, ihm gutes Wetter macht, und mit Hohn durch den Koth schleift, wenn er die Jagd und den Fischfang nicht segnet. Nur ein Götzendiener möchte dieses Volkes Abgott seyn. Ich wollte lieber mit Themistokles in die Verbannung gehen, als mit Kleon der gefeierte Held von Athen seyn, lieber mit Malesherbes meinen Kopf unter das Beil der Guillotine legen, als mit Marat in das Pantheon ziehen, lieber mit der großen Roland auf dem Blutgerüste sterben, als für Unsere gebenedeiete Frau vom Thermidor die launenhafte Huldigung empfangen. Steht der große Mensch, der sich der Sache des Volkes, der Sache der Gerechtigkeit und Freiheit weiht, wirklich zwischen dem tarpeischen Felsen und dem Capitol; dann wird er, ist er wirklich groß, jenen mit der Ehre wählen, wo er dieses nur mit Schande betreten kann. Wer aber die Volksgunst sucht, um sie zum Fußschemel seines Glückes zu ma-

chen; der ist entehrt als Verräther an seinem bessern Selbst und an dem Volke, zöge er auch mit Ehren überhäuft ins Capitol. Die aber um die gebrechliche Größe, um die vergängliche Unsterblichkeit, welche die wechselnde Laune dieses Volkes ertheilt, um seinen Beifall und Beistand buhlen, weil sie zur wahren Größe sich zu erheben unvermögend sind, die Unsterblichkeit, zu der nur die Wahrheit und die Tugend führen, im Gefühle ihrer Unwürdigkeit zu erlangen, verzweifeln müssen; die mögen dem Strome der Volksgunst sich überlassen, der in seinem Laufe die Woge, die er wie im Triumpfe erhob, im nächsten Augenblicke in den Abgrund seiner Gewässer stürzt, und aus feilen Opferpriestern Opferthiere werden.

Die Volkswahlen bieten nicht selten ein eben so demüthigendes, als schmerzliches Schauspiel dar. Der getäuschte Ehrgeiz, die verlezte Eitelkeit, Durst nach Geld und Auszeichnung, alle selbstsüchtige Leidenschaften wenden sich an das Volk, um sich mit seiner Kraft gegen die Regierung zu verstärken, die dem Lande feind-

lich gegen über stehen muß, weil der Candidat durch sie seine Zwecke nicht erreichen kann. Gegen die Regierung wird der Bund geschlossen, wenn die Regierung den Gewählten nicht zu gewinnen weiß. Alles Uebel, an welchem das Volk leidet, ist das Werk der Regierung, alles Heil, das es erwarten kann, die Befreiung von jeder Last, die Erlösung von allem Bösen ist das verheißene Werk des Gewählten. Die Vorbereitungen zu einem Landtage gleichen den Rüstungen zu einem Kriege. Die Truppen schaaren und ordnen sich, die Häupter und Führer entwerfen ihre Plane, theilen die Rollen aus; die Regierung sieht sich wie eine Festung vor, der eine Belagerung droht. Die Belagerer sind die Deputirten. Von beiden Seiten beginnt das Gefecht; hier feuert man hinein, dort heraus, als sey jedem Theile seine feindliche Gesinnung durch seine Stellung gegeben. Der Sieg auf der einen Seite ist eine Niederlage für die andere. Welche unnatürliche, verdammungswürdige Lage, die den Staat in zwei feindliche Heere scheidet, die Regierenden den Regierten gegen über stellt, alles Recht,

alle Wahrheit nur auf einer Seite findet! Was von der Regierung kommt und für sie spricht, ist schlecht; was sich ihr entgegenstellt, sie herabwürdigt und entkräftet, ist gut. Man verdächtigt ihre Absichten, entstellt ihre Handlungen, weil es die Handlungen, die Absichten der Regierung sind. Hier gilt nicht, was man nach seiner Ueberzeugung, für wahr und recht erkennt. Wahrheit und Recht sind nur das Eigenthum einer Partei, die der Regierung feindlich gegen über steht. Wer für das Volk und seine gute Sache ist, muß sich in Widerspruch mit der Regierung setzen, sich zur Opposition bekennen. Das ist parlamentarisch, sagen diese Staatsgelehrten; das Muster hat uns England aufgestellt, der Musterstaat der Freiheit und der Volksbeglückung, der auf der Bahn politischer Bildung uns vorausgegangen ist, dem übrigen Europa das große Beispiel einer geordneten Staatsgewalt im Gleichgewichte gegeben hat. Der Musterstaat der Freiheit und Volksbeglückung! Wollt ihr seine Freiheit, wie diese Verfassung mit dem schönen Einklange der Staatsgewalten im Gleichgewichte sie überlie-

fert hat? Möget ihr euerm Volke das Glück bieten, dessen sich der Bürger in Großbrittanien und Irland erfreut? Parlamentarisch wäre diese Opposition, die tadelnswerth und verwerflich findet, was von der Regierung kommt, das Gute schlecht, das Schlechte gut heißt, nachdem diese oder jene Hand es bietet? Solchen Unverstand hat nie ein verständiger Britte als eine parlamentarische Regel, als einen konstitutionellen Vorzug in Schutz genommen. Und wäre es; hätte der Gebrauch den Aberwitz als Weisheit dort geheiligt; sollen wir, die Affen fremder Sitte, mit knechtischer Nachahmung annehmen, was unsere Einsicht verwirft! Nein, jedes Land ist, denke ich, reich genug an eigener Thorheit, an eigenen Vorurtheilen, daß es der Einfuhr fremder Fabrikate von solchem Gehalte nicht bedarf. Diese systematische Opposition gegen die Regierung ist durchaus verdammenswerth, und erzeugt große Uebel. Sie hindert das Gute, wo es geschehen könnte, sie würdigt die Regierung herab, und entzieht ihr das Vertrauen des Volkes, das ihr die Kraft giebt, ihre Bestimmung zu erfüllen; sie

wirft Gut und Bös, Recht und Unrecht sinnlos durcheinander, weiß keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Aufrichtigkeit und Betrug, und verfälscht so das Rechtsgefühl und vergiftet die Sittlichkeit in ihrer Quelle; sie nöthigt die Regierung, der feindlichen Haltung, welche die Opposition ihr zeigt, mit einer feindlichen zu begegnen. Da sie weiß, daß sie nur Anhänger oder Gegner findet, daß sie durch jene sich nur erhalten kann, durch diese aber unterliegt, muß sie alle Mittel aufbieten, Freunde zu gewinnen und ihre Gegner zu entfernen. Sie muß zu einem geheimen oder offenen Kriege sich verstehen, weil der Sieg ihr Alles giebt, die Niederlage ihr Alles nimmt. Der Sieg aber wird einzig durch die Macht entschieden, und die Macht muß sie für sich gewinnen, mag sie nun Gewaltthat oder List verleihen. So ist sie genöthigt, auf die Wahlen sich einen unerlaubten Einfluß zu gestatten, das Volk in ihrem Sinne zu bethören und zu verführen, wie es die Opposition in ihrem Sinne thut, Bestechungen, Verheißungen anzuwenden, sich Anhänger auf Kosten der Nation zu kau-

fen, und auf Kosten der Nation zu belohnen. Die Regierung wird eine Partei im Staate, und die Sache des Staates, das Interesse des Volkes, Sache einer Partei, welche die Gegenpartei der Opposition ins Leben gerufen hat. Der Angriff nöthigt zur Vertheidigung, der Feind denkt auf Vermehrung seiner Mittel; man muß dasselbe Ziel verfolgen, um seine Kräfte in demselben Verhältnisse zu vermehren. So wie nun die Kunst des Angriffes sich ausbildet; so sucht die Kunst der Vertheidigung mit ihr gleichen Schritt zu halten. List und Gewalt verfolgen sinnreich ihre Bahn, und die Werbung von Söldlingen und der Ankauf von Kriegsbedarf wird eifrigst betrieben und fortgesetzt. Wer zahlt die Kosten? Die, welche Alles zahlen, auf deren Rechnung der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Habsucht sich bekämpfen, die durch die Entscheidung des Kampfes selten gewinnen, gewöhnlich verlieren, nichts von dem Vortheile wissen, den sie bringt, aber sich alle Nachtheile müssen aufbürden lassen, welche damit verbunden sind. So haben wir es auch lange Jahre hindurch gesehen: schlechte und

verfälschte Wahlgesetze, bestrittene, erkaufte, erbettelte Wahlen, Streit in der Kammer um persönlichen Einfluß, Gewalt, Stellen, Auszeichnungen. Alles für das Volk! ist das Feldgeschrei; das geheime Losungswort aber, das Jeder in seinem Herzen trägt, heißt: Alles für uns, und Alles durch das Volk, und Alles auf Rechnung des Volkes! Jeder, hört man ihn, will das Volk glücklich machen, seine Last erleichtern, ihm gute Tage geben, nicht, wie der knauserige Heinrich, für ein Huhn im Topfe sorgen, nein, ihm bleibenden Wohlstand sichern, wenn er nur zur Macht gelangt. Er gelangt zur Macht; er ist am Ziele. Die Versprechungen, die seiner Erhöhung zur Brücke dienten, sind vergessen; die Brücke liegt unnöthig, vielleicht gefährlich hinter ihm, und wird abgebrochen. So währt es schon lange Jahre. Der hat Gewalt, und Jener will sie haben; dieser ist im Besitze, und jener möchte dazu gelangen. So sehen wir schon geraume Zeit dem Schauspiele zu, wie Regierung und Volksvertretung sich anfeinden und bekriegen und an den Kampf erinnern, den die Geschichte von zwei Offizieren berichtet.

Bei Montenotte stieß, in dem italienischen Feldzuge, der zu Bonaparte's Macht den Grund gelegt, ein östreichischer Offizier auf einen französischen, dem er sich gewachsen fühlte. Ergieb dich! rief der Oestreicher. Nimm mich, erwiederte der Franzose. Dieser ergab sich nicht, jener nahm ihn nicht. Sie fochten, bis sie beide in ihrem Blute friedlich neben einander lagen. Ergieb dich! ruft die neue Lehre die alte Gewalt an. Nimm mich! erwiedert diese trotzig. Noch ist die Lehre jung, getheilt und schwach, die Gewalt einig und stark. Giebt es keinen Frieden, als in der Erschöpfung durch Blutverlust? Ich hoffe es nicht; aber es mag zu fürchten seyn.

Vierundzwanzigster Brief.

Den 19. Dezember 1832.

Die feindliche Haltung, welche die Regierung und die Volksvertretung gegen einander angenommen, hat schwere Uebel auf das Volk gehäuft. Da der Sieg des einen Theiles eine Niederlage des andern ist; so besteht zwischen ihnen ein Wettkampf, in welchem diese zu verhindern und zu zerstören sucht, was die Gegenpartei Gutes bewirken möchte. Man gönnt seinem Gegner die Ehre und den Vortheil einer nützlichen Maasregel nicht, weil sie seine Gunst und Macht vermehrte, und wird kaum Bedenken tragen, die Arznei, die von ihm kommt und heilen soll, in Gift zu verwandeln, welches entkräftet und zerstört. Ein freundliches Zusammenwirken zum Wohle des Landes, zum Besten des Volkes darf man nicht erwarten, so lange die eine Macht der andern als Neben-

buhlerin zur Seite steht. Sie sind im Zustande des Krieges, dem alle Mittel dienen, die zum Zwecke führen; der Zweck aber ist der Sieg. Die Fürstenmacht, wie sie sich bei uns ausgebildet hat, und wirklich besteht, ist an Mitteln der ständischen Gewalt so sehr überlegen, daß sie, wenn sie will, selbst die Vortheile, die diese bringen kann, in Nachtheile zu verkehren, oder wenigstens in Täuschungen zu verwandeln fähig ist. Herr Professor Vollgraff hat das in seiner Art ganz gut gezeigt, und die Täuschungen des Repräsentativsystems genügend dargethan. Es verriethe einen zu starken Glauben an die menschliche Tugend, wenn man es anders erwartete. Auf die Schwächen darf man im gewöhnlichen Laufe der Dinge, bei gewöhnlichen Menschen zählen, nicht auf Edelmuth und Seelengröße, die nur ausserordentliche Wesen bestimmen können, sich selbst zu opfern. Man spricht von einem Gleichgewichte der Gewalten, die sich gegenseitig regeln und beschränken, in wohlthätiger Wirksamkeit sich unterstützen, in bösem Streben hindern sollen. Zum Guten nimmt man sie als einig und verbunden, zum

Schlechten als getheilt und sich entgegen an. Ein Gleichgewicht verschiedener Gewalten in einem Staate hat aber nie bestanden, wird nie bestehen. Zwei gleiche Mächte müssen Feinde seyn; sie bestehen nur zusammen, um sich zu bekämpfen. Ihr Verhältniß ist das des Krieges, das nur die Unterwerfung, die Unterordnung der einen oder der andern enden kann. Kein Staat hat dies Gegengewicht gekannt, das gegen die Natur des Menschen und der Dinge ist. Stellt ihr mit Mühe die beiden Schaalen einer Wage gleich; dann darf nur ein Tropfen Thau, ein Sandkorn in eine Schaale fallen, und das künstliche Gleichgewicht ist aufgehoben. Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die sich mit der Aristokratie verbunden hat, ein Gegengewicht zu geben, kommt vielleicht um manche Jahrzehnte zu früh. An dieser kompakten Macht, die eine tausendjährige Ueberlieferung, den Bestand der Dinge, der, als bestehend, auch gesetzlich ist, die Angewöhnung, das angeerbte Interesse und die fortgepflanzte Meinung für sich hat, muß jetzt noch jeder Versuch einer gewaltsamen Be-

schränkung scheitern. Diese Macht ist einem Strome zu vergleichen, der seine Gewässer gesammelt hat, in ebenem Bette sich bewegt, ohne Hinderniß, das seinen Lauf aufhielte oder verzögerte, sein Ziel zwischen Ufern verfolgt, die ihn nur beschränken, um seine Gewalt zu verstärken. Das Bedürfniß der Freiheit, die Anordnungen und Ideen, die sie begünstigen, die Stärke, zu der sie angewachsen sind, zerstreuen sich ohne Zusammenhang auf weiter Oberfläche, sprudeln hier als Quelle, rieseln dort als Bach, versumpfen bald in ihrem Gange aufgehalten, zerstäuben bald ohne Wirkung über Klippen, und, wenn sie auch im Ganzen eine gewaltige Masse bilden, trägt diese Masse doch keine Last, und hat mit dem geringsten Widerstande zu kämpfen. Jedem Leben scheint ein Instinkt beizuwohnen, der ihm die Gefahr verkündet, die es bedroht. Die erbliche Gewalt hat die Gefahr erkannt, die ihr die Zeit immer drohender entgegenführt; sie hat sie erkannt und ihr ist klar geworden, daß sie nur mit vereinter Macht sie mit Erfolg bekämpfen, wenn auch auf die Dauer nicht besiegen kann. Den Instinkt hat

die Erfahrung aufgeklärt, und der Bund, den das Bestehende zu seiner Erhaltung geschlossen, ist fest und dauernd, wie die Gefahr, die es bedroht.

Diese Ansicht wird mir wenig Freunde machen; ich weiß es. Muß ich aber mich entzweien; so sey es lieber mit der Welt, als mit mir selbst. Ich rechne indessen auf die Billigen und Verständigen, die der Rausch des Augenblicks über die Zukunft nicht betäubt, die den leidenschaftlichen Schrei der Gegenwart nicht für die besonnene Stimme der Geschichte halten. Hier wird man mich der Servilität beschuldigen, dort mit scharfem Blicke unter dem anständigen Gewande einer geheuchelten Legitimität den teuflischen Pferdefuß des Jakobinismus entdecken. Wie sie wollen; ich nehme beides, Lob und Tadel, wo der Parteigeist richtet, mit gleichem Gefühle auf. Die neue Gabe lege ich zu dem alten Angebinde, mit dem man mich früher schon reichlich bedacht, mich bald in der rothen Mütze, bald in der Kapuze, auf dem Berge und im Sumpfe, als Anhänger des Pabstthums und als abtrünnigen Katholiken

unter den Verfechtern des Protestantismus, an manchen Orten selbst als verkappten Jesuiten wollte gesehen haben. Was haben gewisse Leute nicht gesehen, denen die gemeine Leidenschaft zum Auge dient! Mögen die Narren nach Belieben mir meine Stelle geben, weisen sie mir dieselbe nur nicht in ihrer Gesellschaft an!

Ich hätte also Lust, fragt man mich, die Regierungen zu vertreten, und ihre Sache gegen die Freunde des Volks zu führen? Nein. Ich habe es einzig hier mit den Abgeordneten der Stände zu thun, und frage mich selbst, wie ich zu handeln es für meine Pflicht erachten würde, säße ich unter ihnen. Das ist die Aufgabe, die ich mir zu lösen vorgenommen, und einfach und leicht gefunden habe. Ich bin bei der Opposition, wo sie das Recht zu wahren, die Wahrheit zu schützen hat. Sehe ich, daß die Regierung das Gute will, das Wohl des Volkes fördert, die Ehre des Landes achtet; dann bin ich ihr Freund auf Tod und Leben! lieber will ich mit ihr fallen, als den Sieg der Heuchler theilen, welche Feinde aller Gewalt sind, die ihnen nicht zu Theil gewor=

den; die sie nur bekämpfen, um die Gewaltha-
ber zu ersetzen. Man findet mich auf den bei-
den Aeussersten, wenn die Wahrheit und das
Recht zum Aeussersten getrieben, keinen Vertheidi-
ger mehr zwischen den Enden finden. Gilt es, zwi-
schen der Wahrheit und der Lüge, dem Rechte
und dem Unrechte, der Freiheit und der Skla-
verei zu feilschen und zu mäkeln; dann scheide
ich von der Mitte aus, mag sie auch alle Welt
die richtige und die rechte nennen; denn zwi-
schen Wahrheit und Lüge, zwischen Recht und
Unrecht, zwischen Freiheit und Sklaverei kann
es keine richtige Mitte geben. Mit gewissen-
hafter Strenge halte ich auf den Werth der
Dinge, den ich erkannt, ohne Rücksicht auf die
Personen, die dafür, oder dagegen sind. Ich
glaube, daß dem Guten nichts mehr schadet,
als sein Mißbrauch. Was keine feindliche
Macht der Welt zerstören könnte, die Tugend,
die Wahrheit, das Recht, die Freiheit; seine
falschen oder dummen Freunde haben es zer-
stört. Die wahren Freunde dieser höchsten Vor-
züge und Güter der Erde müssen darum Prie-
ster der Vesta seyn, Bewahrer des heiligen

Feuers der Menschheit, keusch und rein von schlechter Begierde und böser Lust. Achten, lieben und suchen müssen sie dieselben um ihrer selbst willen, nicht persönlicher Vortheile, eigennütziger Rücksichten wegen. Wer dieser Göttin dienen will, der Göttin des heiligen Feuers, das unser Geschlecht erwärmen soll mit Wohlwollen, Neigung und Liebe: der Göttin des Lichtes, das unserm Geschlechte leuchten soll mit der ewigen Flamme der Wahrheit, die auch die Mutter des Rechtes ist, darf seine Seele nicht beflecken mit unreiner Begierde, seine Hände nicht beschmutzen mit unreinem Besitze; er darf ihr nicht dienen im Dienste der Eitelkeit und des Eigennutzes.

Ich würde, wenn ich das Volk zu vertreten berufen wäre, in dem Interesse dieses Volkes selbst, die Regierung nach Kräften unterstützen in Allem, was des Landes Wohl bezweckt. Ich würde die Achtung, die Ergebung gegen sie zu beleben, zu stärken, zu vermehren suchen, ihr Ansehen befestigen, ihr das Vertrauen des Bürgers gewinnen, dessen sie so sehr bedarf, ihr dienen, wo sie dem Volke dient,

dessen Bestes ihr eigenes Bestes ist. Ich würde selbst ihre Fehler und Verirrungen, wo sie menschlich fehlt und irrt, gut zu machen, ihren nachtheiligen Folgen vorzubeugen mich bestreben, ohne die Waffen die sie dadurch ihren Gegnern leiht, feindlich gegen sie zu kehren. Ich würde bedenken, wie schwer es oft der Gewalt wird, die List, Lüge, Schmeichelei und Betrug umgiebt, das Wahre und Rechte zu erkennen und zu thun; wie viel bequemer es die Theorie findet, Glück und Segen in Worten zu verbreiten, als sie in der That zu verwirklichen sind. Volk und Regierung, auch wo sie hadern und zu hadern Grund haben, würde ich zu sie versöhnen mir zur Aufgabe machen. Könnt ihr sie trennen, wenn ihr die gehässige Stimmung zwischen ihnen zur Unverträglichkeit gesteigert habt? Ihr könnt es nicht, und nährt den Zwist der Ehe, wo keine Scheidung möglich ist. Bedenket das, und seyd bemüht, den Zwist auszugleichen, die Hadernden zu versöhnen, den Frieden, wo er gebrochen ist, wieder herzustellen. Handelt in diesem Sinne, laßt euch diesen Geist beseelen, strebt nach diesem Ziele. Er=

reicht ihr es auch nicht; dann habt ihr doch das Eurige gethan. Der Erfolg ist in eine höhere, mächtigere Hand gegeben, die ordnen und lenken wird, was menschliche Macht und Weisheit nicht ordnen und lenken kann. Es wird kommen, was da kommen soll. Wer die Saat ausgestreuet hat über die Erde, wird auch dafür sorgen, daß sie zur Ernte reift. Seyd tüchtige Landwirthe und pfleget, was ihr gepflanzt. Ist die Frucht ausgetragen; dann entwindet sie sich selbst der Mutter Schooß. Ist sie gezeitigt an der Pflanze, die sie bringt; dann löset sie sich selbst von ihr. Wollt ihr aber die Gebährerin vor der Zeit entbinden, und die Frucht von der Pflanze trennen, ehe sie gezeitigt; dann lauft ihr Gefahr, beide, Mutter und Kind zu tödten, Pflanze und Frucht zu verderben. Darum wollet nicht ernten vor der Zeit; die Zeit aber ist durch eine ewige Naturordnung gesezt. Pflanzet und pfleget mit Sorgfalt und Fleiß, und wer die Frucht am Baume, das Korn am Halme reift: der wird auch die Frucht der Menschheit reifen. Der Mensch darf nur wollen, was er kann und muß den Zweck seines

redlichen Willens mit seiner Kraft vergleichen, die zu ihm führen soll. Es ist Thorheit, nach Unerreichbarem zu streben, und mit kindischer Unerfahrenheit die Hand verlangend nach dem Monde auszustrecken. Der Muth ist eine große Gabe, und wohl Dem, der sich ihres Besitzes rühmen darf! Wir brauchen sie, und brauchen sie besonders in Zeiten der Gefahr; aber der rechte Muth übergiebt sich dieser nicht mit blindem Ungestüme; er mißt sie erst, um zu wissen, ob er ihr gewachsen ist. Wer diesen rechten Muth im Busen trägt, und die schöne Gabe nicht unbedacht verschleudern will; der spähet die Stärke und Schwäche seines Gegners aus, um sie zu seinem Vortheile zu benützen. Was hilft es einen Feind zu reizen, der gereizt furchtbarer wird, und dessen Erbitterung seine Kraft vermehrt, die unserer Schwäche spottet? Ihr nennt das Feigheit! Gut, setzt dann großherzig, setzt verwegen euch selbst bei dem verzweifelten Spiele ein, nur nicht das Volk, für das ihr zu spielen vorgebt, welches aber nur der Einsatz ist. Werft euch verzweifelt dem Siegeswagen der erbitterten Gewalt entgegen,

daß er zerschmetternd über euere Gebeine gehe! Ihr seyd dann Märtyrer, und man wird bewundernd und dankbar die Macht eueres Glaubens ehren; aber nehmt nicht das Volk als Schild, um euere Brust zu decken, wenn ihr unbesonnen Händel sucht. Noch einmal, haltet die heilige Sache, für die ihr den Kampf besteht, rein und heilig; und sie siegt, siegt durch ihre eigene Macht, verdient die Menschheit anders diesen Sieg. Angenommen, die Gewalt, der man als Volksvertreter gegenübersteht, handle willkührlich; dann hüten wir uns, ihr Willkühr entgegenzusezen. Die Sünde büßet keine Sünde ab. Schuld versöhnt keine Schuld. Verbrechen hebt kein Verbrechen auf. Man soll also dieser Gewalt, fragt ihr, sich niederträchtig unterwerfen, vielleicht gar schmeicheln, ihr gefällig seyn? Das habe ich nicht gesagt. Bewahret, ich wiederhole es, die gute Sache rein, und die bewahrte Reinheit sichert ihr den Sieg. Willkühr und Grausamkeit verderben sie nicht; sie kann sich nur durch ihre eigene Entstellung selbst verderben. Das Christenthum hat sich unter den Qualen der Verfolgung, aus

dem Blute seiner geopferten Bekenner, siegreich erhoben und über die Welt verbreitet; nur das entartete, entstellte Christenthum hat Hand an sich selbst gelegt und seine Verstümmelung herbeigeführt. Von der Willkühr ward noch keine Wahrheit unterdrückt; der Druck erhöhete im Gegentheile ihre Kraft, und der Kampf, der sie zerstören sollte, entschied ihren Sieg. Das Laster und Verbrechen zehren durch ihr Wachsthum, gleich Verschwendern, ihr eigenes Vermögen auf. Jeder Sieg ist ein Schritt zu ihrer Niederlage. Die Tugend, wo sie wehrlos ist, siegt durch den Widerstand der Ruhe, der Theilnahmlosigkeit. Das Schweigen der Völker, sagt ein Kirchenlehrer, ist das Gericht der Könige.

Ich wollte, die Monarchie hätte Freunde, denen sie vertraut, wahre Freunde, die der Muth beseelt, ihren Freund zu retten, auch auf die Gefahr, ihm zu mißfallen; denn Mißfallen in einer Monarchie ist für die, welche in der Nähe des Monarchen sind, das größte Uebel, wie Gefallen das höchste Gut. Ich selbst wäre ein solcher Freund, mit ganzer Seele, mit aller Aufopferung, der die wahre Freundschaft fähig

ist. Allein wie nun einmal die Dinge stehen, darf ich wohl auf das Mißfallen, und schwerlich auf Vertrauen rechnen. Hat die Gewalt Freunde? Kann sie Freunde haben? Freundschaft ist geistige Verwandtschaft; sie giebt, um zu empfangen, und empfängt, um zu geben; aber sie giebt sich selbst, und fordert für die Gabe den gleichen Preis... Alle Freundschaft ist, wie die Liebe gegenseitig... Das Schiff des Staates, das auf der tiefbewegten See schwankend geht, und gegen die empörten Wogen mit unsicherm Erfolge kämpft, kann durch das Königthum und mit dem Königthume, das am Steuer sitzt, gerettet werden; um das zu können, muß es die krasse Aristokratie, wie sie eine rohe Vergangenheit gestaltet hat, als schädlichen Ballast, über Bord werfen, um an dessen Stelle kostbarere Güter aufzunehmen. Ich weiß kein anderes Mittel. Die wahre Monarchie kann wohl, um mich bildlich auszudrücken, zum Schwimmen kommen, um schwimmend sich zu retten; aber sie wird oben bleiben, und sich erhalten, wenn die Aristokratie, die sie umklammert hält, sie nicht mit sich in den Abgrund

zieht. Es ist schwer, über diesen Gegenstand zu reden und sich zu verständigen. Wer mag die herbe Wahrheit, wenn er nur süße Lüge zu kosten pflegt? Das schwache Auge erträgt den vollen Glanz der Sonne nicht, und muß ihr reines Licht durch gefärbtes Glas empfangen. Dieses ist für das Seelenauge, das die nackte Wahrheit blendet, die Fabel, die ihren Strahlenglanz verhüllt. Tasso sagt:

So wie man öfters wohl dem kranken Kinde
Des Bechers Rand mit süßem Naß bestreicht;
Die bittern Säfte trinkt es dann betrogen,
Und hat sich Leben aus dem Trug gesogen.

So will ich denn eine Fabel des alten schlichten Phäder hier anführen, die in ihrer Unschuld ohne Verdacht entgegengenommen werden kann. „Ein Hirsch," erzählt der Dichter, „der an der Quelle seinen Durst gestillt, verweilte bei derselben, und sah in dem Spiegel des Wassers sein Ebenbild. Da lobte er die hohen, zackigen Geweihe, und tadelte die dünnen Schenkel sehr. Auf einmal schreckt ihn Jagdgeschrei aus seiner Betrachtung auf. Schnell flieht er über das Feld und entgeht raschen Laufes den Hunden, die ihn verfolgen. Er ge=

langt zu einem Walde, in dessen Dickicht er mit den ästigen Geweihen sich verstrickt; die Hunde, die ihn so ereilt, zerreißen ihn. Sterbend soll der Hirsch gejammert haben: O ich Unglücklicher! Jetzt erst, zu spät begreife ich, daß das, was ich verachtet, mir nützlich, und was ich gerühmt, verderblich gewesen.“ — Die stolzen Geweihe! Ja, sie sind gefährlich.

Ich bin kein Feind der Aristokratie, die mit den Rechten des Bürgers, dem Wohle des Staates sich verträgt; sie kann der Gesellschaft nützlich seyn und das allgemeine Beste fördern. Ich ehre die Verdienste des Vaters in dem Sohne, der sich dessen würdig zeigt. Der Ruhm der Vorfahren verleiht dem Namen der späten Enkel Glanz, verpflichtet die Erinnerung zu gerechter Anerkennung und Dankbarkeit, und ist für diese eine Aufmunterung, die edeln Ahnen zum Muster sich zu wählen. Allein der Aristokratie bin ich nicht gewogen, die in der Anherren Ruhm selbst ruhmlos und ohne Verdienst von dem Lohne ihrer Dienste schwelgen will; jene Aristokratie, die als ein unfruchtbarer Park, in welchem das Wild zur eigenen Lust

und zur Lust des Herrn sich vergnügt ergebt, das Land bedeckt, und zum Kartoffelacker und Saatfelde, von dem das Volk sich nährt, keinen Raum gestattet; die, weil die Väter reiche Früchte trugen, als wildes Gehölz den Boden überschattet, ihm Licht und Wärme nimmt und seine nährende Kraft verzehrt. Mögen die Nachtwandler der Vergangenheit, die mit geschlossenen Augen durch die Vorwelt gehen, und in den schauerlich erhabenen Gefühlen schwelgen, mit denen die Herrlichkeit des Mittelalters, die sie sich selbst geschaffen, ihr romantisches Gemüth erfüllt, — mögen sie bewundernd und bedauernd nach den Trümmern der alten Burgen und den verfallenen Mauern der Klöster schauen; der Geist, der sie bewohnte, ist lange ausgezogen, und für uns nur ein Gespenst geworden. Was zurückgeblieben, giebt weder Schutz noch Obdach, gewährt keine gastliche Aufnahme, droht dem Wanderer nur mit herabrollenden Steinen, und nimmt dem Fleiße des Landmannes den Boden zum Pflanzen weg. Die Aristokratie ist in der Natur gegründet, und wird, wie diese, ewig seyn. Ist sie, was die

Bedeutung ihres Namens sagt, die Herrschaft der Besten; dann kann keine Herrschaft ihr den Rang bestreiten, — und wie sie durch die ewigen Gesetze der Schöpfung begründet ist, so mag auch die Weisheit des Menschen keine Anordnung erfinden, die den Staat fester gestaltete, und sein Wohl dauernder sicherte. Die Weisheit soll berathen und beschließen, der Tapfere und Muthige den Kampf bestehen. Dem Stärkern gebührt die schwere Last, den Sehenden wählt man zum Führer. Und wie die Weisheit, die Stärke, der Muth, die Tugend zur Gesellschaft eine größere Aktie bringen; so sprechen sie auch mit Recht den größern Gewinn an, der sich aus dem Gesammtkapitale ergiebt. Solche Aristokratie geht schon aus dem Gesetze der physischen Natur hervor, welches auch die moralische bestätigt. Diesem Gesetze gemäß muß die bestehende Aristokratie sich bilden und veredeln, wenn sie sich erhalten will.

Die Herrschaft der Besten sollte sich allenthalben geltend machen, wenn sie auch nicht als politische Institution besteht. Welchen Gefah-

ren würde begegnet, welchen Nachtheilen vorgebeugt, verbänden sich die Bessern zur Förderung des Guten, wie es die Bösen zur Förderung des Schlechten thun? Und wie sehr bedürfte Deutschland dieses Bundes, Deutschland, das in jeder Hinsicht so wenig verbunden ist! Wir suchen ein gemeinsames Vaterland, eine Nationalität, welche die zersplitterten Kräfte, die getheilten Gefühle zusammenhält, ein gemeinsames Wollen und Streben, das unserer Thätigkeit dasselbe Ziel, einen größern Schauplatz giebt. Nun ihr Bessern, verbindet euch zu diesem Zwecke, einigt euch in Gesinnung, in Wort und That! Wir brauchen zu diesem Ende keine Umwälzung, keine Zerstörung. Was wahrhaft und wirklich das Vaterland macht, worin die echte und wahre Nationalität besteht, Gedanke und Gefühl; das könnt ihr schaffen, pflegen, stärken. Die materiellen Interessen, Handel, Münze, Maaß und Gewicht, Bewaffnung, Gesetzgebung, machen sich später Platz, und ihre Einförmigkeit folgt unserer geistigen Einheit so gewiß, als der Körper dem Geiste folgt. Tretet darum mit vereinter Kraft, mit

dem Gewichte eures Namens, mit der Stärke eures Geistes, der Macht eures Willens diesem ochlokratischen Treiben entgegen, das in dem öffentlichen Leben, wie in der Literatur, der Gemeinheit eine erbärmliche Herrschaft giebt. Seltene Bessere kämpfen, widerstreben allerdings der angemaßten Macht, die fast allenthalben die zudringliche Mittelmäßigkeit, der dumme Dünkel, die schamlose Verwegenheit üben; aber getheilt sind sie schwach, oder in ihrem übel verstandenen Stolze verhindert sie die Scham, mit der plumpen Rohheit handgemein zu werden. Wie manches Unheil, wie manche Schmach hätten wir von uns und dem Vaterlande abgewendet, wären die Guten und Einsichtsvollen zu rechter Zeit gegen die Schlechten und Unwissenden entschieden und mit Nachdruck aufgetreten, um ihr Streben zu bekämpfen, die Irrenden zu belehren, die Ungewissen zu befestigen, die Verzagten zu ermuthigen? Durch ihre Schuld hat die Pöbelherrschaft im Gebiete des Gedankens, des Gefühls und der Gesittung sich unter uns Bahn gemacht und nach und nach befestigt. Der Kleinmuth und die Ei=

telkeit haben es vorgezogen, unter sich ein Cartell zu schließen, um die Widerspenstigen und Abtrünnigen, die solche Herrschaft nicht anerkennen wollten, sich gegenseitig zur Bestrafung auszuliefern; sie sind einen Vertrag der gegenseitigen Nachsicht, Schonung und des Lobes eingegangen, und man spendete reichlich Ruhm um Ruhm, und stipulirte für die Angehörigen und Verbündeten Vergessen und Vergeben, Hülfe und Unterstützung in dem Allianztraktate. So muß man sich die vielen traurigen Erscheinungen in unserer Literatur und dem öffentlichen Leben erklären, über welche die Kritik schwieg, wenn sie dieselben laut zu preisen Anstand nahm. So ist es gekommen, daß wir gewöhnlich Lüge und Täuschung sehen, wo die Wahrheit nicht nur als heilige Pflicht, sondern auch als das dringendste Bedürfniß erscheint. So ist auch im Staate die fast unheilbare Spaltung eingetreten, die Völker und Fürsten, Regierende und Regierte scheidet. Von der einen Seite Proklamationen, Manifeste, Bulletins, von der andern Adressen, Festgelage mit Trinksprüchen und Beleuchtungen. Alles, Anstand, feine Sitte, diplomatische Höf-

lichkeit, glatte Formeln, artige Ceremonien, Blendwerk auf den augenblicklichen Effekt berechnet, ohne Glauben und Vertrauen. Die übertünchten Gräber sollen die faulen Leichen bergen, und die aufgelegte Schminke frische Gesundheit lügen. Das müßte anders seyn, wenn die Gegenwart uns einige Hoffnung für die Zukunft geben sollte. Die Tochter aber wird die Mutter nicht verläugnen.

Dieses Komödiantenwesen unserer Zeit ist der Krebs, der an unserm innern Leben frißt, es entstellt und endlich zerstört. Alles wird zum Schauspiele, das Ernsteste, Heiligste und Höchste; Alles geht auf eine gefällige Täuschung aus, die den Spieler und das Publikum befriedigt; Alles ist auf den augenblicklichen Erfolg berechnet. Man betritt die Bühne in einer eingelernten Rolle, und die Belohnung ist Applaus. So wird geschrieben, so gesprochen, so gehandelt. Alles mögen wir besitzen, nur das Nöthigste, das Wichtigste nicht, ohne das aller Reichthum des Geistes, alle Herrlichkeit des Lebens eine Täuschung, eine Lüge ist: ich, meine Wahrhaftigkeit. So

mögt ihr nun aufklären und bilden, Kenntnisse erwerben und mittheilen, Gesetze, Verfassungen und Institutionen geben; sie werden zum leichfertigen Spiele, dienen dem Betrüger, sind Werkzeuge des schlechten Willens, der den Scharfsinn, die Wissenschaft, die Kunst dazu verwendet, sie seinen Absichten und Zwecken dienstbar zu machen. Der einzige veraltete Wahlspruch, wenn wir ihn befolgten, würde uns mehr Weisheit geben, unser Glück mehr fördern, als ein guter Theil unserer belobten Civilisation, der Wahlspruch:

Ich thue was ich soll,
Mag kommen, was da woll.

Der auch schon etwas veraltete Montesquieu hat die Tugend für das Princip der freien Verfassung erklärt, und jede neue Zeit wird die alte Wahrheit bestätigen. Die Tugend ist die Bedingung aller Freiheit, weil nur frei seyn kann, wer das Rechte will. Seinen Willen muß man selbst zu binden wissen, soll ihn eine äussere Macht nicht binden. Nur der Sklave des innern Gesetzes wird nicht Sklave des äussern, das, bei seiner Ungewißheit und Unzuver-

lässigkeit, leicht der Willkühr weichen, sogar dienen kann. Die Tugend aber, die Montesquieu meint, ist nicht die ascetische der fleischlichen Abtödtung, auch nicht die mönchische der dürftigen und müssigen Bettelei oder des blinden Gehorsams, sondern, wie er sich ausdrückt, jene politische Tugend, die sich das allgemeine Wohl zum Ziele setzt. Ich verweise auf das dritte Buch des Geistes der Gesetze, das große Wahrheiten enthält, die besonders in unserer Zeit, die ernsteste Beherzigung verdienen. Es heißt unter Anderm daselbst: „Es war ein eigenes Schauspiel, im vergangenen Jahrhunderte die unvermögenden Anstrengungen der Engländer zu sehen, bei sich eine volksthümliche Regierung einzuführen. Da die, welche Antheil an der Leitung der Geschäfte hatten, keine Tugend besaßen, und ihr Ehrgeiz durch das Glück des Verwegensten unter ihnen (Cromwell) erbittert war, der Geist einer Faction nur durch den Geist einer andern gezügelt ward; da wechselte die Regierung immer. Das erstaunte Volk suchte eine Volksregierung, und fand sie nicht. Endlich, nach

vielen Bewegungen, Reibungen und Erschütterungen, mußte man bei einer Regierung ausruhen, die man geächtet hatte. Als Sylla Rom die Freiheit wiedergeben wollte, konnte es nicht mehr zu ihrem Besitze gelangen; es hatte nur noch einen schwachen Rest von Tugend, und wie derselbe immer schwächer ward, versank es nach Cäsar, Tiber, Cajus, Claudius, Nero, Domitian immer tiefer in Sklaverei, statt sich zur Freiheit zu erheben; alle Streiche trafen den Tyrannen, keiner die Tyrannei. Die griechischen Staatsmänner, die unter der Volksregierung lebten, erkannten keine andere Macht, die sie aufrecht zu halten vermochte, als die Macht der Tugend. Unsere Staatsleute reden uns nur von Manufakturen, Handel, Finanzen, Reichthümern, und sogar vom Luxus. Verliert sich diese Tugend; dann kehrt der Ehrgeiz in die Gemüther ein, die dessen fähig sind! der Geldgeiz in alle. Die Begierden wechselten ihren Gegenstand; was man geliebt, man liebt es nicht mehr; man war mit den Gesetzen frei, man will es gegen die Gesetze seyn; der Bürger gleicht einem

Sklaven, der dem Hause seines Herrn entronnen ist; was Maxime war, heißt nun Strenge, die Regel unbequeme Hemmung, Aufmerksamkeit, Furcht. Die Frugalität ist Geiz, nicht die Begierde nach Besitz. Sonst bildete das Vermögen der Einzeluen den öffentlichen Schatz; jetzt aber wird der öffentliche Schatz das Vermögen von Einzelnen. Der Staat ist eine Beute, seine Stärke nur die Gewalt Weniger und die Zügellosigkeit Aller."

Eine demokratische Regierung ist, in unserer wie in der spätern Zeit, nach dem Gange, den die Entwickelung und Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens genommen hat und verfolgen wird, ein Unding, ein Ungeheuer geworden. Selbst republikanisch kann sie nicht in dem Sinne seyn, wie sie die Alten verstanden, und, unter uns, die ihr Beispiel verführt, noch oft verstanden wird. Republikanisch werden müssen alle Verfassungen, und alle Regierungen republikanisch sich gestalten. Die wahre Bedeutung des Wortes aber sagt, daß nur das öffentliche Wohl, nicht der Vortheil Eines oder Einiger, der Zweck des Staates sey. Das öffentliche, das allgemeine

Beste ist der Zweck des Vereins, den Alle schlossen, dem Alle angehören, um ihre Rechte, ihre Freiheit gegen innere und äußere Gewaltthat und Willkühr zu sichern. Die Mittel, durch welche die Alten diesen Zwek zu erreichen suchten, haben, bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, mehr oder weniger ihre Anwendbarkeit verloren. Die Demokratie ist, mit seltenen Ausnahmen, welche nur kleine, fast unbemerkte Staaten bilden, unmöglich geworden. Der Zweck des Staates aber bleibt derselbe. Der Erreichung dieses Zweckes gilt der Kampf der Zeit, ein Kampf, der mit ungleichem Erfolge sich noch Jahrhunderte verlängern kann. Jahrhunderte! Ja, wer diesen Baum pflegt, um in stolzer Sicherheit in seinem Schatten auszuruhen, um seine reife Frucht zu pflücken; wer den Samen ausstreuet, in der Hoffnung, die Ernte einzuthun; der giebt sich einer grausamen Täuschung hin. Die Selbstsüchtigen, die Habgierigen, die ihr Kapital auf Zinsen leihen, die nur arbeiten für zeitlichen Lohn, nur geben wollen, um reicher zu empfangen; die mögen sich vergnügte Feiertage machen, oder ihre Dienste

einer Herrschaft weihen, die sicherer belohnt. Die Völker bewegen sich langsam, die Menschheit, schwerfällig gegliedert, zu der die Völker als Familien gehören, geht noch langsamer. Es kann ein Jahrhundert kommen, es ist vielleicht nicht fern, in welchem der Janustempel offen steht! in welchem der ungeheuere Krieg durch mehr als einen Welttheil wüthet, den Boden mit hingewürgten Generationen düngt, um ihn für eine bessere Ernte zu befruchten; in welchem die rohe Gewalt mit dem Gesetze um die Herrschaft ringt, die Stimme der Vernunft ungehört in dem Geräusche der Waffen und dem wilden Geschrei der Leidenschaft verhallt, vielleicht verstummt; in welchem die Diener des Evangeliums der neuern Civilisation, von der Barbarei der Vergangenheit verfolgt, wie die Diener des christlichen Evangeliums, sich und die ihnen anvertrauete Lehre, den rechten Glauben, in düstern Katakomben für eine Auferstehung zum Lichte aufbewahren. Es kann so, es kann auch anders kommen, und daß es anders kommen werde, wollen wir der Macht vertrauen, die über die

Völker herrscht. Allein auch wir können dazu wirken, wir Alle, die das Recht und die Wahrheit zu vertreten, selbst durch eine höhere Sendung, als die das Volk ertheilt, berufen sind. Fürsten und Unterthanen, Regierende und Regierte, Alle können nnd sollen dieses schöne Ziel verfolgen, welches der Menschheit als der Preis seiner Veredlung gesteckt ist. Der Sieg bleibt, nach einer uralten heiligen Sage, dem der das Palladium bewahrt, das Bild der Göttin der Weisheit, deren nächste und unzertrennliche Verwandte die Tugend ist. In wessen Händen könnte sich dieses Palladium sicherer befinden, als in denen jener geistigen Aristokratie, die, durch die Ueberlegenheit ihrer intellektuellen und moralischen Kraft, dem Geschlechte voranzugehen und es zu leiten bestimmt ist? Auf diese Aristokratie, auf die Gebildeten und Bessern, die das Rechte und Wahre erkennen und seinen Sieg wollen, und den Muth haben, für dasselbe zu kämpfen, gegen jede Art von Willkühr und Unverstand; die dem Mißbrauche jeder Gewalt, mag das Volk oder die Regierung sich ihn vorzuwerfen haben, entschlossen

entgegentreten; auf sie ist unsere Hoffnung gegründet, und die Erfüllung derselben angewiesen. Diese Aristokratie umfaßt alle Fähigkeiten, alle Vorzüge, alle Tugenden, welche die Menschheit ehren und ihrer Bestimmung näher bringen. Wird ihr Einfluß, ihre Macht durch den Beistand der politischen Aristokratie verstärkt; sind die Tüchtigern, die Bessern, die Aufgeklärten durch die Geburt, durch Ehren und Würden zugleich in der Gesellschaft hochgestellt, desto besser; um so eingreifender und umfassender ist ihre Wirksamkeit, mögen sie nun das Szepter, den Degen, oder die Feder führen. Gehört solche freundliche Täuschung, wird man lächelnd fragen, nicht in den Traum des guten Saint Pierre, der die Welt mit dem ewigen Frieden beglücken wollte? Ich glaube nicht. Es wäre ungerecht, zu zweifeln und feig, zu verzweifeln. Wie dem aber auch sey, können wir anders, dürfen wir anders? Nein.

Fünfundzwanzigster Brief.

Den 2. Januar 1833

Ich hatte mir früher einmal eingebildet, ich sey berufen in einer ständischen Versammlung aufzutreten, um, unter den gegenwärtigen Umständen, meine Meinung über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten von Europa, und besonders über die Lage des lieben deutschen Vaterlandes zu sagen. Der Betrag der Steuer, die ich bezahle, so wie mein dürftiger Besitz an Geld und Gut, zeigten mir indessen, zu meiner Beschämung, daß mir in der Kammer der Abgeordneten weder Sitz noch Stimme zukomme. Ich verzichtete also auf den Sitz, der mir allein bestritten werden konnte, machte aber Gebrauch von meiner Stimme, die ich auch von einem andern Size aus, oder stehend, vornehmen lassen durfte, mochte man nun darauf hören, oder nicht. Später bildete ich mir ein, ich sey der rechte Mann in einem Kongresse,

der die Angelegenheiten Deutschlands, oder gar Europas, zu berathen hätte, als Sprecher gemeiner Bürgerschaft, die sonst bei Kongressen nicht vertreten wird, das Wort zu führen. In einem Kongresse, wo Fürsten, Herzoge und Grafen sitzeu, zu Verona, Aachen oder Karlsbad! Gerechter Gott! was bildet sich der eingebildete Mensch nicht ein! Wo nahm ich meine Vollmacht her? Wer sollte meine Mission beglaubigen? Wer anders dachte ich, als die Lage des Landes, der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten. Ich wollte, so bildete ich mir ein, vor den erhabenen Stellvertretern der großen Mächte, vor den versammelten Abgeordneten der Monarchen mich erheben und sprechen. Da fehlte sogleich der Eingang. Ich bin, das weiß Gott, ein echter Deutscher, wenn es einen gibt; aber die Titel machen mich doch verlegen und verwirrt. Gerade bei den wichtigsten Dingen, wie Titel und Etikette und Hofart sind, bin ich rath- und hülflos. Da das Ding nun keinen Eingang fand, so konnte es auch keinen Fort- und Ausgang finden, und es unterblieb und ich erschien nicht in dem Kongresse, vor

dem ich unter Anderem, auch sagen wollte: „Hier stehe ich mit leeren und geschlossenen Händen; ich habe nichts und verlange nichts. Was ich bringe, ist meine innigste Ueberzeugung, deren Redlichkeit der wesentliche und wichtige Umstand verbürgt, daß ich nichts bin und habe, nichts werden und nichts erlangen will.“ So albernes Zeug, wollte ich in meiner eingebildeten Einbildung vorbringen, als mir zu rechter Zeit einfiel, was mir, in gleicher Lage, im Jahr 1824, begegnet war.

Im gedachten Jahre 1824 hatte ich nämlich ein Buch herausgegeben, unter dem Titel: Europa in seinem gegenwärtigen Zustande.

Das war so eine Art Rede vor einem Kongresse, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalte nach. Ich kam schön damit an! Ein angesehener Staatsmann sagte mir mit freundlicher Zurechtweisung: „Das war keine Aufgabe für Sie; um die Welt und ihre Angelegenheiten zu übersehen, muß man über ihnen stehen. Ihre Stellung aber ist nicht von der Art, daß Sie die Dinge von Oben herab betrachten könnten. Ihr

Bild ist mißlungen, weil es nicht von dem rechten Standpunkt aus aufgenommen ward.“ Die Zurechtweisung war schonend, wie des Mannes Benehmen gegen mich immer gewesen, was ich auch immer dankbar anerkannte. Ein anderer Staatsmann von weit höherer Stellung der die Dinge, und demnach auch die Menschen, noch weit höher von Oben sah, ein Mann dessen Hand mehr als einmal den Ausschlag gab, wenn er sie auf eine der beiden Schalen der Wage legte, in der das Schicksal der Reiche und Völker abgewogen ward, soll sich etwas stärker und entschiedener gegen das arme Buch und seinen Verfasser, der es so gut gemeint, ausgesprochen haben. Ich darf es glauben, obgleich ich es bezweifeln möchte, weil ich von dem Manne eine so große Meinung habe, daß es mich schmerzt, von ihm verkannt zu seyn. Weiter als er selbst gingen indessen, wie das gewöhnlich geschieht, seine Diener. Aus dem Benehmen des Gesindes darf man auf die Gesinnung der Herrschaft schließen. Aber das Gesinde weiß nur nach Affenart nachzuahmen, und wie schlechte Schauspieler glaubt es seine Rolle

zu verbessern, wenn es sie übertreibt. Die Diener sind demnach nicht immer die Abbildung der Herrschaft, sondern oft eine Karrikatur derselben. Das mag wohl auch hier der Fall gewesen seyn, und schwerlich hat sich der Fürst so ausgesprochen, wie es seine Umgebung wieder gab. Doch das ist hier blos Nebensache, und ich wollte nur den Tadel herausheben, daß ich die Dinge nicht von oben gesehen hätte, das ist wahr, darinn aber gerade liegt ihr Irrthum, daß sie meinen, von ihrem hohen Standpunkt aus, sehen sie die Dinge wie sie sind. Die Höhe übersehen sie, die Audienzsäle und Vorzimmer, die Kabinete, die vornehmen Stände, ihre Diener und Angestellten, Supplikanten und Schmeichler, auch wohl ehrliche Leute mitunter, wenn sie in diese für sie gewöhnlich unfahrbaren Gewässer verschlagen werden. Sie mögen Alles sehen, Alles, nur nicht das Volk, das so viel geworden ist. Es ward es Unten, ohne daß sie es Oben merkten, gerade weil sie von Oben sahen. Die ganze übrige Welt ward umgestaltet, während die ihrige dieselbe blieb. Gerade von Unten hinauf muß man jetzt die Dinge sehen, weil

die stärkste, die entscheidende Bewegung von Unten nach Oben geht, nicht mehr, wie früher, von Oben nach Unten. Ihr Bild, das sie von der gegenwärtigen Lage der Welt entworfen, ist darum falsch, weil ihr Standpunkt, von dem sie es aufgenommen, ein falscher ist. Das Volk verliert sich in der Tiefe fast unbemerkt, und dieses unbemerkte Volk ist viel geworden, sehr viel, mehr als Kabinette und Kongresse; und von dem Volke, wie sie es sich denken, wie es früher auch gewesen, ist keine Spur mehr da. Keine Spur mehr; das eben wollte ich vor dem Kongresse sagen, indem ich, eingebildet, das Wort nehmen zu müssen, mir eingebildet habe; das wollte ich sagen, und wie es so gekommen und wie es noch kommen wird und muß, wenn man fortfährt, die Dinge wie bisher, nur von Oben herab zu sehen. Sie kennen das Volk nicht, das sie regieren; es ist für sie eine fremde Welt, die nur durch Steuern, Zinsen, Dienste, Leistungen, Befehl und Gehorsam mit der ihrigen zusammenhängt. Sie kennen das Volk nicht, und lernen es nicht kennen, selbst wenn sie wollten, weil sie seine Sprache nicht verstehen, und die ihrige von ihm nicht

verstanden wir. Es führt keine Brücke von ihnen zum Volke über die Gewässer die sie trennen; und gäbe es eine, sie kämen nicht leicht darüber; denn, verständen sie auch die Sprache, der Völker, wie sie dieselbe nicht verstehen, dann würden sie von dem Volke doch nichts erfahren, weil es durch die Lehren der Zeit so diplomatisch geworden ist, daß es auch meint, die Sprache sei erfunden um, gegen gewisse Leute, seine Gedanken zu verbergen. Diese neue Welt nun, das Volk, wollte ich dem erhabenen Kongresse auf der politischen Charte zeigen, und eine statistische Darstellung derselben geben; diese neue Welt, die in der bürgerlichen Gesellschaft die Bedeutung erlangen wird, welche der von Columbus entdeckten in der politischen beschieden ist. Manche scheinen der Meinung zu seyn in jener Gesellschaft sey man nicht weiter, als man in dieser zu den Zeiten war, wo die privilegirten Spanier die gemeinen Indianer mit Hunden hezten. Das ist aber ein starker Verstoß gegen die Chronologie, ein gewaltiger Anachronism, den ich nachgewiesen hätte, wenn ich in dem Kongresse zum Worte gekommen

wäre. Es kennen Wenige das Volk, wie ich es kenne; Wenige verstehen es, wie ich es verstehe, und Wenige werden auch so gut von ihm verstanden. In dieser neu entdeckten Welt bin ich heimischer als Cooper in der seinigen jenseits des Ozeans; ich bin in ihr geboren, in und mit ihr aufgewachsen, gehöre ihr durch Pflicht und Neigung an, und verlange nichts von ihr. Auch sind die Mexiko und Peru in dieser neuen Welt noch nicht zu finden, wenn mir nach solchen gelüsten sollte, was nie geschehen ist, und nie geschehen wird. Ich wäre also wirklich der Mann gewesen, dem Kongresse als Sprecher des Volkes zu dienen, wenn man nur meine Uebersezung aus der Sprache des Volks wieder in das Diplomatische übersezen wollte.

Es sollte nicht seyn, und darum ist es auch nicht geschehen. Es steht nicht da Oben geschrieben, würde der Fatalist Jakob an meiner Stelle sagen, daß ich Mitglied einer Deputirtenkammer oder gar eines Kongresses werden sollte, und so ward ich's nicht. Was könnte mich indessen hindern, — wenn es die Censur nicht thut — meine Betrachtungen über die

gegenwärtige Lage der Welt und die Stellung des Volkes gegen die Regierung öffentlich mitzutheilen? Ohne alles Bedenken ist freilich die Sache nicht; das begreife ich. Es gehört eine große Gewandtheit dazu, sich in einer so gemischten Gesellschaft wie sie das Volk und die Regierung bilden, mit dem gehörigen Anstande zu bewegen, und die Gewandtheit und die leichte Bewegung in der Gesellschaft sind meine starke Seite nicht. Mit dem Volke freilich braucht man in der Regel nicht viel Umstände zu machen; es ist daran gewöhnt, und läßt sich etwas gefallen. Aber es macht auch nicht viel Umstände, wenn ihm das sich gefallen lassen zu lästig wird und die Geduld ausgeht, woran es übrigens einen großen Vorrath hat. Man kann indessen nicht wissen, und in einer so wetterwendischen Zeit wie die unsrige ist, dürfte sehr zu rathen seyn, sich auf jedes Wetter gefaßt zu halten, auf Warm und Kalt, auf Naß und Troken; einem rechten Reiter passen alle Sättel. Versieht man sich in der Zeit, dann hat man in der Noth. Die vornehmen Leute dagegen machen mich bedenklicher; die

haben so zarte Hände und so feine Finger, daß man eine etwas harte Wahrheit nicht weich genug einwickeln kann, wenn sie sich an ihr nicht verletzen sollen. Alle Welt kredenzt ihnen das Bitterwasser der Aufrichtigkeit mit dem Zucker der Höflichkeit gemischt; was man nicht tadeln kann. Da sie aber der Eine immer besser bewirthen will, als der Andere, so wird ihnen am Ende nichts mehr als Zuckerwerk aufgetischt, und die Näschereien der süßen Lüge und Schmeichelei haben ihnen so sehr den Geschmak und Magen verdorben, daß sie die gesunde Hausmannskost der Wahrhaftigkeit nicht mehr mögen, und auch nicht vertragen können. Der Mensch wird gar leicht verwöhnt; und je mehr Federn man ihm unterlegt, um ihn weich zu betten, desto empfindlicher wird er, so daß er endlich die weichsten Eiderdaunen hart findet. Es ist darum auch gefährlich, gegen Mächtige Recht zu haben; Unrecht können sie vergeben, weil sie dadurch Großmuth üben. Was wahrhaft vornehme Leute sind, die geben gern ein Geschenk, wenn man sie darum zu bitten weiß, aber ich rathe nicht, sie an die Bezahlung einer

Schuld zu mahnen. Man darf ihnen nicht von schweren Zeiten reden die da kommen sollen, weil sie es leicht, bequem und behaglich verlangen. Gegen die falschen Propheten haben sie indessen weniger, als gegen die wahren, weil falsche Voraussagungen Den lächerlich machen, von dem sie kommen, wahre dagegen Zweifel an der Einsicht Derer erregen, die nicht daran glauben wollten. In der Politik herrscht ohne dies noch der Wahn, daß Die, welche schlechtes Wetter verkünden, es auch machen. Diesen Aberglauben zu erhalten liegt im Interesse der politischen Wettermacher; und die Politik hält viel auf das Interesse, und das Interesse führt gute Wirthschaft. Die politischen Wettermacher von Amtswegen bleiben steif und fest dabei, das schlechte Wetter, das gewisse Leute voraussagen, werde von diesen auch gemacht. Tritt nun wirklich schlechtes Wetter ein, dann darf man Die, welche es gemacht, dafür strafen. Ja, man muß sie eigentlich vorausstrafen, damit sie an dem Wettermachen verhindert werden. Wird das Wetter gut, dann ist der Wetterprophet ein falscher,

also ein Verrükter, oder ein Bösewicht, und als solcher gehört er in das Irrenhaus, wenn er nicht schon dem Zuchthause verfallen ist. Das gute Wetter nehmen die Wettermacher von Amtswegen auf eigene Rechnung, wie denn in einem gut organisirten Staate alles Gute von Amtswegen und amtlich geschieht. Man sieht, die Politik ist nicht dumm, und darum schließe ich weiter, sind die Dummen auch nicht politisch. Dumm sind demnach Diejenigen, die da sagen, die europäische Politik — gerade die gescheideste Politik der politischen Welt — gleiche in ihren Masregeln gegen demagogische, republikanische und demnach revolutionäre Umtriebe, dem dummen Landvolke, das ängstlich ein Kreuz macht, wenn es donnern hört, um das Einschlagen abzuwenden; denn so wie man donnern hört, sey der Schaden geschehen, oder die Gefahr vorüber. Von der Revolution, versichern diese Dummen, höre die etwas harthörige Politik das nahe Rollen des Donners, der Bliz aber habe schon eingeschlagen und gezündet; die innere Revolution sei fertig und bilde nur die äußere nach. Manche sind so

dumm, daß sie sogar behaupten, die Politik sey abergläubig. Abergläubig! die Politik sey abergläubig! gar nicht gläubig ist die Politik und kann darum nicht abergläubig sein. Den Aberglauben aber wollen sie so beweisen: Gegen das Gewitter der Revolution, das über die Erde gehe, habe die Politik durch ihre Sicherheits- und Verwahrungsmasregeln und Anstalten, ein allgemeines Läuten angeordnet; das Läuten aber ziehe das Gewitter an, statt es abzuwenden, und wo man am stärksten läute, schlage es am ersten ein; darum habe eine kluge Polizei, die doch ein so wichtiger Zweig der Politik sey — in den gebildeten, zivilisirten Staaten der wichtigste — das Läuten bei herannahendem Gewitter verboten. Die Politik sey demach, schließen sie, im Widerspruch mit sich selbst, thue hier, was sie dort untersagt, und lasse sich von einem abergläubigen Gefühl beherrschen, das sie früher schon verdammt. Dann handle sie gegen ihren eigenen Vortheil — hört! die Politik gegen ihren Vortheil! — da sie herbeiführe, was sie entfernen, und beschleunige, was sie aufhalten wolle; zu ihrem Verderben habe sie das

allgemeine Läuten und Stürmen gegen die Revolution angeordnet. So reden die Dummen von der gescheidten Politik! Sie haben gut reden, wenn sie nicht in dem Bereiche der Politik und der Polizei, die der Kern und das Mark aller innern Politik geworden ist, liegen. Wie aber, wenn diese unsichtbare und allgegenwärtige Macht, die mehr Gestalten als Proteus hat, gleich dem Schwerte des Damokles, an einem Haare über unserem Haupte hängt! Mit der Polizei ist nicht zu spassen; auch thue ich es nicht, sondern kreuze meine Hände über der gläubigen Brust, und bete mit Andacht: „Alle Gewalt kommt von Gott, und die Polizei ist ihr Prophet.“ Die geistliche Inquisition, eine plumpe Erfindung des Mittelalters, griff nach ihren Opfern, den Irrgläubigen und Kezern, mit einer Bärenklaue; die weltliche Inquisition die sinnreiche Erfindung einer hochgebildeten Zeit, spannt ihre Netze wie eine Spinne aus, zu denen die gewandte Rechts- und Staatswissenschaft die Fäden spinnt, und läßt die gutmüthige Einfalt, die Tölpel und Pinsel, sich in dieselben verstricken, da List und Gewalt sie

zu vermeiden oder zu zerreissen wissen. Die Inquisition hielt nur einen Weg besetzt, auf dem man ihr begegnen konnte — den Weg des Glaubens; die Polizei dagegen findet man auf allen Straßen und Pfaden, offen auftretend, oder im Hinterhalte. Wir haben für Alles und allenthalben eine Polizei, eine Städte- und Dorf-, eine Markt- und Haus-, eine Feld-, Straßen-, Kirchen- und Schulpolizei, nebst andern unzähligen Polizeien. Was die Gesellschaft, ihr Wohl und Wehe, den Staat, die Kirche, die Sitte nahe oder fern berühren kann, ist Sache der Polizei, und ich möchte wissen, welches Bild nicht in diesen ungeheuern Rahmen ginge! Es ist bemerkenswerth, daß die Polizei an Einfluß und Umfang gewinnt, so wie der Staat an innerer Kraft verliert. Je mehr das Leben in seinen innern, edlern Theilen abstirbt, desto mehr zieht es sich in die äussern, in die Polypenscheeren der Polizei. Sie ist der letzte und einzige Schutzengel der bürgerlichen Ordnung, der Freiheit und Sicherheit, der Sitten und Religion geworden. Möchte sie nur schützen und retten und immer ein guter Engel seyn. Man-

chem kommt es vor, als sey dies nicht der Fall und besonders in ihren Vorkehrungen gegen Umtriebe und Revolutionen gleiche ihre Wirthschaft der faulen Feldwirthschaft, die, um das Unkraut zu zerstören, es niederschlägt und niedertritt, die Samenkapseln öffnet und den Samen in den Boden bringt, in dem er zehnfach aufgeht und üppiger weiter wuchert.

Aber, lieben Freunde, tadeln ist leichter als besser machen. Die Gefahr des revolutionären Treibens ist nicht zu verkennen, und ich wollte, wir hätten ein Mittel dagegen und wendeten es an. Das Mittel ist vielleicht zu finden, ist vielleicht gefunden; aber die Anwendung! Ja, wenn man wollte! Und wenn man nicht will, wohin wird es führen? Wie soll es enden?

Wo die Bewegung enden werde, das kann Niemand wissen, weil Niemand die mannigfaltigen Gestaltungen und Beziehungen der Gesellschaft vorauszusehen vermag. Wir kennen was schon da gewesen, nicht aber, was da kommen soll. Das indessen läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß, ehe es lange währt, die richtige Mitte die äusserste Rechte, und die äusserste

Linke vielleicht die richtige Mitte wird. Jeder wahre Glaube ist einmal eine Kezerei gewesen, und was die Kezer selbst in ihrer weisen Vorsicht, als Kezerei verdammt haben würden, ist ihrer Kezerei gefolgt. Es müßten alle Vorboten und Zeichen trügen, oder es kommt eine Zeit, in der unsere Rechtslehre gleich den frühern Hexen-Geschichten und Prozessen gegen Zauberer, mit dem Streite über Monotheism, Polytheism und Pantheism als merkwürdige Belege menschlicher Verkehrtheit in der Geschichte und Alterthumskunde eine Stelle finden wird. Ich mache das Wetter nicht; das bitte ich zu bedenken; ich sage es nur voraus. Könnte ich es machen, ich wollte über der Menschheit die schöne freundliche Sonne des Frühlings nicht untergehen lassen, und seine Blüthen sollten die Früchte des Sommers und des Herbstes schmüken, und ein ewiger Maitag des Wohlwollens und der Zufriedenheit sollte jedes Herz erwärmen und erfreuen, weil ohne diesen innern Frühling der äußere doch ohne Genuß und Reize ist. Aber dieser Frühling dürfte sobald nicht kommen, vielmehr ein heißer

Sommer voll Stürme und Gewitter. Jezt ist man noch an der Frage: Wer hat ihnen Gewalt gegeben und sie über uns gesezt? Die nächste wird heißen: Wer hat die Theilung der Erde angeordnet und vollzogen, und mit welchem Rechte; und was ist aus meinem Theil geworden?

Ich wollte selbst, diese Fragen wären zu umgehen, obgleich ich nichts dabei verlieren kann, wie auch die Antwort ausfallen mag. Für mich ist nicht viel mehr zu gewinnen oder zu verlieren, und was ich dahin rechne, davon können mir Andere nur sehr wenig geben oder nehmen. Aber ich wollte, die Fragen wären zu umgehen, weil der entsezlichste Kampf vorauszusehen ist, doch nicht die Entscheidung. Gewiß ist, daß die Regierungen den Ausbruch des Streites verzögern können, durch Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit. Was sie thun werden? Man darf wünschen, hoffen und fürchten.

Sollte die Gewalt im furchtbaren Drama die Rolle Macbeth's wählen, was der Zauber, der sie befangen hält, fürchten läßt, dann

wird sie, wie dieser, enden. Der Geist Banquo's hat schon an der Tafel, wo noch die Gäste schmausen, auf dem Sitze seines Mörders Platz genommen, und Banquo gibt in seinen Söhnen und Enkeln dem Reiche ein Geschecht von Königen. Was das Entsezlichste verzögern oder abwenden sollte, hat es bisher beschleunigt oder herbeigeführt. Was läßt sich hoffen?

Von den Regierungen wäre, Alles wohl erwogen, noch am ersten Hülfe möglich. Möglich; aber auch zu hoffen? Sind Die, welche wir mit der Regierung bekleidet sehen, nicht auch Menschen? Und welche Menschen waren sie oft, wie die Geschichte zeigt? Menschen die nicht einmal zu den Menschen zählen wollten! Und wahrhaftig, es müssen vorzügliche Menschen seyn, die mit der Regierung bekleidet sind, wenn jetzt Hülfe von ihnen kommen soll. Das dringendste Bedürfniß der Gegenwart stellt den Wechsel aus; wir werden sehen, ob die Zukunft ihn honorirt! Da kommt mir nun meine alte Narrheit wieder, und die eingebildete Einbildung legt mir die Frage vor: Was

würdest Du thun, wenn Du jetzt auf einem europäischen Throne säßest? Es hat damit keine Gefahr, ich weiß es wohl. Die Throne werden mich so wenig suchen, als ich sie. Aber man darf doch fragen und Hypothesen machen. Was wären sonst unsere Philosophie? Was wären unsere Philosophen? Was also thäte ich, wenn ich, nach meiner Hypothese, jetzt Kaiser oder König wäre, im Falle ich nicht der Neigung meines Herzens folgte, und sogleich vom Throne stiege, um einem größern und würdigern Liebhaber Platz zu machen? Die Aufgabe ist in der That nicht leicht, und wohl noch viel schwerer für den wirklichen Fürsten, als für den Eingebildeten, der sich einbildet, es zu seyn. Ich will den Thron auch lieber nicht besteigen. Der Mensch soll sich nicht zwingen, sich zu dem zu machen, wozu die Natur ihn nicht gemacht. Es kann nichts gelingen, was man nicht mit Liebe und Neigung thut, am wenigsten das Bestreben Glückliche zu machen, was, wie man sagt, der Beruf der Fürsten ist. Ich habe keine Fürstennatur, das ist mir erst recht klar geworden, da ich einen Thron besteigen sollte. Einen Hof!

eine Hofhaltung! ein Hofleben! Nein lieber in die Steingrube des Königs Dionys! Ich habe freilich einen Hof nie anders als von Unten herauf gesehen, wie gar Vieles, wie es in meiner Stellung lag. Obgleich das Ding sich ziemlich vornehm, imposant und grandios ausnahm, Brust heraus! Nase hoch! so sprach es mich doch nicht freundlich an, und es wollte sich keine Wahlverwandtschaft zwischen uns offenbaren. Es kam mir wie gletscherartig vor, wenn die glänzende Eisdecke in dem Sonnenlichte der Fürstengunst wiederstrahlt; es schimmert und leuchtet, ist aber hart und kalt, und in der ganzen gefrornen Masse liegt nicht Lebenskraft für ein Bischen Moos. Von Oben herab muß das Ding noch gräulicher seyn; lauter gebückte oder gefallene Wesen! Und die Ceremonien, dieser leere, langweilige Götzendienst, dem man an dem Hofe in dem Ceremonienmeister sogar seinen Oberpriester gibt! Wie! haben sie denn dort, wo so viel zu thun ist, nichts zu thun, daß man das Nichtsthun zur Kunst zu erheben und zu veredeln sucht? Und wie ich vom Morgen bis zum Abend hören müßte, ich

sey der Weiseste, der Gütigste, der Gerechteste und Großmächtigste der Fürsten, könne weder irren noch fehlen, stehe, Gott gleich, über den Menschen und ihren Schwächen und Gebrechen auch wenn mich das Fieber schüttelt, oder die Schlaflosigkeit quält! Alle, Alle wären sie meine Sklaven, um mich zu ihrem Sklaven zu machen! Der ganze prachtvoll erleuchtete Saal voll lieber Gäste! lauter Ergebung, Freundlichkeit, Treue auf Tod und Leben! Das bückt und drückt sich, und schillert und kokettirt um einen gnädigen Blick, ein leichtes Wort von mir! Wollt ihr den lebendigen, grünenden, blühenden, Garten von Gesichtern, wie durch ein Zauberwort, in eine wüste Sandstrecke verwandeln? Sprecht es aus, der Herr sey todt, abgesetzt, unglücklich, Kasse, Küche und Keller leer, und es ist als habe der jüngste Tag den Schöpfungstag abgelöst! Alles ist Ceremonie und Ceremoniel, die Liebe, die Andacht, die heiligsten Mysterien der Natur, das Verhältniß zu Frau und Kind! Ich will es einmal überlegen, ob ich Lust habe, ein König zu werden. Nein, es geht wahrhaftig nicht. Ich bin zu sehr Mensch um

König seyn zu können. Es fehlt mir nicht an Muth; aber den habe ich doch nicht, die Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe von Millionen zu übernehmen, und die göttliche Vorsehung auf Erden vertreten zu wollen, ich ein schwacher Mensch, wie andere Menschen! Nein, bekäme ein Völkchen, in der Verzweiflung daß es sein Bischen Freiheit nicht besser unterbringen kann, den Einfall, mich zu seinem Könige zu wählen, ich könnte es, bei meiner angebornen und erworbenen Gutmüthigkeit, im Zorne anfahren: „Geht zum Teufel, und laßt euch regieren, oder regiert euch selbst!“ In dem ganzen thatenreichen Leben des Sylla hat mich nichts angezogen, und ich stand ihm nur einmal befreundet zur Seite; aber da auch mit ganzer Seele, nämlich als er den versammelten Quiriten kurz und gut erklärte, er möge sich mit der Herrschaft über sie nicht mehr befassen; dann ruhig nach Hause ging, und die verblüfften Maulaffen mit offenem Munde sich nachstarren ließ. Da war er mein Mann.

Gescheidte Leute haben mir dagegen begreiflich zu machen gesucht, daß man das Re-

gieren nicht gerade des Regierens wegen übernehmen; daß man es nicht nur als Zweck, sondern auch als Mittel zu Zwecken betrachten müsse, mit dem Handel gebe man sich auch nicht des Handels wegen ab, sondern des Vortheils wegen, den er bringe. So hege ich auch — tadeln dieselben gescheidten Leute weiter an mir — das Vorurtheil, man beschäftige sich mit den Wissenschaften der Bildung wegen, die man durch sie für sich und Andere gewinne; das sey ein großer Irrthum; gewinnen wolle man durch sie, das sey wohl wahr; aber was man gewinnen wolle, könnten mir viele Professoren, Schriftsteller und ihre Zuhörer und Verleger sagen. Ich habe auch schon etwas dergleichen gemerkt, aber mir es doch nicht recht deutlich gemacht, noch weniger aber praktisch beigebracht. Der Feldherr der da sagte, zum Krieg führen brauche man drei Dinge: Geld und wieder Geld und endlich Geld, meinte die Welt mit einer großen Wahrheit bereichert zu haben. Sie aber weiß es besser. Zu Allem ist nur E i n e s nöthig, nämlich Geld. Mit Geld kann man Alles seyn

und Alles haben, und gerade der Krieg braucht, das Geld am wenigsten. Der Wallenstein, der sich darauf verstand, versicherte, mit wenigen Leuten, für die er mit Geld versehen sey, vermöge er den Krieg nicht zu führen, wohl aber mit vielen, die er nicht bezahlen könne. Noch besser gefällt mir der Römer, der es auch verstand; dieser sagte, er wolle lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn. Das sind so Einfälle von allerlei Menschen, die allerlei Einfälle haben. Ich habe es nicht verstanden. Wie viel besser wäre ich jetzt daran, hätte ich zu rechter Zeit die große Wahrheit begriffen und beherzigt, daß man mit Geld Alles hat und Alles ist, sogar Repräsentant! Ihr meint Repräsentant des Geldes? Nein! selbst Repräsentant des Volks; denn wer Geld hat, hat auch Tugenden und Talente, Liebe zum Vaterlande, zur Gerechtigkeit, Einsicht und Redlichkeit. Aber ich Armer bin zu lange jung geblieben, und habe mit der Menschheit beständig in einer Art Liebschaft gelebt. Bei den Verliebten aber thun es erhabene Gefühle und schöne Gesinnungen, und die Liebe gibt Alles

und erſezt Alles, und man findet ſein Glük in dieſer Liebe. Wäre ich mit der Menſchheit bis zur Ehe und über die Küß- und Flitterwochen hinausgekommen, dann hätte ich durch Hauskreuz auch haushalten gelernt. Ich wußte nicht, daß man mit einem reichen Herzen in der Welt arm ſeyn kann. Jezt weiß ich es; es iſt zu ſpät.

Wohl überlegt, ſcheint es doch von einem verſtändigen Menſchen unverſtändig gefragt: Was würde ich thun, wenn ich Dieſer oder Jener, in dieſer oder jener Lage wäre? Wäre ich Dieſer oder Jener, dann hätte ich ihr vergangenes Leben hinter mir; ihre Erziehung, ihren Unterricht, ihre Erfahrung, ihre Leidenſchaften, Vorurtheile und alle Verhältniſſe, die an dem Menſchen bilden und verbilden, wären die meinigen, und demnach würde ich handeln, wie ſie. Was ich aber in dieſer oder jener Lage thäte, kann ich das wiſſen? Wie würde ich handeln, wenn ich im Zorne, in Angſt und Nöthen wäre? Ohne Zweifel höchſt beſonnen, mäßig, beherzt und ſtandhaft; denn, wie ich die Sache jezt ſehe, wo ich von Zorn, Angſt

und Noth nichts weiß, müßte ich doch in der That kein Mann sein, wenn ich mich nicht als solcher benähme, ja sogar, im Falle man es verlangen sollte, nicht eine recht gute Abhandlung de angore, metu, ira et furore quibusdamque angustiis gravioribus schriebe, und die ersprießlichsten Vorschriften und Rathschläge ertheilte, wie man sich in dergleichen Verlegenheiten als ein wohlgezogener Mensch von Einsicht und Bildung zu verhalten habe. Die Leidenschaft, sagt man, bringe um die Besinnung, raube die Vernunft, und ich, der ich an meinem Pulte sehr besonnen und vernünftig size, sollte mir nicht sagen können: Auf diese Weise und nicht anders handelst Du, im Falle Dich einmal eine Leidenschaft ergreift? So beschlossen bei Rathe; worauf männiglich zu achten und wornach sich zu richten! — Ihr habt gut reden, ihr verständigen, ruhigen Leute, die ihr behaglich und sicher von dem festen Lande zuseht, wie der Sturm das Schiff nach der Brandung jagt, die rasenden Wogen es sich zuwerfen, in den Abgrund versenken und gegen die Wolken schleudern, und nur eine

Minute, das Steigen oder Fallen einer Welle das Leben von dem Tode scheidet. Ihr habt gut reden, und den Armen auf dem Fahrzeuge wohlgemeinten Rath ertheilen! Wisset ihr Gesättigten und Ueberfüllten, wie wehe der Hunger thut, um den der Schlemmer den Bettler beneidet? Habt ihr einen Freund, eine Geliebte verloren, den Schmerz ungerechter Demüthigung, getäuschter Hoffnung empfunden? O, ruft Lear, in der Verzweiflung aus: Er hat keine Töchter! Versteht ihr den Sinn dieser vier Worte, in dem eine Hölle liegt? Die guten verständigen Leute haben Rath für Jedermann, in jeder Lage und Verlegenheit. Er gleicht aber gar oft dem der lieben, treuen Schwester, die ihren Bruder sterben sah, und als gute Christin und einfältige Bäuerin in Verzweiflung gerieth, da er den Geist aufgeben sollte, ohne daß eine Kerze dabei braunte. O, Barthel! rief sie flehend, auf das Seelenheil des Scheidenden bedacht, O Barthel warte doch bis Licht kommt!

Große Männer haben große Wahrheiten gesagt, wie das natürlich ist. Die großen Wahrheiten aber, die sie gesagt, haben sie nicht

immer geübt und angewendet. Manche, die Vieles und Vielfaches erlebt, haben auch Vieles und Vielfaches gesagt, so daß sich mit ihnen, wie aus der Bibel, aus Kant, oder einem guten Naturrechte, Alles beweisen läßt. Solche Männer, Theorien und Systeme sind Zeughäuser, die Waffen für jede Art von Krieg und gegen jede Art von Feind liefern. Napoleon, ein in diesem Sinne gut versehenes Zeughaus, das im Dienste für und gegen die Freiheit, die Civilisation und was die Gesellschaft zerstört und erhält, den Menschen veredelt und erniedrigt, kaum zu erschöpfen ist, soll zu Sieyes gesagt haben: „Hätte ich Messe gelesen, dann thäte ich es noch; hätte ich auf einem Throne gesessen, dann säße ich noch auf ihm.“ — Der Erfolg hat gezeigt, daß er im Irrthume war. „Die liberalen Ideen haben mich getödtet,“ soll er auf dem Wege nach Elba gesagt haben. In diesem Falle hätten die liberalen Ideen nur das Recht der Nothwehr und Wiedervergeltung geübt und ihren Mörder gemordet. Die liberalen Ideen hat er wie die Josephine behandelt; nachdem sie

sein Glük gemacht, ließ er sich von ihnen scheiden. Doch würde er den liberalen Ideen eine blühende Nachkommenschaft zu verdanken gehabt haben, da Josephine ihn ohne die Hoffnung von Erben ließ. Die liberalen Ideen hat er demnach als ein unverständiger Vater und als ein undankbarer und unverständiger Gatte verstoßen. Da Napoleon von Elba kam, ward die alte Wirthschaft fortgesetzt und der Versuch wiederholt, ob die liberalen Mordideen sich nicht endlich morden ließen. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," sagte derselbe Napoleon, da er mit dem merkwürdigen 29. Bulletin aus Rußland nach Paris entfloh. Der Artillerie-Lieutenant und Republikaner war Kaiser geworden, und beherrschte als solcher den Welttheil, der bis jezt noch die Welt ist, und der weltbeherrschende Kaiser war auf dem Wege, der geschlagene Gefangene seiner Sieger zu werden, die er so oft besiegt. Die Extreme berühren sich. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Wahrhaftig! Aber die meisten und größten Wahrheiten verstehen wir doch erst, wenn wir sie in der Schule der Er-

fahrung gelernt haben. Mit der Anwendung ist es dann oft zu spät. Es will Alles erlebt seyn.

Sechsundzwanzigster Brief.

Den 14. Januar 1833.

Ich hatte heute die Ehre eines sonderbaren Besuches. Es kamen einige Männer zu mir als Abgeordnete und Sprecher der äußersten Linken, oder der unbedingten Bewegung, wie man jezt sagt, und machten mir Vorstellungen über die Gefahr einer politischen Apostasie, der ich, wie sie meinten, zu erliegen, im Begriffe sey. Ich hatte mich in meiner Antwort auf die Frage: Was würde ich thun, wenn ich jezt Abgeordneter zu einer ständischen Versammlung in Deutschland wäre? vielleicht zu lebendig, vielleicht auch zu unbestimmt über den gegenwärtigen Stand der Dinge und das unbesonnene Treiben einiger Volksführer, die man wohl auch Verführer nennen dürfte, ausgesprochen, und so den lauernden Verdacht einer Partei geweckt, die das Unglück nur reizbarer

aber nicht verständiger gemacht zu haben scheint. Einer der Vertreter der guten Sache, der Sache des Vaterlandes und der Menschheit, ein dritter Anacharsis — denn den Zweiten hatte schon Frankreich — erklärte mir mit etwas cynischer Derbheit, die diese Leute auch Geradheit nennen, er und seine Kollegen kämen, um mich zu warnen an dem Rande des Abgrundes über dem ich strauchelte. Ich möchte die Ehre meines Namens wahren, den man bisher mit Achtung genannt. Sie glaubten nicht an meinen Abfall von Wahrheit und Recht, wofür ich oft muthig und freudig gekämpft; aber Argwöhnische und Zaghafte lispelten sich zu, ich sey gewonnen von der Gewalt... Ich! rief ich im Zorne, und trat dem Sprecher mit gestrektem Arme näher. Aber ich besann mich, und fuhr kalt fort: Der Aberwiz der Zeit hat mich Fassung gelehrt, und ich kann es über mich gewinnen, dem Elenden, der eine solche Aeußerung wagt, nicht in das Gesicht zu speien. Nichtswürdige, die keinen Werth, als den Geldwerth kennen, mit dem sich nach ihrem Gefühle Alles erhalten läßt, weil man sie selbst

kaufen kann, bringen die Ehre meines Lebens auf den Markt, wie eine Waare, weil sie selbst nur eine Waare sind, und nichts Höheres kennen, als den höchsten Geldpreis. Nein, sagte ein Anderer einlenkend, so sey es nicht gemeint, und sie theilten keineswegs die Ansicht oder Aeußerung ihres unbesonnenen Kollegen, sondern kämen, um sich Rath zu erbitten, von meiner Erfahrung und Vaterlandsliebe in den schweren Bedrängnissen der Zeit. Hannibal stehe vor den Thoren... Bei diesem Namen hörte ich nicht mehr, was der gute Mann weiter sprach. Hannibal! Ich war in das Anschauen der Heldengestalt verloren. Ich kenne keinen Größern, als Du bist, Riesengeist, der selbst über das große Alterthum hinausragt. Was Du als Knabe geschworen, hieltest Du als Mann und dein kolossales Bild ist aus einem Guße. Kann man Dich höher stellen, als Dich die Angst des mächtigen und stolzen Rom gestellt, die nur mit dem Ende deines Lebens endete? Die räuberische Wölfin mit ihrer Brut hast Du in ihrem eigenen Lager aufgesucht, und die gewaltige Faust ihr würgend

in das Genick gesezt. Auch dir machten die Maulaffen von Carthago und die kleinliche Eifersucht der patrizischen Partei des Hanno mehr zu schaffen, als die römische Kriegskunst und Tapferkeit. Ja, du warest ein Mann oder die Geschichte hat keinen... Doch, unterbrach ich mich selbst, zu den Abgeordneten gewendet, doch nehmen wir die Geschichte, wie sie nun einmal gegeben und genommen wird! Hannibal ist vor den Thoren; Ihr habt Recht. Darum verschließet die Thore fest und bewacht sie wohl. Der Gewittersturm steht über Euch; laßt ihn vorbeiziehen! Es wechseln die Zeiten des Tages und des Jahres, und es wechselt, was sie bringen, Licht und Finsterniß, Aussaat und Ernte, Knospe, Blüthe und Frucht. Erntet, wenn die Saat gereift, herbstet wenn die Frucht der Rebe gezeitigt ist. Die Schlacht am Trebia und die am See Trasimenus ging für Euch verloren; nur ein tollkühner, unbesonnener Terentius Varro kann Euch rathen, eure Sache bei Cannä auf's Spiel zu setzen, ein Fabius Maximus allein, kann sie retten, ein Fabius Maximus, den Ihr mit dem

Namen Zauderer zu brandmarken glaubt. Lasset die wilden Afrikaner siegestrunken in Capua schwelgen und sich verweichlichen; sie werden ihr Zama finden, und die Götter Euch zu rechter Zeit einen Scipio senden. Ego etiam censeo, Carthaginem esse delendam. Aber es wäre ein großer Irrthum, wenn Ihr glaubtet, daß Ihr immer und allenthalben die Regierung bekämpfen müßtet. — Gut! bemerkte der Sprecher der Männer der Bewegung. Es freut uns, gleiche Gesinnung bei Ihnen zu finden, wie sie alle Rechtliche und Gute beseelt. Darum lasset uns handeln! Helfet euch, und Gott wird euch helfen! — Der Schiffer, bemerkte ich, achtet auf Ebbe und Flut, wenn er die See, oder das Land gewinnen will. Ihr habt jezt Ebbe, und das Schiff, das Eure Sache führt, liegt trocken. Die Flut wird vielleicht kommen, welche es flott macht. Der Gang der Ereignisse, die mächtiger sind, als der Wille und die Macht des Menschen, wird den Tag der Entscheidung herbeiführen, an dem es zu handeln gilt. Dieser Tag der Entscheidung wird kommen. Er ist vielleicht nicht der Tag, den Ihr meint;

aber ich meine ihn, den großen Tag, an dem das Recht die Stelle der Gewalt einnimmt, und das Gesez die Stelle der Willkühr. Seyd Ihr Männer, dann thut das Eurige um diesen Tag der Entscheidung herbeizuführen. Frei kann nur seyn, wer will, was er soll und darf. Der Sklave, der seine Fesseln abstreift, ist darum nicht frei. Wie die Dinge jezt stehen, könnt Ihr Jacquerien erzwingen, die einigen tausend Bauern, Leben oder Freiheit und Vermögen kosten. Das ist Alles, und vermehrter Druck und gesteigerte Härte des Siegers und tieferes Elend und Muthlosigkeit des Besiegten wird die Folge seyn. Was gibt Euch denn, unter den gegenwärtigen Umständen, so viel Entschlossenheit, so große Zuversicht? Der Zustand Deutschlands? Gerechter Gott! die Theilnahme Frankreichs oder Englands? Frankreich ist kindisch geworden um ein Kind, und eine Frau hat ihm den Kopf verrückt. Die höchsten Angelegenheiten der Menschheit sind in den niedrigen Kreis einer selbstgefälligen, selbstsüchtigen Persönlichkeit herabgezogen. England ist ohne Mitgefühl, und führt die Völker nur in

der Rechnung seiner Einnahme und Ausgabe auf. Auch hat es eine schwere Rechnung mit sich selbst, die sobald nicht zum Abschlusse kommen dürfte. Es ist dort noch nicht entschieden, ob der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit einen Theil der Nation, oder die Nation eine Zugabe des hohen Adels und der hohen Geistlichkeit bilden soll. Die Heloten Irlands sind zum Aufstande bereit, und ein blutiger messenischer Krieg bedroht den Staat. Hätte aber auch England die Hände frei, es streckte sie doch nur über die Gewässer, um darzuleihen und einzunehmen. Was ihm die Deutschen sind, zeigt es in Hannover seinem Deutschland. Seht um Euch! Polen hat sich verblutet, Griechenland empfängt einen deutschen Fürstensohn als König, ein Kind, das ihm Frieden, Freiheit und Wohlstand bringen soll. Habt Ihr Lust, Euer Schiksal durch das Aktenbündel von hundert Konferenzprotokollen filtriren zu lassen?

Wann aber, fragte der Sprecher, wird die rechte Zeit gekommen seyn? Woran sollen wir sie erkennen? — Freunde war meine Antwort, vermöget Ihr jezt den Tag zu bestimmen,

an dem die Gerste, der Waizen reif seyn wird? Und doch seht Ihr diese Erscheinung jedes Jahr und Mancher von Euch hat sie schon fünfzig Mal gesehen. Wisset Ihr nicht selbst, wann die Schnitter anzustellen sind, wer soll es Euch dann sagen? Wollt Ihr Bauern seyn; dann ist das Eure Sache; seyd Ihr keine, dann überlaßt es Denen, die es sind und sich auf den Feldbau verstehen. Den rechten Augenblick zu erkennen und zu fassen, sagte ich dann zu mir selbst, wahrhaftig dazu gehört viel! Leichter trifft der Schüze den Vogel im schnellen Fluge, und erlegt das Wild im raschesten Laufe. Zu früh und die Frucht ist noch nicht reif, zu spät und sie ist schon faul. Die Aufgabe, fuhr ich hörbar fort, die Aufgabe ist wirklich schwer, aber Schweres sollen auch nur Starke unternehmen. In dem großen gefährlichen Spiele sezt Jeder sich selbst ein; verliert er nur sich selbst: nun, so ist verloren, was er eingesezt. Aber ein Volk!

Damit Ihr mich indessen nicht durch meine Schuld mißversteht, muß ich mich ganz aussprechen. Versteht mich dann wie Ihr wollt

oder könnt. Wo sich die Leidenschaft die Erklärung und Deutung nicht nur der Handlungen, sondern auch der Absichten und Beweggründe anmaßt, wo man sich nur freundlich angezogen oder feindlich abgestoßen fühlt durch Gesinnung, Wort und That, die unserer Persönlichkeit schmeicheln, oder sie verlezen, da ist jedes Verstehen und alle Verständigung unmöglich geworden. Dieser sagt: Es kann, es darf nicht so bleiben; es lastet unerträglich auf mir. Es muß anders werden um jeden Preis, und sollte auch Alles um mich untergehen. Jener sagt: Ich wüßte nicht, warum es nicht so bleiben sollte, wie es ist. Mir geht es ziemlich wohl; worüber klagt man denn? — Steht es so, — und so steht es, — dann gehe Jeder seinen Weg, und thue, auf eigene Gefahr und Rechnung, was er nicht lassen kann. Es waltet die Noth, die Leidenschaft blind, wie sie sind, den Erfolg dem Ungefähr, die Entscheidung dem Gange der Ereignisse hingebend, aber nicht der prüfende Verstand, die richtende Vernunft. Ich sage Euch: Eine Revolution ist ein großes Unglück, das nur gerechtfertigt werden kann,

wenn durch es ein noch größeres Unglük abgewendet wird. Es muß von den Regierungen das Aeußerste geschehen, soll das Volk versuchen, ihm durch ein anderes Aeußerste zu begegnen. Sie ist ein großes Unglück, selbst wenn sie nicht vermieden werden kann; aber sie wird das größte Verbrechen, wenn sie zu vermeiden wäre, und nicht vermieden würde; das größte Verbrechen, sage ich, weil ihre Gesezlosigkeit jedes Verbrechen frei gibt. Sie wäre die schrecklichste Raserei, wenn man sie vermeiden könnte, und doch wagte, ohne die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs für sich zu haben. Denn in diesem Falle sezte man ein gewisses Gut, das man hat, an ein ungewisses, das man wünscht. Indessen vor Revolutionen warne ich nicht; sie werden von Einzelnen nicht gemacht. Wo sie sich zeigen, sind sie eine Naturnothwendigkeit. Einzelne machen keine Revolutionen, sondern nur Meutereien; vor diesen warne ich. Aber das gebe ich mit ganzer Ueberzeugung zu: Ergreift das Fieber einer Revolution ein Volk, dann hat seine Regierung es verschuldet und mit Recht zu büßen. Eine Re-

volution ist eine Krankheit des politischen Körpers, durch die er sich vom Krankheitsstoffe zu befreien sucht. Auch der thierische Körper geht oft durch eine solche heftige Krise zur Genesung über. Was mich aber persönlich betrifft, und meine Wirksamkeit im öffentlichen Leben, so halte ich fest an dem Glauben, man dürfe einem guten Zwecke nicht durch schlechte Mittel dienen. Die Lüge soll man durch die Wahrheit, das Unrecht durch das Recht, das Laster durch die Tugend bekämpfen. Nur der Vertheidigungskrieg ist erlaubt, und ich halte Den, der mich zwingen will, frei zu seyn, eben so gut für einen Tyrannen, wie Den, der mich zwingen will, ein Sklave zu seyn. Ihr seht, ich bin ein schlechter Staatsmann, und solche pietistische Engherzigkeit muß man mir als eine Schwäche der Natur nachsehen, die ich nicht überwinden kann. Ich dürfte noch hinzufügen, daß es große Kinder gibt, die, durch den Trieb der Nachahmung und Nacheiferung gespornt, wie die kleinen Kinder, gern als Spiel wiederholen und einüben, was sie Andere im Ernste thun gesehen. So spielen Mädchen, Mütter und

Damen, Knaben, Soldaten und Seiltänzer. Auf gleiche Weise mag Manchem die Lust gekommen seyn, eine Revolution zu spielen und er meint, ein deutscher Staat im Taschenformat könne so gut eine Revolution machen, als Frankreich, wie der ehrenfeste Junker Siegfried von Lindenberg meinte, er könne so gut seinen Lectoris ornari haben, als der Kaiser; und es würde mich nicht überraschen, wenn ein Handwerksbursche auf eine Revolution sänne, ist ihm der blaue Montag schlecht bekommen. Aber ich will keinen Menschen beleidigen. Scheiden wir in Frieden und Freundschaft! Und so schieden wir. — Was wollen sie?

Ist es nicht demüthigend für einen Mann, der meint, er verstehe sich ein wenig auf das Malen, wenn er viele Bäume, ein festes Gebäude mit Thürmen und Zinnen und ein Häuschen mit Stroh gedekt auf das Papier oder die Leinwand getragen hat, und die Leute stehen nun vor dem Dinge und wissen es nicht zu deuten, weil nicht darunter zu lesen ist: Obiges soll einen Wald, ein Schloß und eine Hütte

vorstellen? Fichte hatte das kühne Selbstvertrauen, das Publikum zum Verstehen zu zwingen. Wahrhaftig, eine schwere Aufgabe! Ich versuche sie nicht zu lösen. Sieyes scheint ein gleiches Unvermögen gefühlt zu haben; denn, da er nach einiger Erörterung nicht verstanden ward, rief er voll Aerger aus: „Allez au diable et pensez par vous-mêmes!“

Es fügte sich nun, wie sich gar Manches in der Welt sonderbar fügt, daß ich an demselben Tage mit einem eleganten vornehmen Herrn zusammentraf, an dessen Brust ein Firmament von leuchtenden Orden glänzt, in deren Mitte ein Stern strahlt und funkelt. In der Brust soll ihm, wie man sagt, kein Stern leuchten. Er zählt fünf Ordenszeichen, also zwei weniger als die Katholiken Hauptsünden. Dieser Herr erwies mir die Ehre, vertraulich zu mir zu sagen: Mein Lieber! Ich muß Ihnen — er hieß mich Sie! — ich muß Ihnen mittheilen, daß höchst mißfällig vernommen worden, wie Sie gewisse Leute, Namens Jordan und Rotteck öffentlich gerühmt und eingestanden, daß Sie, Sie, mein Lieber! mit sol-

chen Leuten gleichen Zweck verfolgen, wenn Sie auch über die Mittel zu diesem Zwecke nicht immer mit Ihnen einverstanden seyen. Auch haben Sie, wie man versichert, was ich aber nicht glauben kann, der Volkssouveränität das Wort geredet. Entsezen faßte mich, und ich zittere für Sie, mein Lieber!" Der Mann kennt, ich weiß es, keinen höhern und schönern Himmel, als einen Thronhimmel, und das ganze große Firmament von Sternen, die aus dem großen blauen Auge der Nacht uns freundlich und erhebend anlächeln und unsere Brust mit heiligen Ahnungen erfüllen, ist ihm gegen den Stern auf seiner Brust, die nichts von heiligen Ahnungen weiß, nichts werth. — Das ist traurig, erwiederte ich, verlegen um eine Antwort, sehr traurig und höchst fatal. — Ja, höchst fatal, mein Lieber, seufzete er, und das Gespräch war zu Ende. — Was wollen sie?

Tollheit und Dummheit, rief ich, als ich allein war, und wollte mich eben erzürnen. Da besann ich mich und sprach zu mir: Sey kein Kind, das den Stein schlägt, an den es sich mit dem Fuße stößt! Wo willst Du den männ-

lichen Zorn hernehmen für Menschen und Dinge die seiner würdig sind, wenn du ihn so unwürdig verschleuderst? und ich erzürnte mich nicht. Sagt mir, theure Freunde, bin ich nicht ganz und gar in die richtige Mitte gerathen, zwischen Ambos und Hammer? Um sich zu stärken, kann man nicht oft und brünstig genug mit Horaz beten: Odi profanum vulgus et arceo; oder wirklich beten, das heißt, sein Gemüth zu Gott erheben, der die Wahrheit selbst ist und das Recht.

Der kräftige und muthige Luther, dem es oft so schwer ward, die richtige Mitte zu halten, ist, als er den deutschen Fürsten und Bauern den Text las, doch noch ärger hinein gerathen, als ich. Jenen rief er zürnend zu, sie sollten keine Tyrannen seyn, wollten sie sich von dem Teufel nicht holen lassen; diese ermahnte er mit gleichem Eifer, sich die Tyrannei der Großen gefallen zu lassen, ohne zu mucken.

An die Fürsten und Herren erließ Luther die Sendung: „Denn das solt ihr wissen, lieben Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann noch will, noch soll euer Wüterei in

die Länge dulden. Ihr müßt anders werden, und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun, durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen; Gott wird andere erwecken; denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. Es sind nicht die Bauern, liebe Herren, die sich wider euch sezen, Gott ist's selber, der sezt sich wider euch, heimzusuchen euere Wüterei. Ist euch nun noch zu rathen, meine lieben Herren, so weicht ein wenig, um Gottes Willen, dem Zorne. Einem trunknen Mann soll ein Fudder Heu weichen. Wie viel mehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den trunkenen oder irrigen. Fahet nicht Streit mit jenen an, denn ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird. Sucht's zuvor gütlich, weil ihr nicht wisset, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funken angehe und ganz Deutschland anzünde, das Niemand löschen könnte."

Luther war ein Zeichendeuter, und hat es gut

gemeint; aber er kann von Glük sagen, daß er die Bundesbeschlüsse und die Centraluntersuchungskommission nicht erlebt hat. Sein Zeichendeuten und gutes Meinen sollte ihm übel bekommen seyn.

Zur Bawrschaft sprach Luther: „Seht euch für mit euer Freiheit, daß ihr nicht dem Regen entlauft und fallet in's Wasser; und so ihr meinet, leiblich frei zu werden, daß ihr darüber verlieret Leib, Gut und Seele ewiglich. Gottes Zorn ist da; fügt euch, das rathe ich. Falsche Propheten hat der Teufel unter euch gesandt; da hütet euch für. So ihr euch aber rühmet und gerne höret, daß man euch Christen nenne, und dafür wollet gehalten seyn, so werdet ihr ja auch leiden, daß man euch euer Recht fürhalte. „Höret nun zu lieben Christen euer christlich Recht. So spricht euer öberster Herr Christus, des Namen ihr führt: Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehen, sondern wer dich zwingt eine Meile Wegs, mit dem gehe zwo Meilen, und wer dir den Mantel nimmt, dem laß auch den Rock, und wer dich auf einen Backen schlägt, dem halt den andern auch dar.“

Ich glaube auch ein guter Christ zu seyn; aber bis zu dieser Selbstverleugnung habe ich es noch nicht gebracht. Sollte der göttliche Stifter unserer schönen und erhabenen Religion die Absicht gehabt haben, in den Vorschriften seiner Lehre ein Staatsrecht aufzustellen? Ich glaube nicht. Er selbst sagte, sein Reich sey nicht von dieser Welt. Ich kann mir als Mensch und als Christ Pflichten auferlegen, die man mir als Bürger nie auferlegen darf. „Ich gehe zwo Meilen, wo mich jemand zwingt eine Meile Wegs; ich laß auch den Rock, wo mir einer den Mantel nimmt, und wer mich auf einen Backen schlägt, dem halt ich auch den andern dar.“ Das ist schon viel, mehr als Mancher geben kann, der weder Rock noch Mantel hat. Wenn aber zwei Meilen nicht genügen, wenn der Müde, Verlassene nach Sibirien, nach Botani-Bay oder nach einer Frohnveste wandern soll! Wenn man dem Nackten und Hungrigen das Hemd vom Leibe, das trockne Brod vom Munde nimmt! Wenn man nicht blos auf die beiden Backen, sondern auf den ganzen Körper schlägt und geißelt! Nein, man muß

die Leute nicht verwöhnen, die sich selbst zu verwöhnen nur gar zu große Lust und Neigung haben. Uebt wenigstens so viel Christenthum, daß Ihr mit einer Meile, mit einem Backen und mit dem Mantel euch begnügt! Seyd gegen uns keine Heiden, wenn ihr wollt, wir sollen gegen euch Christen seyn!

Siebenundzwanzigster Brief.

Den 29. Januar 1838

Es ist doch in der That ein jämmerliches Ding um unsere Kritik und unsere Kritiker in Deutschland. Geschmack- und verstandloser, flacher, einseitiger und gemeiner kann man es kaum treiben, als es unsere meisten Literaturzeitungen und rezensirenden Blätter thun. Früher war es, in dieser Hinsicht, bei uns auch nicht viel besser, aber doch nicht so schlecht. Die Kritik, wie die Politik, scheint in die Hände erbärmlicher Rabulisten, roher Renommisten, gefallen zu seyn, da die Unterrichteten und Gutgesinnten aus der Gesellschaft, wo Alles herrschen mag, nur nicht Anstand, Sitte, Kenntniß und Gerechtigkeit, sich beschämt zurückgezogen haben, oder eine überschriene Minorität bilden. Das ist freilich ein schlimmer Eingang zu einer Apologie der Kritiker und der Kritik, wie

die Kritiker sie treiben, aber in der Welt ist nichts so schlecht, daß es nicht zu etwas gut wäre, und mit diesem glücklichen Anfange könnte ich meine Apologie gleich schließen. Doch wäre meinem Rufe, den ich als Gelehrter erwerben möchte, damit schlecht gedient. Um ihn zu begründen, will ich beweisen, was ich schon als bewiesen vorausgesetzt, und das keines Beweises mehr bedarf.

Rezensenten zu rezensiren ist gefährlich. Wer bei einer Gottheit etwas gelten will, besonders wenn sie ein Göze ist, darf es mit ihren Priestern nicht verderben. Um bei Hofe in Gunst zu stehen, muß man sich mit den Höflingen halten. Ich fange darum auch lieber damit an, daß ich die Rezensenten der Rezensenten rezensire. Das soll mir bei diesen, denke ich, Vorschub thun. Schon Göthe rief in seinem Zorne:

Der Tausentsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Rezensent.

Schlagt ihn todt! Ja, wenn man nur immer Göthe's kräftige Faust hätte! Wie läßt sich Das todt schlagen, was aus seinem eigenen

Moder mit zehnfachem Leben wieder von der Verwesung aufersteht? Es gehörte ein Herkules dazu, um diese lernäische Hyder zu erlegen, der sogleich ein neuer Kopf nachwächst, wenn ihr der alte abgeschlagen worden; ein Herkules um diesen Stall des Augias zu misten. Schlagt ihn todt! Weiß Göthe nicht, daß der Todtschlag eine Sünde, und schon durch die zehn Gebote verboten ist? Weiß er es nicht, und ist ein Christ? Und warum sogleich als ein Würgengel unter das Völkchen fahren, das manche unschuldige Seele zählen kann? Schlagt ihn todt, den Hund! Das ist zu rasch, das ist zu arg. Wenn es Bullenbeißer und Doggen wären, die dem Mann zu Leibe gehen und Schaden bringen; aber die netten Bologneserchen, die freundlichen Möpschen, die wackern Pinscher, die nur Mäuse, Ratten und Maulwürfe fangen, die zahmen Thierchen alle, die uns liebkosend anwedeln, und in ihrer liebkosenden Artigkeit nur beschmuzen, nicht verletzen, die matten Kläffer, die nur bellen und nicht beißen! Nein, auch die Hunde sollen leben, wenn sie Rezensenten sind. Gegen die Doggen und Bul-

lenbeißer, die ihren Mann fassen, stimme ich, wenn auch nicht für den Tod. Der Mann wehre sich, und werfe das Thier nieder! Das ist kein Mord. Aber die Doggen und Bullenbeißer sind bei uns selten. Göthe scheint auch das leichtfertige Volk der Rezensenten, die Panduren, Baschkiren und Rothmäntel der bewaffneten Macht der Literatur, nicht für sehr stark und lebenskräftig gehalten zu haben. Er spielte sicher auf sie an, als er den niedlichen neckenden Thierchen, die sich aus dem Unrathe erzeugen, und wohl plagen, aber nicht tödten, den Vertilgungskrieg erklärt, und gegen sie zu den Waffen rief:

Spizt die Finger und packt sie fein!

und im jauchzenden Chor singen ließ:

Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Ja, mit Einem wird man fertig, hat der gespitzte Finger ihn gepackt; aber wie mit dem ganzen luftigen und lustigen Völkchen, hat sich dem armen Leibe eine hungrige Kolonie angesetzt, die sich so schnell mit zwei Insassen vermehrt, als man einen knicken und ersticken kann? Ich

weiß es nicht und bin so rathlos wie Göthe selbst es gewesen seyn muß, den sie, am Ende seines Lebens, und nach seinem Leben noch

> Gar eifrig geplagt
> Gestochen und genagt.

Göthe aber hat Unrecht! ich trete gegen ihn auf, werfe ihm den Fehdehandschuh um so beherzter hin, da er nicht mehr am Leben ist. Ihn will ich rezensiren, der unter den Rezensenten Bethlehems Kindermord erneuern wollte. Pfeift doch jeder Vogel, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, warum soll der Hund nicht bellen, knurren, heulen, wie ihm die mütterliche Natur die Gabe verliehen hat? Sagt doch der hündische Mensch: „Deß Brod ich eß, deß Lied ich sing“, warum soll der Hund selbst nicht hündisch wedeln oder kläffen, nachdem eine freundliche Hand ihn streichelt oder eine feindliche ihn schlägt? Warum den treuen Hüter des Eigenthums todt schlagen, den

> Philax, der gar manche Nacht,
> Haus und Hof getreu bewacht?

den geselligen, gescheidten Pudel, der die Hand seines Herrn leckt, die ihn füttert? den verstän-

digen Schäferhund, der, im Dienste eines treuen Hirten, die weltliche oder geistliche Heerde weiden hilft, sie auf dem Grunde und Boden des Staates oder der Kirche zusammenhält und gegen die räuberischen Anfälle hungriger Wölfe von Demagogen, Kezern und Irrlehrern schüzt? Gegen diesen muß man dankbar, wenigstens nachsichtig seyn, auch wenn er, in zu großem Diensteifer, sich übernehmen sollte, wie das gar oft geschieht. Ja, wäre der Todtschlag erlaubt, dann könnte man ihn höchstens gestatten, gegen die Fleischerhunde, die das Schlachtopfer hezen, das Tyrannei, Haß, Neid, politischer und religiöser Fanatism und der Wahn der Zeit in das Schlachthaus führen; diese blutgierigen Bestien, die dem Abgehezten, Geschlachteten noch über dem Grabe nachheulen, wenn er schon ausruht in langem Schlafe, den kein Geheul, kein Gebell mehr stört, in dem kein giftiger Biß eines wüthenden Hundes, selbst wenn er ein Rezensent wäre, mehr verlezen kann. Gestatten könnte man ihn auch gegen die Hof- und Schloßhunde, die, auf den Wink ihres Herrn, nur den anfallen und beißen, der dessen Gunst und Gnade

verwirkt hat, diese feigen Bestien, die nur darum Muth haben, weil der Jäger mit der geladenen Doppelbüchse zum Schutze hinter ihnen steht. Daß sie sich in ganzen Meuten zusammenthun, die man Literaturzeitungen, oder auch anders nennt, und, von einem Oberjägermeister geführt, der sie bezalt und füttert, das edle Waidwerk treiben, wird wenigstens versichert. Ich weiß es nicht; man nennt Diesen oder Jenen, die von Diesem und Jenem zur Koppel zusammengerufen worden. Ich weiß es nicht; die Leute reden viel. Diese Thiere sollen am heftigsten anschlagen, am lautesten bellen, am gierigsten jagen, am schrecklichsten heulen, wenn sie dem edelsten Wilde auf der Fährte sind. Ich habe auch so etwas gemerkt, wußte aber nicht, daß es Hunde waren. Doch die Welt ist groß, und fest gebaut. Wir haben alle Raum in ihr, und sie geht ihren Gang, darauf verlaßt euch, sie geht ihren Gang, troz Hundegebell und Wolfsgeheul. Darum nein! Auch gegen die Hunde soll der Todtschlag nicht gestattet werden. Lernt euch ertragen und lieben! Der Staat, die Kirche, die Gesellschaft kön-

nen kein Leben schaffen; sie dürfen es darum auch nicht vernichten. Wollt ihr das Recht haben zu nehmen, was ihr die Kraft nicht habt zu geben? Nein!

Auch die Hunde sollen leben,
Und der Todtschlag nicht mehr seyn.

So habe ich gethan was meines Amtes ist. Einen ehrlichen Kampf habe ich bestanden für eine Sache, die schlecht seyn mag, aber auch gut ist, weil es nichts Schlechtes in der Welt gibt, das nicht zu etwas gut wäre. Den grimmigsten Rezensenten, der je rezensirend gegen die Rezensenten aufgestanden, habe ich ritterlich besiegt, und wehrlos in den Sand gestreckt. Ich den großen Göthe! den Herrn v. Göthe, die Exzellenz, die noch eine Exzellenz seyn und bleiben wird, wenn es selbst in der diplomatischen Welt keine mehr gibt! Was wird Deutschland zu diesem Heldenstücke sagen? Selbst Göthe habe ich unter mich gebracht, und stehe also über ihm. Das ist der Vortheil eines Rezensenten, der sich zum Richter, und den Schriftsteller zum armen Sünder macht, der sich belehrend auf den Katheder und den Schriftsteller

auf die Schulbank vor sich sezt. Glückliche Stellung, die allein die Legitimität gewährt! Wohl dem, der ein Fürst, ein König, ein deutscher Freiherr, ein Pär von England, oder gar ein Rezensent ist! Alle Schriftsteller sind dessen Unterthanen; und wenn er sie verurtheilt, oder begnadigt, auszeichnet, befördert, oder straft, dann bedarf es weiter keiner Gründe. Wir haben zu Recht erkannt — tel est notre bon plaisir.

Ich glaube nun dargethan zu haben, daß der Mordruf Göthe's: „Schlagt ihn todt, den Hund!“ und sein kriegerisches Aufgebot gegen die kritischen Thierchen: „Spizt die Finger und packt sie fein!“ unmenschlich, unchristlich, durchaus unpraktisch und unausführbar sey. Aber ich gehe noch weiter und zeige, daß die Rezensenten dagegen der wahrhaft evangelische Geist beseelt, die Armen an Geist zu schützen und zu hegen. Man könnte freilich sagen, das sey eben nicht sehr verdienstlich, da sie nur dem Triebe der Verwandtschaft folgen, und in den lieben Angehörigen und in deren Sache sich selbst und ihre eigene Sache vertheidigen und begün=

stigen; aber ist es denn kein Verdienst, dem wohlthätigen Triebe zu folgen, den die Natur in unsere Brust gelegt? Hat sie diese freundliche Stimmung nicht geheiligt? Auch ist zu erwägen und zu bedenken, daß die Kritik, indem sie das Erhabene erniedrigt, das Große herabzieht, das Ausgezeichnete zu dem Gemeinen herunterdrückt, die Gleichheit fördert, dieses große Bedürfniß der Zeit, das selbst der große Napoleon dafür erkannt, der die Freiheit für sich nahm und den Andern die Gleichheit in vollem Maaße gab. Uebt die Kritik nicht im Interesse der Gleichheit und selbst der Freiheit den Ostrazism, den auch das freie Athen gegen die großen hervorragenden Männer übte, die dem Vaterlande, gerade durch ihre hervorragende Größe gefährlich werden konnten? Ist eine deutsche Literaturzeitung von gewöhnlichem Schlage nicht ein wahres Haus, wo nicht der Gemeinen, doch des Gemeinen?

Die römische Kirche erfreut sich eines sehr löblichen Instituts um das Heiligwerden zu erschweren. Ehe der Papst zur Kanonisation eines Verstorbenen schreitet, der sich durch Frömmigkeit und die

Uebung christlicher Tugenden auf der Erde ausgezeichnet hat, muß er die Einwendungen einer Stelle hören, welche die Rechte der Hölle gegen die Anmaßungen des Himmels geltend zu machen hat. Der Advokat des Teufels tritt als Tribun der Verdammniß auf, und vindizirt, so viel an ihm ist, die Ansprüche des Satans auf die arme Seele, der die Himmelfahrt gestattet werden soll. Recht geht über Alles, und man muß es rühmen, daß die Gerechtigkeit selbst das Recht des Teufels wahrt. Nun, was ihr an der Kirche lobt, werdet ihr doch an der Literatur nicht tadeln wollen. Ist aber die Kritik, wie sie unsere Kritiker in der Regel üben, nicht eine Teufelsadvokatur, die der Hölle der Gemeinheit ihre Rechte sichert, und den Eingang in den geweihten Tempel des Ruhmes und der Unsterblichkeit dem ausgezeichneten Verdienste zu erschweren sucht? Sie ist ein wahrhaft demokratisches Institut, diese literarische Teufelsadvokatur, die das gemeine Volk als eine Macht zusammenhält, das Gebiet der Gemeinheit weder schmälern noch verletzen läßt. Und in der That unsere Kritiker thun an dieser

Stelle redlich, was ihres Amtes ist, die trefflichen Teufelsadvokaten! Die großen Alten, Griechen und Römer, die unsere Schulmänner und Philologen erklären, wenn auch nicht verstehen die großen Alten hatten keine kritischen Blätter und Literaturzeitungen; aber tüchtige Menschen und Völker, schaffen sich, wenn auch in verschiedener Gestalt wie es Zeit und Ort erfordern und gestatten, Anordnungen und Institute nach ihrem Bedürfnisse. Die geistreichen demokratischen Athener kannten den Ostrazism, wie wir schon bemerkt, und übten ihn als wachsame und fleißige Rezensenten. Hinter dem römischen Triumphator, wenn er seinen herrlichen, glänzenden Aufzug hielt, stand ein Sklave, der dem gefeierten Helden die Worte zurief: „Vergesse nicht, daß du ein Mensch bist!“ Wie leicht übernimmt sich der schwache Sterbliche im Siegesrausche, in der Fülle der Macht, im Genusse der Gunst des Glücks! Und es ist wohlthätig und weise, ihn an seine Menschlichkeit zu erinnern, an das Gebrechliche und Wandelbare aller irdischen Dinge und an die Eitelkeit alles Herrlichen und Schönen dieser Welt. Darum

folgten auch Haufen des gemeinen Volks dem Siegeszuge und gaben dem Triumphator Schimpfnamen und sangen Spottlieder auf ihn, seine Schwächen und Gebrechen. Wir stehen über dem großen Alterthume und setzen mit gerechtem Stolze seinem Ostrazism, seinem warnenden Sklaven und dem rohen Haufen der Spottlieder singt, unsere weit vollkommneren Institute unserer Literaturzeitungen entgegen. Saß je ein Cäsar auf seinem prächtigen Siegeswagen von lauter Bewunderung begrüßt, an den sich nicht der kritische Pöbel drängte, um ihn Kahlkopf zu schelten? Wahrlich nicht.

Als die Dioskuren, Schiller und Göthe, die beiden glänzenden Gestirne am noch etwas trüben Himmel der deutschen Bildung aufgingen, erhoben die kritischen Astronomen, die auch, wenn es ihr Vortheil will, Astrologen werden, nicht ein klägliches Geschrei, über die zunehmende Verfinsterung, und suchten die Sternbilder als Nebelgebilde anzuschwärzen? Es ward schweres Unheil vorausgesagt, das ihr Erscheinen verkünden sollte. In einer freundlichen und geistreichen Posse, wie sie der plumpe

Titel führt: „Menschen, Thiere und Göthe,“ erhielt dieser Heros seine Stelle hinter den Bestien. Was ward gegen Wieland, Herder und später gegen Jean Paul gefaselt und geschwätzt? Ich weiß keinen ausgezeichneten Mann zu nennen, dem nicht eine ähnliche, oder noch schimpflichere Behandlung zu Theil geworden wäre. Wie meuterisches Volk standen die Kritiker gegen jeden Fürsten im Reiche des Wissens, der Kunst und Bildung auf, um sich seiner Thronbesteigung zu widersetzen. War er aber durch eigene Kraft zu ihm gelangt, übte er die Herrschermacht, die der hohe Geist verleiht, dann krochen sie nach Sklavenart, vor seinem Throne, und leckten den Speichel, wie Honigseim vor seinen Füßen auf. Der, gegen den sie als einen Götzen gewüthet hatten, ward nun ein wahrer Gott, von dem nur Göttliches kam, und als schlechte Pfaffen heiligten sie selbst den Unrath ihres Dalai-Lama, den sie anbeteten, weil sie ihn fürchteten. War es mit Göthe anders, dem Dichterkönige und mit einem Könige, der Dichter war? Gesellte sich zur Dummheit, Anmaßung, Neid und Feigheit auch noch

Eigennuz, wie wir es häufig sahen; war der Verleger des Schriftstellers auch der Inhaber, oder Patron von kritischen Blättern, dann nahm die ekelhafte Anpreisung des Selbstverlags, die niederträchtige Lobhudelei des Trefflichsten aller Verfasser solcher Werke kein Ende; jeden Tag rükten die dienstbaren Schergen aus, um dem Gefeierten, den man kaufen sollte, eine Leibwache zu bilden, und den feindlichen Mitbewerber aus dem Wege zu räumen. Soll ich Beispiele anführen? Ihr habt sie vor euch fast in jeder Nummer. Seid ihr aber blind und dumm, dann kann und mag ich euch nicht zum Gesichte oder Verstande helfen. Leset, glaubt und kauft; oder glaubt auch nicht, wenn ihr nur kaufen wollt! Es gibt in keinem Lande, kaum ein kräftiges, aufstrebendes Talent, das die Verfechter des Herkömmlichen und Gemeinen nicht einzuschüchtern, keine Größe, die sie nicht herabzuwürdigen gesucht hätten. Es gibt keine Heldengestalt, welche diese plumpen Werbegesellen nicht unter das Rekrutenmaas ihrer Fahne stellten, um über seine rechte Größe zu erkennen. Den lebendigen schaffenden Geist

legten sie in die prokrustische Bettstelle ihrer Kritik, um ihn gewaltsam zu verrenken, oder zu verstümmeln, wie es die Länge ihrer Mustermaschine forderte. Wie behandelten sie Corneille als er den Cid, sein Meisterwerk geschaffen hatte? „Junger Mensch, fuhr ihn Scudery an, dessen gewichtiger Name allein die ganze Last einer Literaturzeitung unserer Tage aufwog, junger Mensch, man muß erst lernen, ehe man lehren will.“ Den aufgeblasenen Pedanten verdroß es, daß der Meister in der tragischen Kunst sich nicht wie ein Knabe von dem Schullehrer die Ruthe wollte geben lassen. „Andere als Du, schalt der Kritiker, haben die Unfehlbarkeit von Unsersgleichen, von Männern wie Claveret und Scaliger anerkannt, und selbst Tasso hat die bittere Kritik seines schönen Werkes mit geziemender Bescheidenheit aufgenommen; und du junger Mensch — es ist immer Corneille, den er meint — den man so gerecht und zart getadelt hat, du wagst Widerspruch! Sprecht, ruft er dann den Beistand der Akademie an, sprecht meine Richter, in dieser Sache; sprecht auf

eine Weise, die Eurer würdig ist. Ihr seyd es Eurem Ruhme und dem Ruhme der Nation schuldig. „Chapelain übernahm es, das Verdammungsurtheil feierlich auszusprechen. So hatten die Pygmäen, wie sie in ihrem Dünkel meinten, einen der gewaltigen Titanen erlegt, und die lächerlichen Lilliputer die kräftigen Glieder eines Mannes mit leichtem Zwirn gefesselt. Noch schlimmer ging es Montesquieu. Die ganze Streitmacht der obskuren Kritiker rükte gegen die große Erscheinung des Geistes der Geseze aus. Alles Feldgeräthe der Bosheit, des dummen Aberglaubens, des gemeinen Neides, der heuchlerischen Sorgfalt für Staat und Kirche ward in Thätigkeit gesezt. Der ganze Landsturm des einfältigen bethörenden, oder bethörten Volkes ward aufgeboten. So war es immer, so wird es immer seyn; und es wäre darum gleichgültig, hätte der mordlustige Schlachtgesang der civilisirten Wilden nicht das Herz des Mannes verwundet, das zart für Ehre fühlte und warm für die Menschen schlug. Montesquieu erachtete es für nöthig für den Geist der Geseze eine eigene Vertheidi-

gung zu schreiben. Seine Gegner hatten ihm mit großem Scharfsinne nachgewiesen, daß er ein Atheist und ein Pantheist sey, nämlich ein schrecklicher Mensch, der keinen Gott glaubte, und zugleich Alles für Gott hielt. Man könnte freilich sagen, das sey ein Widerspruch, der in die Augen fällt. Damit aber wäre der Kritik schlecht gedient, die man doch nicht im Stiche lassen darf. Der gute Montesquieu war mit seinem Geiste der Geseze rettungslos verloren; rettete er sich als Atheist von der Scylla dann mußte er als Pantheist in der Charybdis untergehen. Dante war den Kritikern seiner Zeit ein Ungeheuer, oder durchaus unbedeutend. Es gab wohl Leute, die einen gewissen Dante kannten — Dantem quemdam, wie ihn eine gleichzeitige Chronik nennt — von ihm aber nicht viel mehr, als von einem Verrükten zu sagen wußten. Milton war ein blinder Mann, an dem verständige Zeitgenossen zu rühmen fanden, daß er ein ziemlich gutes Latein schrieb. Diese köstliche Frucht der klassischen Bildung konnte ihm die strenge, gerechte Kritik nicht abpflücken, wenn sie auch an dem reichbeladenen

Baume sonst nichts entdeckte. Der gelehrte Salmasius dagegen ist ihr ein ganzer Obst- und Küchengarten. Wir würden nicht enden, wollten wir alle merkwürdigen Beispiele einer albernen, erbärmlichen Kritik erzählen, die das Leben großer Männer mit Bitterkeit erfüllte. Byron ist uns zu nahe, als daß wir an die Art zu erinnern brauchten, wie er behandelt ward.

Die Kritik ist fast immer und allenthalben eine Schuzheilige der Mittelmäßigkeit gewesen, darum werden sie Manche tadeln, Viele aber loben. Wenn die Stimme des Volks die Stimme Gottes ist, dann wird man die Göttlichkeit der Kritik, die sich durch die Menge der Menge offenbaret, doch nicht leugnen wollen! Das gemeine Wohl hat sich selbst der Staat, das vollkommenste Menschenwerk, wo es gelingt, als den Zweck seines Daseins vorgesezt, und man wollte es mißbilligen, daß die Kritik die Gemeinheit pflegt? Der Mittelstand bildet den Kern des Volks; im Mittelgute finden wir das Gut mit dem der Markt sich vorzüglich zu versehen hat, weil es das allgemeinste Bedürf-

niß ist. Die Mittelstraße betreten die Besonnenen und Gemäßigten, und es ist sprichwörtlich anerkannt, daß selbst das Glück, wie Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit sich in der Mitte halten. Medium tenuere beati. Die Politik, so lange ungewiß und schwankend, hat sich endlich in der richtigen Mitte zurecht gefunden; ein Verdienst, das unserer verdienstreichen Zeit vorbehalten war, in der Jeder gern verdient. In Deutschland freilich wird es etwas arg getrieben, und hier hat sich, im Dienste der Gemeinheit, die Kritik besonders verdient gemacht. Ich will, auf Kosten Fremder, nicht unsern Ruhm erhöhen, nicht unsern Reichthum häufen, aber man vergleiche uns in dieser Hinsicht mit England und Frankreich, und selbst die Bescheidenheit des Deutschen wird geschämig eingestehen, daß besonders die stolzen Britten, weit hinter uns zurückgeblieben sind. Wir haben allerdings unsere eigene Art, die wir wenigstens schon darum nicht tadeln werden, weil sie die unsere ist. Wirft man doch sonst den Deutschen vor, daß sie des Eigenen zu wenig hätten, gern nach dem Fremden haschten und sich zu

lächerlichen Kopien des Auslandes entstellten, warum sollten wir das Eigene in der Kritik uns nicht in Rechnung bringen? Wir haben Kritiker und in der That nicht wenig, die über Schriften und Schriftsteller zu Gericht sitzen, um sich selbst wie es scheint, im Schreiben einzuüben, und mit der Zeit wenn es gelingt, zu Schriftstellern hinaufzubilden. Es sind größten Theils Leute in den rüstigen Jahren der angehenden Mannheit, Jünglinge im Konskriptionsalter der Bildung, die Gebildete, zur eigenen Bildung, bilden wollen. Wer das tadelte, bedächte nicht, daß schon die Alten riethen, lehrend fortzulernen: docendo discimus. Wenn diese Leute, selbst verdienstlos, über das Verdienst entscheiden, dann scheint es freilich ungerecht, es s c h e i n t aber nur, denn so will es der Gang unserer Bildung, die oft eine verkehrte Richtung nimmt, um an das rechte Ziel zu kommen. Der praktische Rechtsgelehrte übt sich durch begangenes Unrecht zur Kenntniß des Rechts ein. Durch das Verlieren von Prozessen lernt der junge Advokat sie gewinnen, wie der Arzt erst tödtet, um die Kunst zu lernen, das Leben zu

erhalten. Im römischen Senate saßen Väter und Alte — patres, senatores. Andere Senate haben das nachgeahmt. Wir aber gehen unsern Weg, und machen zu Vätern und Senatoren in unseren literarischen Areopage und Senate junge Leute, die keine Kinder haben, und selbst noch Quasikinder sind. Das aber paßt vollkommen, meine ich, zu unserer Quasiwirthschaft, die Alles, Staat und Kirche, und so auch unsere Bildung zum Quasidinge macht, da die Dinge selbst nach und nach absterben und untergehen. So oder so; wenn es sich nur macht, mögen es nun die patres conscripti, wie in Rom, oder die Konskriptionsjünglinge — pueri conscripti — wie in Deutschland thun. Alles hat zwei Seiten, wie man sagt, und es gilt nur die rechte herauszuwenden, um Recht zu haben. Die Kritik aber muß Recht haben, welche Seite sie auch immer zeigen mag; denn hätte sie Unrecht, zu was taugte sie? Daß junge Leute rezensiren, der Unverstand den Verstand vor seinen Gerichtshof zieht, die Verdienstlosigkeit über das Verdienst, das unreife Alter über das gereifte aburtheilt, das ist freilich etwas seltsam, aber

doch naturgemäß und in der Ordnung. Die Wahrheit des Sazes läßt sich nicht bestreiten, daß tadeln leichter sey, als besser machen. Ganz verständig fangen also die Kritiker mit dem Leichten an, und gehen dann zum Schweren über; erst tadeln sie, und später machen sie es besser, wenn sie können. Können sie nicht, dann haben sie das Ihrige gethan. Jeder darf nur zu dem verpflichtet werden, was zu leisten er im Stande ist. Ultra posse nemo obligatur. Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren, und besteuert sollen wir nur nach unserm Vermögen werden.

Nichts ist so schlecht, daß es nicht zu etwas gut wäre, weiß man es nur zu brauchen und zweckmäßig zu verwenden. Die Wahrheit dieses Ausspruchs haben mir die schlechtesten Blätter und Zeitungen erwiesen und bewährt. Ich hielt zur Zeit die Gazette de France, und las ihre literarischen Artikel mit größter Beharrlichkeit. Fand ich in ihr die Anzeige eines politischen Werkes, auf das sie nicht gut zu sprechen war, dann suchte ich mir es zu verschaffen. Je schrecklicher sie das Buch und sei-

nen Verfasser mißhandelte, je grimmiger sie diesen anfuhr, je tiefer sie ihn in den Koth zu treten suchte, desto besser fand ich das Werk, desto achtungswerther den Mann, und so konnte ich mir nach dem index librorum prohibitorum, des tollen Blattes, die vortrefflichsten Werke politischen Inhalts sammeln. Ich ging nie fehl. Folgt diesem Fingerzeige und ihr seyd auf dem rechten Wege. Wollt ihr etwas Verständiges, Gediegenes, das belehrt, erhebt, begeistert, für die Würde und die Rechte der Menschheit spricht, das Bessere anerkennt, das Verdienstliche auszeichnet, dem Würdigen Beifall zollt? Nehmt diese oder jene Literaturzeitung, dieses oder jenes kritische Blatt, seht was der Unverstand tadelt, der Neid vergiftet, die Gemeinheit verächtlich behandelt, die knechtische Gefallsucht, der hungrige Eigennuz, die dünkelhafte Selbstsucht mit Füßen tritt und die Inquisition als staatsgefährlich bezeichnet, sehet und wählet: ihr seyd sicher nicht getäuscht; die Wahl ist gut. Dieser Weg ist sicherer, als wenn ihr der Anerkennung, dem Lobe der Aufgeklärten und Wohlwollenden folgen wollt.

Die Feindschaft, der Haß, die Bosheit sind rasch entschlossen, gewissenlos, in der Wahl der Mittel nicht bedenklich. Die Freundschaft, die Liebe, die Anneigung sind zarter Natur, erkennen das Gute an, gehen ihm auch wohl den halben Weg entgegen. Der Haß aber, die Schlechtigkeit macht den ganzen Weg, macht ihn auch öfter, wird so nur der Zweck erreicht. Das Schaffen und Bauen erfordert Jahre, das Vernichten und zerstören nur Augenblicke. Zum Schaffen und Bauen gehört Geschick, Muth, Beharrlichket und Freude an dem gelungenen Werke, das Vielen dienen soll. Zum Vernichten und Zerstören gehört nur Verwegenheit und Wuth. Das Beste ist, was die Schlechten am innigsten hassen. Darauf verlaßt euch!

Allerdings hat man bei diesem Verfahren einen großen Eckel zu überwinden. Die Arbeit ist schwer, aber der Lohn gewiß und reich. Man bringt ein Opfer, wenn man sich entschließt, in dem kritischen Theezirkel Platz zu nehmen der hier des Beispiels wegen, Leipziger Literatur=

zeitung heißen mag *) und dem Geklatsche literarischer Basen zuzuhören, wie sie ihre saubern Verwandtschaften hegen, wie Gevatter und Gevatterinnen mit widerlicher Unverschämtheit, sich wechselseitig Artigkeiten sagen, mit derselben Unverschämtheit lästern und verläumden, was nicht im edlen Kränzchen Siz und Stimme hat, oder seine Basenwirthschaft gar lächerlich und verächtlich findet. Man bringt ein Opfer, wenn man betrachtet, wie die achtbare Wirthschaft das leichte Theewasser zubereitet, in eine der zweigefüllten Büchsen greift, die ihr zur Seite stehen, und aus der einen für liebe Angehörige und theure Verwandte groben Zucker, für gehäßige Namen aber aus der andern Arsenik nimmt, um den guten Ruf damit zu vergiften; wenn man beobachtet, wie das köstliche

*) Die gute Alte ist seitdem verschieden. Da dieser Brief geschrieben ward, war sie noch am Leben und ich hatte keine Ahnung von ihrem nahen Ende, sonst hätte ich ihrer nicht gedacht. Mit Wehrlosen kämpfen und Gefallene angreifen zeigt weder Muth noch bringt es Ehre. Ich halte es mit der Vorschrift: Laßt die Todten ruhen!

Gebräue dem verehrten Publikum das zum ergözlichen Schmause geladen ist, als ein heilsames Getränke dargeboten wird; wie die Einfalt mit Wohlbehagen schlürft, was Bosheit oder Albernheit ihr vorgesezt. Zeuge von solchem Verfahren zu seyn, ist freilich nicht angenehm; aber ohne Arbeit gibt es keinen Lohn. Will man dienliches Erz zu Tage fördern, dann steigt man auch in den öden, finstern, schmuzigen Schacht hinab. Ob diese Wirthschaft Gäste locken kann? Warum nicht? Es gibt keinen so großen Pinsel, daß er nicht Seinesgleichen fände; und ist der Betrüger nicht selbst ein Betrogener, sondern ein verschmizter Gauner, der, zu seinem Vortheil, Andere betrügt, dann läßt sich immer auf einigen Absatz, auf Kunden, die bezahlen, rechnen, was doch der Zweck der Wirthschaft ist. Leset solche Blätter! Leset und prüfet und sagt, ob ich übertreibe? Da ist Weisheit, da ist Gelehrsamkeit, Bildung und Wahrhaftigkeit, lauter Vorzüge und Tugenden, wie Muth von Wachs. Ihr braucht das Ding nicht über einen Glühofen, nicht einmal über eine Glutpfanne zu bringen, ihr seht es schon

an einem brennenden Talglichte schmelzen und zerrinnen. O Wachsmuth! Mit diesen werthen und liebenswürdigen literarischen Gevatterinnen muß ein Schriftsteller Gevatterschaft machen und halten, wenn er seinen Ruf und guten Namen nicht durch ihre Klatschereien verlieren will. Das gedenke ich auch zu thun, und bin ich nur einmal Ober- oder geheimer Ober- oder Oberstudienrath, wozu mir Gott, des Titels und des Gehaltes wegen, verhelfen wolle; denn die Studien werden sich wohl, wie bisher, selbst zu rathen und zu helfen wissen — bin ich einmal, wie gesagt, Oberstudienrath, und habe, was auch schon andere Oberstudienräthe gethan haben sollen, ein schlechtes Buch geschrieben, dann rezensire ich ein gutes Werk, das einen Ehrenmann zum Verfasser hat, sage von beiden viel Böses, und von mir und meinem schlechten Buche desto mehr Gutes. Für jene greife ich etwas tief in die Arsenikbüchse, und mein Theewasser mache ich stark mit Zucker an. Sieht mich das verehrte Publikum nun so hoch über dem Ehrenmann stehen, den ich tief unter mich herabgeklatscht, dann sagt es: Betrachtet mir

doch diesen Oberstudienrath! Das muß ein gewaltiger Mensch seyn, der selbst den Gewaltigen überwältigt hat! Die Leipzigerin, mit der ich mich bis dahin gut sezen werde, thut mir es, schon der Gevatterschaft wegen, zum Gefallen. Sie drückt ein Auge zu, daß ich ihr dem Publikum beide Augen zudrücken helfe. So muß man sich gegenseitig an die Hand gehen und die Welt betrügen, um sich ehrlich in ihr durchzubringen. Ob die Welt es glaubt? Dafür laßt mich sorgen! Glaubt sie auch das Gute nicht, das ich von mir sage, dann glaubt sie doch das Böse von meinem Ehrenmanne, dem ich zu Leibe gehe, und was der Ehrlichkeit und Wahrheit abgezogen wird, das darf sich die Schlechtigkeit und Lüge in Rechnung bringen. Die Leute glauben Alles, wenn es ihnen oft nud bestimmt gesagt wird. Der ganze Glaube des Volkes ist Tradition, achtbare Ueberlieferung Dessen, was geachtet werden muß, leichtfertiges Geklatsche alberner, unwissender und boshafter Schwätzer, das die Albernheit, Unwissenheit und Bosheit nachgeklatscht. Pakt man doch einer Generation einen Bündel Lü-

gen auf, mit der dreisten Versicherung und andächtigen Betheuerung, es enthalte lauter Wahrheit, und sie läßt sich dankbar damit beladen, und ein Geschleche schleppt es dem andern zu, und ein Geschlecht nimmt es dem andern gläubig ab, ohne prüfend hineinzusehen, und trägt es der Nachwelt zu, die sich der Vorwelt dafür verpflichtet fühlt. Wenn es nun mit der Religion, der Rechtslehre und der Politik so gehalten wird, die des Menschen Wohl und Wehe so nahe berühren, wie mag es sich mit dem Glauben in Literatur, Kunst und Wissenschaft verhalten? Ja, den Ruf möchte ich sehen, den eine tüchtige, kompakte Gevatterschaft nicht nehmen, oder geben könnte! Fraget die Geschichte die ehrlichste und ehrbarste aller Gevatterinnen, weil sie sich mit den Todten zu schaffen macht, die sie weder zu fürchten noch zu beneiden hat, die ihr nichts schenken und nichts entziehen können! Es ist ein gar leichtes, aber auch gebrechliches Ding um den Ruhm und Nachruhm, und man braucht nur eine literarische Gevatterschaft, eine Akademie bezahlen zu können, um wie Ludwig XIV der Große zu heißen. Am schlimmsten ist ein ehrlicher, gerader

Mensch daran, wenn er es mit den steifen, geschnürten Pedanten zu thun hat, die den Geist nach dem Körper messen, den Reichthum einer Ernte im Halme finden, und für groß halten, was viel Raum braucht. Diese Lastträger und Packknechte der Literatur die von dem Speditionshandel leben, und von keinem Gute wissen, das sie nicht im Kaufhause und Waarenlager aufgestapelt gefunden, diese todten Meilenzeiger und Wegweiser der Vergangenheit, für die es keinen Pfad und keine Straße gibt, als die man schon zurückgelegt, die kein Leben kennen, als das schon abgestorben ist, diese Wortklauber und Buchstabenmänner, welche die Alten zu erwecken glauben, wenn sie ihr moderndes Gebein aus den Gräbern wühlen, die sind eigentlich die wahre Pest und Cholera aller fortschreitenden zeitgemäßen Bildung, alles lebendigen Unterrichts und fruchtbringenden Wissens. Wo hätte es je einen großen Menschen gegeben, der über sein Zeitalter hinausragte, an den sie sich nicht gehängt mit der ganzen Last ihres Bleigewichtes, um ihn zu sich, oder gar unter sich herabzuziehen! Armer Shakespeare!

wie vornehm und verächtlich haben sie in ihrem gelehrten Dünkel nicht auf dich gesehen, auf dich, in dem nichts war, nicht einmal eine todte Bibliothek, sondern höchstens nur die herrliche Natur mit ihren Wunderanlagen, über die sich wohl Leihbibliotheken schreiben lassen, die aber alle Leihbibliotheken der Welt weder ersezen können, noch nachbilden lehren. Deine gnädige Königin Elisabeth, die dein Spiel und deine Spiele ergözten, liebte und belohnte den Zeitvertreib und zeichnete dich aus. Die Gelehrten aber, die Männer des Wissens ohne Weisheit, hielten mehr auf den Adel und Reinheit ihrer Kaste, und vermischten sich mit einem Menschen nicht der nichts wußte und konnte, gar nichts, nicht einmal Griechisch und Latein, mit einem Paria und Plebejer der Literatur, der, was er war, sich selbst verdankte, nichts den Ahnen und der Herrlichkeit der Vorfahren. Ben Jonson, selbst ein halber Kezer, vergab, zum Verdrusse und Aerger der orthodoxen Schulen und Hochschulen, der Würde und dem Ansehen der klassischen Bildung so viel, daß er, Ben Jonson, der gelehrte Ben Jonson, der Griechisch und La-

tein schrieb, aber auch, was freilich seinem großen Rufe Abbruch that, ziemlich gut englisch, dem gemeinen bürgerlichen Natursohne Shakespeare als dramatischem Dichter, die Ehre der linken Hand gönnte. Für ebenbürtig hielt er ihn nicht, auch nicht einmal als Dichter; und als Gelehrter gehörte er ganz dem dritten Stande des gesunden Sinnes, des gemeinen Menschenverstandes, der naturkräftigen Selbstständigkeit an, die, was sie ist, durch sich selbst ist, nichts durch erborgten Schmuck und altväterisches Vermächtniß. Diese geist- und gemüthlosen Pedanten, die das große Alterthum, wie die Anatomie den Menschen behandeln, an dem diese erst lernt, wenn er eine Leiche ist; welche die Vergangenheit darzustellen und der Gegenwart und Zukunft lehrreich vorzuhalten meinen, wenn sie aus ihr ein Präparat gemacht und sie mit dem Messer des Prosektors zerlegt haben, die Eunuchen einer mannhaften Vorzeit, der sie gleich zu werden hoffen, wenn sie ihr die eigene Menschheit opfern, um ihr wie Sklaven eines Harems zu dienen, dessen Schönheiten sie wohl hüten, aber nicht genießen können: diese Schrift-

gelehrten, Buchstabenweisen, Philologen, Sprachscheidekünstler und Zergliederer, die in dem Längenmaaß der Sylben die Dichtkunst, in dem Gerüste und Bretterwerke des Periodenbaues die Beredsamkeit und in dem Apparate der geistigen Folterkammer einer feinen Dialektik, die dem Verstande das Bekenntniß der Wahrheit durch die Tortur abnöthigen soll, die Philosophie finden, diese seelenlosen und stumpfsinnigen Gelehrten, die das Buch zum Spiegel der Natur machen, dieses aufgeblasene, leere Volk, das dem Frühlinge der Bildung nachzieht, von seinen Blüthen zehrt und sie beschmutzt, und so die bessere Jahrszeit wohl verkündet, aber nicht hervorruft, wie es sich rühmt, diese Scuderi und Gottschede, und ihre Jünger und Schüler, die noch tief unter ihren Meistern stehen, die Unternehmer und Gehülfen der kritischen Theewirthschaften haben Shakespeare behandelt, wie sie jedes hervorragende Talent, wie sie alles Große und Ausgezeichnete behandeln, das nicht mit ihrer Gemeinheit in Wahlverwandtschaft steht, oder ihr sich nicht unterordnen will. Shakespeare hat es nun überstanden, nachdem er die Sünde

seiner Ueberlegenheit im Fegefeuer der Kritik abgebüßt. Katholisch war er, das ist nun nach langem gelehrtem Forschen und Suchen glücklich herausgebracht: katholisch war er, und zerplazten vor Aerger auch die Sachsen und Hannoveraner und Altpreußen und das ganze gelehrte Deutschland, das lange vor der Reformation protestantisch, wie die französischen Royalisten schon unter den Merovingern und Karolingern den Bourbons auf Tod und Leben ergeben gewesen. Aber, wie gesagt, auch der große Shakespeare dem jetzt, wie einem gekrönten Haupte, das, gegen alle genealogische Berechnung, zum Throne gelangt ist, die Höflinge und Glücksritter, und die gemeinen Leute, die vornehm werden möchten, verwandt seyn wollen, auch er hat es sich sauer werden lassen, und diente recht wie ein bürgerlicher ohne Schutz und Empfehlung, vom Gemeinen hinauf. Da er starb ward an ihn und seine Werke von denen man nicht einmal weiß, was ihm angehört, wenig gedacht. Er erhielt einen Grabstein, wie andere ehrliche Leute. Einige Jahre später, da seine Persönlichkeit so

ziemlich vergessen und gleichgültig geworden war, sezten ihm dankbare Verwandte, die er, wie sich selbst, mit zeitlichem Gute bedacht und gesegnet hatte, ein einfaches Denkmal. Hundert und fünf und zwanzig Jahre später gelangte auch England zu rechter Erkenntniß und Würdigung seines größten Dichters und errichtete ihm ein stattliches Monument in der Abtei von Westmünster, wo das Vaterland die Ersten und Besten seiner Söhne nach ihrem Tode versammelt. Die Ersten und Besten nämlich, wie es sie erkannt; denn die Ersten und Besten der Menschheit schlafen verkannt oder unbeachtet. Diese ist weder einsichtsvoller, noch gerechter und dankbarer, als es Athen und Rom gewesen. Ihre würdigsten Scipionen ruhen in fremden Boden auf den das Vaterland sie verstoßen. Manchmal sucht die Nachwelt die Schuld der Vorzeit abzutragen und vergöttert Die, welche diese gekreuzigt hat. Das geschieht manchmal, wenn der Verurtheilte so glücklich ist, daß die Nachwelt den Einfall hat, das Urtheil der Zeitgenossen einer Revision zu unterwerfen. Shakespeare war einer der Glücklichen, und daß er

es in kurzer Zeit so weit gebracht, dürfte befremden, wenn man nicht wüßte, daß der so gefeierte Dichter, dessen gesammelte Werke fünf- und vierzig Jahre dem verzweifelnden Verleger auf dem Lager geblieben waren, sein rasches Glück und schnelle Standeserhöhung, seinen vornehmen Patronen Pope, Addisson, Johnson und Andern, vor denen das wortgelehrte und buchstabenweise Philisterium doch einige Achtung hatte, verdankte. Gegen die Teufelsadvokatur kam endlich die Stimme der Gerechtigkeit auf, und auch dem Himmel ward einmal sein Recht, das die Hölle sich sonst so leicht nicht nehmen läßt. Nachdem jene berühmten Britten, die auch Gelehrte waren, und zwar rechte Gelehrte, nicht blose Oberschul- und Oberstudienräthe des Titels und Gehaltes wegen, nachdem Pope, Addisson, Johnson und Andere von ähnlichem Gewichte, das Leipziger Theewasser, in dem der gute Shakespeare ersäuft lag, abgelassen, von dem kritischen Arsenik gereinigt und gehörig mit Zucker versezt hatten, erholte sich der Scheintodte, und stand endlich zum ewigen Leben des Ruhmes auf.

In Deutschland erwiesen ihm Lessing, Göthe und Andere dieselbe Freundschaft, und da hier jeder Gottesdienst leicht in einen Götzendienst ausartet, so kamen Priester und Leviten vor den zudringlichen und lauten Pfaffen, wie das gewöhnlich geschieht, bald nicht mehr zum Worte, und die vernünftige Liebe verkehrte sich in Affenliebe. Gottsched, der große Gottsched hatte, wie Scuderi gegen Corneille, das Seinige gethan, um die Anerkennung Shakespeare's zu verhindern, aber der große Gottsched ward mit der Zeit in demselben Maase kleiner, als der kleine Shakespeare immer größer ward. Gottscheds Theewirthschaft ist eingegangen und vergessen, da die Firma Shakespeare ihren Ruf begründet hat.

Wird es dem Verdienste so schwer, sich in Literatur, Kunst und Wissenschaft, um die sich irdische Macht und Größe selten kümmert, als höchstens um sie im Gefolge ihres glänzenden Hof-Staats zu sehen: welche Schwirigkeit muß erst der Weise und Gerechte zu überwinden haben, der die Wissenschaft vom Himmel auf die Erde

ruft, um die verworrenen Angelegenheiten derselben etwas zu ordnen? Die Kunst, die Wissenschaft, die keine Eitelkeit verlezt, vielmehr ihr dient, wo es der Anstand gestattet, keinem gewaltigen Mißbrauche, keinem verkehrten und verdrehten Rechte entgegentritt, darf sich hienieden glücklich preisen; es wird ihr freilich auch sauergemacht, und die Scuderi, Gottsched und Konsorten quälen sie mit allen Drangsalen der Gemeinheit, des Unverstandes und der Albernheit; aber wo es die Interessen des Menschen und des Bürgers gilt, wo es sich nicht um die Mittel und Wege einer luftigen idealen Unsterblichkeit, sondern um die zeitlichen einer wohlbeleibten, handgreiflichen, bequemen Wirklichkeit handelt, da wird es ernster, bedenklicher, meine Freunde, und das leichte Theewasser kann zum kräftigen Schierling werden, und man rezensirt nicht blos mit giftiger Tinte, die den Ruf tödtet, sondern auch mit Galgen, Schwert und Frohnveste, und mit dem Geiste wird der Leib gemartert und gemordet. Die Scuderi und Gottsched, die Zoilus und Thersites und die Theewasser-

krämer sind köstliche, liebe Leute gegen die Anytus und Melitus. Ich kenne sie; Ihr auch? Es ist nicht gut, von ihnen reden; jezt gar nicht. Darum sollen auch die Scuderi und Gottsched, es sollen selbst die Theewasserkrämer leben, die noch lange keine Scuderi und Gottsched ihrer Zeit sind! Dazu fehlt ihnen die ausgebreitete Gelehrsamkeit dieser Männer, die doch etwas gelernt hatten, und sogar Vieles, wenn sie auch selbst und die Welt nicht recht wußten, was mit dem vielen Gelernten anzufangen sey. Indessen soll dieser kleine Umstand, meine ich, der Theewirthschaft keinen Abbruch thun, und die Kundschaft nicht vermindern. So lange das Sprichwort wahr bleibt, daß Gleiches, Gleiches sucht und sich zu ihm gesellt, wird die Gemeinheit die Gemeinheit suchen und sich mit ihr verbinden. Die Erscheinung einer großen, edeln Natur hat für die Kleinen und Niedern etwas Demüthigendes, das ihm ein ewiger Vorwurf scheint. Man sucht dies peinigende Gefühl los zu werden und erniedrigt das Hohe, verlästert das Edle, tadelt, entstellt und verleumdet. Wagt es nur immer

auf die Verbannung Aristid's anzutragen! Sie geht durch. Die schlechten Athener haben hundert schlechte Gründe, das Urtheil zu rechtfertigen. Die Guten wird es ärgern, daß der Mann vor Allen der Gerechte heißt; dieses Gefühl schlummert in des Menschen Brust; man darf es nur wecken, und die Besten mögen gegen es auf ihrer Hut seyn!

So hoffe ich meine Aufgabe gelöst zu haben, in wie weit ich ihr gewachsen war. Es hat bisher an einer Apologie der Kritiker und der Kritik, wie jene diese herkömmlich treiben, gefehlt; ich habe dem Mangel abgeholfen und der Noth gesteuert, und rechne auf die Gegendienste Derer, welchen ich gedient, auf ihre Dankbarkeit, wie sie in der Natur des Menschen liegt. Die kritische Theewirthschaft hat Lebensart, und wird den Besuch, den ich ihr gemacht, erwiedern. Sie darf auf meine Angst zählen, mich unter ihr Theewasser gesezt zu sehen. Ach, es ist eine große Noth, die Wassersnoth! Die ehrbare Gevatterschaft wird, so vermuthe ich, die Büchse hoch mit Arsenik füllen, um mein Theewasser damit reichlich zu bedenken. Dar-

über aber muß ich heimlich lachen; denn dieses Gift wirkt nicht auf mich: Erfahrung und Nachdenken, die mütterliche Natur und Studium haben mich sicher und fest gegen es gemacht durch ein Gegengift, das, in verschiedenen Abstufungen, Gleichgültigkeit, Verachtung und Ekel heißt. Ehre, dem Ehre gebührt! Ehre auch dem ehrenwerthen Kritiker! der Einfalt Mitleid, der Dummheit Gleichgültigkeit, der Schlechtigkeit Verachtung und Haß!

Achtundzwanzigster Brief.

Den 7. Februar 1833.

Es wird nicht besser, es kann nicht besser werden, wenn wir den Weg verfolgen, den wir gewählt. Alle Verhältnisse verwickeln und verwirren sich immer mehr, statt sich zu entwickeln und zu ordnen. Der Prozeß, durch den die Zersezung und Scheidung der Elemente des öffentlichen Lebens vor sich geht, währt fort, und wird durch die Art, wie man dabei verfährt, stets gesteigert. Wie soll das enden? Welche Ernte wird unsern Kindern, unsern Enkeln reifen: bauen und pflanzen wir auf diese Weise fort? Welch Erbtheil erhalten sie von uns, führen wir den Haushalt weiter, wie wir bisher gethan? Gibt es keinen Faden, an dem wir uns selbst und unsere Nachkommen, aus dem Labyrinthe retten, in dem wir die Beute des scheußlichsten Ungeheuers, der Anarchie oder des De=

spotismus werden müssen? Wäre eine friedliche Ausgleichung des Zwistes, der die europäischen Staaten theilt, das Familienleben der Nationen zersplittert, und die verschiedenen Stände, wie in zwei feindliche Lager scheidet, unmöglich, dann bliebe uns nichts, als die schreckliche Aussicht auf einen Todeskampf der Gesellschaft, auf eine Katastrophe, wie keine in solchem Umfange und in solcher Tiefe seit der Völkerwanderung unsern Welttheil heimgesucht. Der erste Kanonenschuß, der als ein Allarmschuß der aufgeschreckten Völker fiele, könnte die Losung zu einer die ganze gesellschaftliche Ordnung in Frage stellenden, bis in die Tiefen wühlenden Weltschlacht seyn. Aber ist eine friedliche Ausgleichung nicht möglich? Wehe uns, wenn sie es nicht wäre, und der gordische Knoten den die Zeit geschürzt, und die menschliche Verkehrtheit verworrener zusammengezogen hat, nur durch das Schwert gelöst werden könnte! Die jetzt auf das Schwert, als den lezten Entscheidungsgrund ihres guten Rechts gestüzt, trotzig einen solchen Ausgang wünschen und herbeizuführen suchen, mögen dann zu spät ihre

Täuschung erkennen. Ist sie aber wirklich unmöglich, diese Ausgleichung? Wie! Hat man sie ernstlich gewollt, einen Versuch gemacht, der den ernsten Willen gezeigt, ihm entsprochen hätte?

Ein großer Feldherr, der auch ein großer Mann gewesen, und Frankreich zur höchsten Stufe von Macht und Ruhm erhoben hatte, ertheilte einem seiner Unterfeldherrn einen schweren Auftrag, den dieser glücklich auszuführen wenig Hoffnung hatte. Es ist unmöglich, war seine Antwort. Unmöglich? fragte der Feldherr, der Ausdruck ist nicht französisch. Dieser Vorwurf kränkte, der Nationalstolz fühlte sich verletzt und gereizt, die Unternehmung ward versucht und das Unmögliche gelang. Unmöglich! der Ausdruck ist wenigstens nicht männlich. Das Reich des Unmöglichen wird durch Einsicht, Muth und Beharrlichkeit in gar enge Grenzen eingeschlossen. Der vernünftige Wille strebt nur nach Erreichbarem, und Entschlossenheit und Klugheit wird mit Erfolg nach Allem streben, was erreichbar ist; und in diesem Sinne kann der Mensch wirklich, was er will. Das

Gebiet des Unmöglichen erweitern böser Wille, Muthlosigkeit und Dummheit ins Unendliche. Hat man es versucht, mit Ernst, in guter Absicht, zum Ziele zu gelangen? Hat man es mit Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit versucht, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen? Die Hand aufs Herz! Mittel jeder Art sehe ich angewendet — und zwar, man mißverstehe mich nicht, nicht bloß von einer Seite — veraltete Kunstgriffe erneut, jede Art von Täuschung von den Einen, jedes Mittel der Macht von den Andern aufgeboten, hier um zu überlisten, dort um zu erzwingen. Die Täuschung aber, welche die List geübt, der Zwang, den die Macht bewirkt, wurden durch List und Macht wieder aufgehoben, wenn der Getäuschte und der Unterworfene die Mittel der Täuschung und der Unterwerfung in Händen hatte. List und Macht legen keine Verpflichtung auf; man ist der Unterworfene, so lange man der Besiegte ist. Es ist kein glücklicher Eingang zur Schlichtung eines Familienzwistes, wenn die Glieder der Familie sich gegenseitig beschuldigen, den Zwist herbeigeführt zu haben. Die Beschuldigungen kön-

nen nur reizen und erbittern, und was dienen sollte, den Streit zu enden, dient nur, ihn mit gesteigertem Hasse fortzusetzen. Darum reden wir nicht von dem, was bisher unter uns geschehen, von den Vorwürfen, Klagen und Beschwerden, die jeder Theil vorzubringen, von den Rechten, die er geltend zu machen hat. Lassen wir die Todten ruhen, und denken an das Loos der Lebenden! Vermeiden wir alle Persönlichkeit, wo sie der Sache, um die es zu thun ist, Nachtheil bringen kann! Höret auch nicht mich, dessen Stimme für euch ohne Einfluß und Bedeutung ist! Höret die Geschichte!

In Rom hatten sich die Patrizier und Plebejer in dem Grade entzweit, daß der Zwiespalt sollte er unheilbar seyn, dem Staate den gewissen Untergang brachte. Die Plebejer, verarmt, von ihren Gläubigern mißhandelt, von dem Stolze der Patrizier gedemüthigt, von der Habsucht der Reichen ausgesogen, von dem Uebermuth der Gewaltigen zur schmachvollen Dienstbarkeit hinabgestoßen, stellten dem Senate in wiederholten Bitten ihr tiefes Elend vor, den Mangel in dem sie lebten, und die Unmöglichkeit, ihre darbenden Familien zu nähren.

„Nachdem sie Rom von der Herrschaft der Tarquinier und fremder Dienstbarkeit mit ihrem Blute und Vermögen befreit, seyen sie die Sklaven und Knechte ihrer eigenen Mitbürger geworden. Wo es gelte, dem Vaterlande Leben, Ruhe und Eigenthum zu opfern, da kenne man sie, und halte sie zu solchem Opfer für gut genug. Befinde sich der Staat in Gefahr und Noth, dann erkenne er sie als seine Kinder an; handle es sich aber um Genuß, Ehre, Auszeichnung, Herrschaft und Vermögen, dann betrachte man sie wie Fremde, wie Eingedrungene, wie eine verächtliche Zugabe des Bodens, den sie für ihre Tyrannen bauen müßten. Warum sie denn weiter die Willkühr und den Druck habsüchtiger und grausamer Herren ertragen sollten? Was sie ferner an ein Vaterland fesseln könne, in dem sie nichts besäßen, keine freie Hufe Landes, nur harte Dienstbarkeit? In der Fremde fänden sie wenigstens ihre grausamen Gläubiger nicht wieder.“

Der Senat erwog die Gefahr, in der er sich befand, wollte Rom nicht untergehen lassen, aber auch die Vorrechte und Vorzüge seines

Geschlechtes und Standes nicht aufgeben. Er berieth in seiner Weisheit, und beschloß, was die Umstände geboten; opferte auf, was er nicht behaupten konnte, fest entschlossen, das Aufgegebene bei günstiger Gelegenheit wieder zurückzunehmen. Weise Männer verlangten, was das Recht und das Wohl des Vaterlandes gebot; aber das Recht mußte dem Eigennutze und der Habsucht, die Mäßigung und Besonnenheit der Leidenschaft, und die Weisheit der Thorheit weichen. Es gab gerechte und weise Männer, die etwas Größeres, Heiligeres erkannten, als was der Eitelkeit zusagt, dem Stolze schmeichelt, den Reichthum mehrt, und die zeitliches Gut nicht als das höchste Gut des Menschen suchten. Solche Männer hat wohl jede Zeit; aber sie bilden auch in jeder Zeit die Minderzahl, und so gehen die Angelegenheiten der Welt, wie man sie gehen sieht. Die erhaltende Partei im Senate vertrat ein kühner, kräftiger Mann, für den reine Sitten und ein unbescholtenes Leben zeugten: doch war er hart, wußte wenig von Menschlichkeit, sah den Menschen nur im Bürger, die Welt in Rom, und

Rom in seinem Stande. Dieser Senator hieß Appius Claudius; er sprach in der ernsten und wichtigen Sache, wie folgt: „Auch ich theile das Gefühl für das Elend und die Noth der Bedrängten, die ich mit jedem Tage auf Kosten meines Vermögens zu erleichtern und zu unterstützen bemüht bin, muß aber in dieser Versammlung feierlich erklären, daß die Gerechtigkeit gebietet, den Gläubigern den ganzen Beistand der Gesetze gegen ihre Schuldner zu sichern; denn die Gerechtigkeit ist die festeste Grundlage des Staates. Die Schulden mindern oder tilgen hieße Treue und Glauben vernichten; und welches Band bliebe dann, das die menschliche Gesellschaft zusammenhält? Selbst das Volk, für welches man jetzt diese Maßregel verlangt, würde ihr erstes Opfer seyn, weil sie die Folge haben würde, daß bei neuer Noth die Begüterten den Nothleidenden jeden Vorschuß versagen würden. Mit den Klagen des Volkes muß man es übrigens so genau nicht nehmen; sein Murren bringt vielleicht weniger Gefahr, als die Unzufriedenheit der Reichen und Großen bringen könnte, die nun ver-

lieren sollen, was sie durch Sparsamkeit und Mäßigkeit erworben. Mag der gemeine Haufen mißvergnügter und ewig unruhiger Menschen seinen Dienst dem Vaterlande aufkündigen! Was verliert es? Einen Haufen stark an Zahl, schwach an Kraft, reich an Masse, arm an Gehalt. Wisset, daß es nur Ein sicheres Mittel gibt, dem unbescheidenen Murren vorzubeugen — die Verachtung. Sieht man auf die Meutereien mit der stolzen Sicherheit, die wir nicht verläugnen dürfen, dann kehrt der getäuschte Trotz zur Bitte zurück, um von der Milde zu erflehen, was er von der Schwäche nicht erzwingen konnte. Es ist übrigens nicht blos die höchste Ungerechtigkeit, den Mangel, nur zu oft durch Müßigkeit und Schwelgerei verschuldet, an den Reichthum anzuweisen, der durch Fleiß und Mäßigung erworben worden; es ist, was wir noch ernstlicher bedenken mögen, ein Schritt, der zur Auflösung aller gesellschaftlichen Unterordnung führt, ohne die kein Staat besteht. Die Gefälligkeit gegen die Wünsche des Volks, wie man das meuterische Verlangen nennt, ist nichts, als eine schlecht verhüllte

Schwäche, welche die Meuterer selbst fühlen und gewiß benützen werden, um den ersten nicht unmäßigen Forderungen die unmäßigsten folgen zu lassen. Das Volk ist so: je mehr es erhält, desto mehr wird es verlangen, und es selbst sezt seinen Wünschen und Launen keine Schranken, wenn sie ihnen die Gerechtigkeit nicht sezt. Wollt ihr übrigens den innern und den äußern Feinden Roms einen würdigen Begriff von dessen Macht geben, dann behandelt die meuterischen Umtriebe eines zügellosen Volkes mit gerechter Strenge, und bestraft an ihm die beleidigte Majestät des Senats. Welch' ein Zustand, wenn man nicht weiß, wer mehr zu fürchten ist, der eigene Bürger oder der auswärtige Feind! Uebrigens bin ich weit entfernt, diesen Geist des Aufruhrs als eine Wirkung des Elends, das im Volke herrschen soll, zu betrachten, er ist die Folge einer zügellosen Frechheit, die weder Gesez noch Unterordnung anerkennen will, und der die Meuterer den Namen Freiheit geben. Die ersten Zugeständnisse, welche die Schwäche, die man Milde heißt, der Noth machen würde, hätten die Wirkung, daß sie

die Noth vermehrten, der man durch neue Zugeständnisse wieder abzuhelfen hofft, und die erste bescheidene Bitte um eine Gnade würde bald eine unverschämte Forderung werden, die ein Recht verlangt. So hat euere eigene Nachsicht die Anmaßung genährt und groß gezogen, und ihr dürft sie nur weiter nähren, um ihre Stärke endlich fürchten zu müssen. Wird nicht jezt schon das Ansehen der Consuln ungestraft verkannt? und welche Ordnung, ich frage, welche Ordnung kann bestehen, in dem Staate, wo die Aussprüche und Erkenntnisse der Beamten den Launen und der Raserei des Pöbels sich unterordnen sollen? Man wirft mir vor, ich hasse das Volk, und liebe nur meinen Stand, und ich und Männer von meiner Gesinnung hätten diesem Stande alle Macht im Staate zugewendet. Dieses Verbrechen, Edelste der Senatoren, theile ich mit euch; ja, ich habe es begangen. Die Gewalt ist euer, und ihr werdet nicht Thoren seyn, sie einem zügellosen Volke auszuliefern, dieser reißenden Bestie, dem Volke das nur auf die hört, welche ihm schmeicheln, dessen Sklaven aber nur zu oft seine Tyrannen

werden. Ich erkläre und wiederhole es darum, daß die Geseze eines Staates ändern, seine Grundlagen erschüttern heißt, und daß man Privatverträge nicht verletzen kann, ohne den Urvertrag selbst zu verletzen oder aufzuheben, durch den die ersten Vereine unter den Menschen entstanden sind. Wolltet ihr jezt Aufrührern bewilligen, die im Begriffe sind, ihre Waffen gegen das Vaterland zu kehren, was ihr unterwürfigen Bürgern und Soldaten, die unter euern Fahnen fochten, abgeschlagen habt, dann bedenket, bedenket wohl, welchen Weg ihr einem Heere von Forderungen, die nachfolgen werden, zeigt und anweiset. Und was könnte uns dazu bestimmen? Die Gefahr? Sie liegt einzig in unserer Unentschlossenheit. Ja, Senatoren, unsere Schwäche ist die Stärke dieses Volkes, unsere Nachsicht macht es verwegen, in unserer Feigheit besteht sein ganzer Muth. Es wird seine Forderungen mit unserer Bereitwilligkeit sie zu bewilligen steigern, und damit enden, daß es sich an unsere Stelle, und uns an seine sezt. Geben die Schuzgötter Roms daß die Herrschaft nicht einmal jenem schlech-

ten Pöbel zufallen möge, dessen Uebermuth dann euere Schwäche strafen, und euch selbst aus dem Vaterlande verbannen wird, in dem ihn euere Nachsicht geduldet hat! Was ihr nun auch beschließen möget, ich kann nur oft meine ausgesprochene Ueberzeugung wiederholen: das Elend eines treuen unterworfenen Volkes verdient Rücksicht; mit Aufrührern aber zu unterhandeln, ist höchst gefährlich."

Man glaubt vielleicht, ich hätte mit alten Namen die Geschichte einer neuen Zeit erzählt? Nein, ich habe wörtlich übersezt, was Appius gesprochen, und in dem, was er gesprochen, ist Weisheit, große Weisheit, aber patrizische, nicht menschliche, nicht einmal römische Weisheit, wie sie der Zustand Roms verlangte, und wie sie Rom retten konnte. Wir haben in unsern Tagen mehr als einen Appius Claudius gehört, und in dem, was sie gesprochen, ist Weisheit, große Weisheit, aber patrizische, nicht menschliche, nicht einmal europäische Weisheit, wie sie der Zustand Europas verlangt, und wie sie Europa retten kann. Die Meinung des Appius fand großen Beifall im Senate, und

sie sprach auch alle senatorischen Gesinnungen und Interessen so befreundet an, daß der Redner wohl die Wünsche der größern Mehrheit offenbaret hatte; nur besaß die Mehrheit den Muth des Redners nicht, diesen Wünschen nachzukommen. Es drängte gerade äußere Gefahr, die bedenklicher als die innere schien, und so suchte man, wie es natürlich ist, das Nächste abzuthun, und ließ unterdessen das Ferne näher kommen. Die benachbarten Völker Roms, die vielfältige Beleidigungen zu rächen hatten, hielten den Augenblick für günstig, die Macht eines Staates zu brechen, der mit Recht und Unrecht, aber mit Klugheit und Entschlossenheit, der Herrschaft Italiens entgegenging, die zur Weltherrschaft werden sollte. Auch begriffen diese Staaten, daß Rom nur durch sich selbst fallen könne, wie denn alles Große gewöhnlich nur sich selbst zerstört, und durch den eigenen Mißbrauch untergeht. Die innere Spaltung gab den äußern Feinden Hoffnung, die Rom bekriegten. Der Senat aber gewann das Volk durch geringe Zugeständnisse und große Verheißungen. Das Volk lebt wie das Kind, in

der Gegenwart, wird von dem Augenblicke beherrscht, und weiß wenig von der Vergangenheit. Darum ist es auch so leicht zu erbittern, als zu versöhnen, und so unbesonnen in seinem Hasse, wie in seiner Liebe, vergißt schneller, als der einzelne Mensch und lernt noch weniger. Die Feinde wurden besiegt, und so wie die Noth vorüber war, welche die Zugeständnisse und Verheißungen geboten hatte, war auch die Lust vorüber, sie zu erfüllen. Man war im Gegentheil darauf bedacht, ähnlichen Verlegenheiten vorzubeugen, und dem Volke die Kraft zu nehmen, von seinem Widerstande in Zukunft wieder Gebrauch zu machen. Das Unvermögen zu widerstehen, ist die sicherste Bürgschaft der Folgsamkeit. So denkt die Gewalt, so dachte der Senat, der sich nun wieder im Besitze der Gewalt befand. Es ist immer wieder die alte Geschichte mit veränderten Namen, im alten Rom nicht neu, im neuen Rom nicht alt. Wir haben Aehnliches auch anderswo gesehen.

Wer auf den Wechsel der Zeiten baut, muß auch erwarten, daß mit demselben Wechsel sein Bau zusammenfällt. Die Klage verstummt,

wenn man ihr Schweigen gebieten kann, wird aber um so lauter und ungestümer, wenn sie wieder zum Gebrauche der Sprache kommt. Die Patrizier und Plebejer trieben es patrizisch und plebejisch fort, und jeder Theil benuzte die Gunst des Augenblicks, wie er sie ihm bot. Wo das Unheil wuchernd um sich griff, beschnitt es die Macht; da aber die Wurzeln tief im Boden lagen, der ihnen frische Nahrung gab, breitete das Unheil sich wieder üppig aus, wenn die Gewalt es nicht erreichen konnte. Verheißungen wollten es nicht mehr thun; das oft gebrochene Wort fand keinen Glauben. Da regten sich die äußern Feinde wieder. Es galt nun eine neue Täuschung zu erfinden; die Noth ist erfindungsreich, und alles Neue täuscht, besonders das Volk, dem eine Veränderung seiner Lage gern als eine Verbesserung erscheint. Das Neue gibt der Hoffnung Raum, und die Hoffnung beglückt bis auch sie oft genug getäuscht, das Neue zum Alten macht. Es ward in der dringenden Gefahr ein Diktator erwählt, ein wohlgesinnter Mann, Valerius, dem Volke durch keine Erinnerung zuwider, obgleich er über sie-

benzig Jahre zählte und Consul gewesen war. **Valerius**, ehe er dem Feinde entgegen gieng, gab dem Volke die feierliche Versicherung, daß nach dem Kriege ihm volle Gerechtigkeit werden solle. „Und bis dahin,“ sprach er, „erkläre ich, Kraft der Gewalt, die meiner Würde zusteht, euere Personen, euere Güter und euere Habe für frei. Ich hebe die Wirkung jeder Verbindlichkeit auf, die man gegen euch geltend machen könnte. Folgt mir nun um neues Land zu gewinnen, das euch der besiegte Feind abtreten soll.“ Der Feind ward geschlagen, und die Zusicherung des Diktators durch die Ränke des Senats vereitelt. Der greise **Valerius** legte seine Würde nieder, und stand vor dem Volke als ein Lügner. Er sprach in dem Senate die denkwürdigen Worte: „Ihr liebt mich nicht; ich bin euch zu gut für das Volk gesinnt. Gebe der Himmel, daß alle Freunde des Volks, die nach mir kommen werden, mir gleichen und dieselbe Mäßigung zeigen mögen! Aber erwartet nicht von mir, daß ich Bürger betrüge, die vertrauend auf mein Wort, die Waffen ergriffen, und mit ihrem Blute den Sieg über euere

Feinde erkauft haben. Ein äußerer Krieg und unser innerer Zwist waren Ursache, daß die Republik mich mit der Dictatur beehrt. Der äußere Friede ist erkämpft; den innern wieder herzustellen werde ich verhindert; so ist der Zweck meines Auftrags vereitelt und ich habe beschlossen, meine Würde niederzulegen. Zeuge des Aufstandes will ich lieber im Privatstande als mit dem Titel eines Dictators seyn.“ Dem Volke dankte Valerius für seine geleisteten Dienste, und rühmte den Muth, mit dem es den Feind bekämpft. Dann sprach er zu ihm: Ihr habt als wackere Bürger eure Pflicht gethan. An mir wäre es jezt, das Wort zu lösen, das ich euch gegeben; aber eine finstere Macht, die stärker als die des Dictators ist, vereitelt mein aufrichtiges Streben. In dieser Lage, wo ich euch keine Gerechtigkeit verschaffen kann, lege ich freiwillig eine Würde nieder, die für mich ohne Nutzen ist. Ich zähle in die siebenzig Jahre und fühle die Last des Alters. Glaubt indessen einer meiner Mitbürger darüber Klage führen zu können, daß mein gegebenes Wort nicht gehalten worden, dann

überlasse ich ihm gern die wenigen Tage, die mir noch bleiben; er mag sie hinnehmen; ich werde mich darüber nicht beschweren, noch Widerstand leisten.“

Was ist das für eine finstere Macht, die stärker ist, als die des Dictators? stärker als die gesetzmäßige Gewalt des Staates? Wir kennen sie; ihr verderblicher Einfluß hat sie genug bezeichnet. Und sollte in Zeiten, die uns so nahe sind, nicht mehr als ein Fürstenherz die edlen Gesinnungen des Valerius getheilt und seinen Schmerz empfunden haben, weil es ihm nicht erlaubt gewesen, sein aufrichtiges Streben zu bethätigen? Daran glaube ich, wie an den Einfluß der finstern Macht. Aber diese finstere Macht war mächtiger, als die fürstliche. Ich fahre in der römischen Geschichte fort: Jezt war der Damm gebrochen, der dem anschwellenden Strome des Zorns, der zur Wuth hinaufgetrieben worden, Schranken gesezt hatte. Das Volk zog aus Rom, und lagerte sich in dessen Nähe, auf einem Berge der von dieser Zeit an der heilige hieß. Es hatte sich ein solcher Schrecken der Stadt bemächtigt, daß,

da gerade die Zeit der Wahl der neuen Consuln eingetreten war, auch nicht Ein Römer sich um diese Würde bewarb, die von Allen, denen man sie antrug, sogar ausgeschlagen wurde. Der Senat hielt es nicht unter seiner Würde, Abgeordnete nach dem heiligen Berge zu senden, um mit dem Volke zu unterhandeln. Dieses aber, seiner Lage, und des oft gebrochenen Wortes seiner Quäler eingedenk, schien nicht geneigt, den versöhnlichen Vorstellungen Gehör zu geben. Da hatte Menenius Agrippa den glücklichen Einfall, sich an das Volk in seiner Sprache zu wenden, und auf eine Weise zu ihm zu reden, die seinem Fassungsvermögen am angemessensten ist. Er erzählte: „Die Glieder des menschlichen Körpers geriethen einmal in Streit über die ungleiche Vertheilung von Genuß und Arbeit, die jedem derselben zugefallen. Wir, sagten die Hände und Arme, müssen heben, legen, tragen, sogar Trank und Speise zu dem Munde bringen, der sich das Dargebrachte als einen schuldigen Tribut gefallen läßt. Ich habe nichts davon, rechtfertigte sich der Mund, als die Mühe, die

Nahrung zuzurichten, um sie dem faulen Magen bereitet mitzutheilen. Die Füße fanden sich über die Gebühr angestrengt, durch den Dienst, den sie den ganzen Tag hindurch zu thun hatten. Und zu welchem Zwecke, riefen sie, sind wir verurtheilt, die Boten und Läufer Anderer zu seyn? Und wir, klagten die Schultern, müssen wir nicht die schwersten Lasten tragen? Was haben denn wir davon? Jedes Glied, hatte so seine Beschwerde, und brachte sie vor, und es zeigte sich, daß Alle die Knechte des trägen Magens seyen, der in behaglicher Ruhe wie ein Gebieter sich bedienen ließ. Diesem Tyrannen riefen sie, sollen wir unterthänig seyn, und die Last der Arbeit und der Entbehrung tragen, damit er müßig schwelge! Kündigen wir ihm jede Dienstleistung auf und seyen frei! Sie wollten und sie waren es. Hände, Füße, Mund und Schultern thaten nichts und feierten vergnügt. Es ward nicht gegangen, nicht gekaut, nicht getragen, und das behagte dem freigewordenen Leibe sehr. Doch allmählig stellten sich Durst und Hunger ein; aber

Hände und Mund wahrten ihre Freiheit, und dem Magen, so ungestüm er auch mahnte, ward nichts gegeben. Da trat eine allgemeine Ermüdung und Erschöpfung ein, obgleich keine Anstrengung sie erzeugte. Die Glieder wurden schwach und mager, und den ganzen Körper bedrohte eine nahe Auflösung. Die Glieder wurden sehr besorgt und wollten noch einmal zu Rathe gehen. Da sprach der Magen: „Ihr Thoren, begreift ihr denn nicht, daß ihr euch selbst den Dienst versagt? daß es ein grober Irrthum von eurer Seite ist, wenn ihr glaubt, ihr dientet mir, da wir uns gegenseitig dienen? Ihr führt mir allerdings Trank und Speise zu, die ich in müßigem Wohlbehagen, wie ihr meint, verzehre; aber das Verzehrte und Verdaute liefere ich euch als Nahrungsstoff und Lebenskraft. Thue ich darum weniger als ihr? Das war den übrigen Gliedern, in dem Zustande, in dem sie sich befanden, sehr begreiflich. Die Noth half, wie das gewöhnlich geschieht, der Einsicht gewaltig nach. Auch ließ es sich weder läugnen, noch bestreiten, daß jedes einzelne

Glied im Dienste des gesammten Körpers stand, und indem es Andern zu dienen schien, doch sich selbst diente.“

Das Volk verstand den ganzen schweren Inhalt der Erzählung und wußte ihn auch anzuwenden. Es kam zur Unterhandlung, und die Unterhandlung führte zur Verständigung. Es liegt auch ein großer Sinn in der einfachen Erzählung, ein ganzes Staatsrecht mit der Staatsklugheit. Da finden wir verschiedene Stände und Menschen, mit verschiedener Beschäftigung, verschiedenem Berufe, die dem Einen schwer, dem Andern leicht, sich und Andern bald nüzlich, bald schädlich scheinen. Jeder ist geneigt, Alles auf sich zu beziehen, ist aber doch für Andere da, die wieder für ihn da sind, so daß sie in der Gesammtheit ein organisches Ganzes bilden, dem menschlichen Körper gleich, wie ihn Menenius Agrippa dargestellt. Mit verschiedenen Anlagen und Kräften sind verschiedene Verrichtungen verbunden, deren jede einem besonderen Zwecke dient, die aber alle wieder zu einem allgemeinen Zwecke zusammenwirken. In dem Haupte wohnt die Kraft des

Denkens, die Macht des Gefühls in der Brust, die Stärke, fähig Lasten zu heben und zu tragen, im Arm und Nacken; und so hat jedes Glied seinen Dienst, durch den es sich zu dienen sucht, indem es der Gesammtheit dient. Die Dienste sind nicht gleich, und selbst, nach unsern Begriffen, mehr oder weniger edel; aber auch die Kräfte und Anlagen, wie sie die Natur gegeben, sind nicht gleich, und Jeder muß doch an der Stelle wirken, an der er steht, und auf eine Weise thätig seyn, zu der er sich befähigt fühlt. Das ist Naturordnung, die der Mensch nicht umkehren darf. Der Arm kann nicht die Stelle des Fußes, der Kopf kann nicht die Stelle der Brust einnehmen. Die Weisheit muß berathen und beschließen, der Muth den Kampf bestehen, der Starke schwere Lasten tragen nach seiner Kraft, Jeder nach seinem Vermögen Arbeit thun, aber nach der Größe der Arbeit auch seinen Lohn empfangen. Verkehrt ihr diese ewige Ordnung der Natur, und verletzt auf diese Weise ihre ewigen Gesetze, dann setzt ihr sie mit sich selbst in Widerspruch und Streit, und die Glieder des Körpers klagen nicht umsonst, wenn

eines an des andern Stelle verrückt, dessen Dienste thun soll und nicht kann, und jedes nur für sich, nicht auch für Andere seyn und wirken will; wenn die Hände die Dienste der Füße, die Füße, die der Hände thun, der Starke den Schwachen zum Lasttragen braucht, der Müßige genießen, der Hungrige arbeiten, der Blinde führen soll; wenn der Magen, von ungesunder Freßgier gereizt, sich übernimmt, mit unreinen Dünsten den Verstand umhüllt und den Gliedern, die ihm überreiche Nahrung bringen, Krankheitsstoff zurückgibt. In solchem Zustande geht der Körper seiner Auflösung entgegen, und dem Menschen, wie dem Staate, droht der Tod. —

Neunundzwanzigster Brief.

Den 12. Februar 1833.

Was ich aus der römischen Geschichte erzählt, hat sich im Jahre nach Erbauung der Stadt 261 zugetragen. Wir leben im Jahre nach Christi Geburt 1833 und die Völker Europas stehen auf dem heiligen Berge gelagert, oder sind auf dem Zuge nach ihm. Sendet, ich bitte euch, einen Menenius Agrippa dahin, wenn ein Valerius in dem Senate nicht gehört werden sollte. Thut es der Eintracht, des Friedens, der bürgerlichen Ordnung, der Erhaltung der Gesellschaft wegen! Märchen! höre ich von einem Sitze der Senatoren rufen, mag man Kinder und Weiber damit unterhalten und bethören! — Aber, bedenket doch, das Märchen hat es in Rom gethan, und manches Märchen noch an manchem Orte. Was ich euch biete, ist die Frucht, nicht die Schale,

welche die Frucht verschließt; versteht es nur diese von jener abzulösen. Die Geschichte spricht, ist sie euch ein Märchen? — Sendet einen Menenius Agrippa zu den Völkern, um eine friedliche Ausgleichung zu bewirken. — Eine Exekutionsarmee! Höre ich von denselben Sitzen rufen. Ich habe nichts dagegen. Auch eine Exekutionsarmee, wenn sie es thut. Ich will so sehr ein Staatsmann nach eurer Vorschrift seyn, daß ich das Mittel billige, wenn es zum Zwecke führt; wird eine Exekutionsarmee das rechte Mittel zum rechten Zwecke seyn? Es wird sich zeigen. Laßt euch die Gestalten der Vorwelt warnen! Das Schwert ist blind; heute trifft es diesen, morgen jenen, oder beide zugleich. Nur der Schatten Cäsars war's, der Brutus zu den Schatten rief. Bei Philippi werden wir uns wiedersehen; aber dann ist es zu spät. — Hier muß ich noch erwähnen, wie die Appius Claudius geendet haben. Der Sohn dessen, von dem die Rede war, hatte alle Fehler, aber nicht alle Tugenden seines Vaters. Stolz und herrisch wie dieser, war er weder so rechtlich, noch so großmüthig. Die

Standhaftigkeit artete in Starrsinn, Geradheit in Härte, und männliches Selbstgefühl in Dünkel aus. Den Haß des Volkes hatte er in dem Grade auf sich geladen, daß er sein Leben selbst endete, um einem strengeren Gerichte zu entgehen. In unsern Tagen betrat ein englischer Minister denselben Weg, wenn auch kein Nebenbuhler des Appius, doch sein Nachfolger.

Der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft ist bedenklich, so bedenklich, daß er einen Menschen, in dessen Brust der Glaube an eine ewige Weltordnung gestorben ist, oder nicht geboren worden, zur Verzweiflung bringen könnte. Alle moralische Bande, die den Staat zusammenhalten sollen, und allein auf die Dauer znsammenhalten können, sind aufgelöst oder erschlafft, und der Auflösung nahe. Das Gebäude in seinem Innern ist faul, oder der ansteckenden Fäulniß ausgesezt. Gilt das auch nicht von allen Staaten in Europa, oder nicht von allen Theilen eines jeden Staates im ganzen Umfange und unbedingt, dann ist es doch das Grundübel, an dem sie alle mehr oder weniger

leiden, und das mit jedem Tage weiter und gefährlicher um sich greift. Eine Gesellschaft kann nicht bestehen, die nicht die Ueberzeugung, die Meinung, der Glaube, das Gefühl der Pflicht oder der Vortheil zusammenhält. Nach der herrschenden Doctrin ist die Regentenmacht im Interesse des Volkes eingesetzt, und der Staat das Werk der Staatsgenossen, die ihn bilden. Diesem steht, nach derselben Doctrin, das Recht zu, die Bedingungen festzusetzen, unter denen sie den Verein schließen und bestehen lassen wollen. Sind nun — fährt jene Doctrin fort — die Regenten, für die Regierten da, und besteht der Staat zum Besten der Gesammtheit aller Staatsgenossen, dann hat auch die Gesammtheit zu entscheiden, ob sie den Zweck des Vereins, so wie er besteht, für erreicht hält, oder nicht. Regierungen, die ihren Ursprung vom Himmel ableiten, durch ein göttliches Recht bestehen, und zwar im Interesse Eines oder Einiger, die nur Rechte aber keine Pflichten haben wollen, solche Regierungen erkennt die Doctrin der Zeit, wie sie sich ausgebildet hat, nicht an. Die Doctrin der Vorzeit, die Doctrin der

absoluten Fürstenmacht und der Regenten von Gottes Gnaden, die alte Doctrin dagegen verwirft die neue, die Doctrin der Gegenwart, der Souveränität des Volks, das heißt, der Gesammtheit aller Glieder des Staatsvereins, als ketzerisch, und belegt ihre Anhänger mit Acht und Bann. So stehen die beiden Lehren als Gegenpäbste, sich exkommunizirend und exkommunizirt, einander gegenüber. Daß die Kontroverse mit der Bekehrung des einen der beiden Theile enden, den Streit eine Ausgleichung beilegen werde, ist nicht zu erwarten. Dazu gehören Menschen, die ganz andere sind, als sie bisher gewesen. Was aber soll entscheiden? Wahrscheinlich, was immer entschieden hat, und immer entscheiden wird, so lange die Menschen keine andere sind, als sie bisher gewesen. Mit Freiheit und Vernunft begabt, führt sie der Zufall, das Verhängniß, die Begierde, die Leidenschaft. Das Fahrzeug treibt unsicher und unbestimmt auf der Fluth umher, die es in verschiedener Richtung sich streitig macht. Hat aber die Strömung es ergriffen, der Wind, der seine Segel schwillt,

es erfaßt, dann folgt es der Macht, der es nicht widerstehen kann. Noch wird das Schiff von streitenden Wogen unsanft umhergeworfen; aber wenn ihr Steuerleute seyd, und euch auf euere Elemente, auf Wasser und Wind, versteht, dann sagt mir: seyd ihr auch nur einen Augenblick zweifelhaft über den Lauf, den die Gewässer nehmen, über die Richtung, die der Wind behauptet? Wo aber und in welchem Zustande wird das von den Wogen gepeitschte, von dem Winde umhergeworfene Fahrzeug endlich landen? Wißt ihr es, Steuerleute? Ich weiß es nicht. Zum Theil hängt es von euerer Klugheit ab, von euerem Muthe, euerer Besonnenheit und Mäßigung und von euerem Schiffsvolke.

Derselbe Widerstreit der Lehre findet sich in den Gesinnungen, Ansichten und Meinungen, wo sie auch nur auf die entfernteste Weise den Staat berühren. Was hier ehrt, schändet dort, die Auszeichnung auf der einen Seite ist eine Herabwürdigung auf der andern, und die, welche jene heilig spricht, sind dieser Verdammte. Strafe und Belohnung werden als Wirkungen der Ungnade oder Gunst betrachtet, und so ist

der Verbrecher hier, den Fluch und Abscheu trifft, dort ein Märtyrer, dem Mitleid und Verehrung folgt. In den Gerichtshöfen sieht man hier nur Werkzeuge der Gewalt, dort abtrünnige, treulose Beamte, Verräther an ihrem Fürsten, je nachdem sie sich zu dieser oder jener Lehre neigen. Selbst die Religion hat über ihre Bekenner fast alle Macht verloren, wenn sie dieselbe in Angelegenheiten des Staats üben will. Ja, dieser Zwist, der die Gemüther in weltlichen Dingen theilt, hat die Fundamente der geistlichen Gewalt erschüttert. Die Kirche hat keinen Einfluß mehr auf ihre Gemeinde, den sie zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens geltend machen könnte. Die Religion, ihrer Natur nach versöhnend, hatte die schöne Sendung, die ihre Göttlichkeit bewährt, die Sendung, in menschlichen Dingen begütigend und vermittelnd aufzutreten, wo Leidenschaften, Interessen, Mißbrauch der Gewalt sie verwirren und Hader und Krieg erzeugen. Wer hat diese Sendung aufgehoben? Der Stüzpunkt, den die weltliche Macht sonst am Himmel gefunden, der Punkt des Archimedes, an den sie den Hebel mit Sicherheit

legen durfte, um die Welt nach ihrem Gefallen zu bewegen, dieser Stüzpunkt, steht er noch fest? Wird aber ihre Beglaubigung nicht als durch göttliche Vollmacht ausgestellt vom Volke anerkannt, dann bleibt ihr als Kreditiv nur dessen Anhänglichkeit, Achtung, Liebe und Ergebung. Der Staatsvertrag wird ein Pakt mit Rechten und Verpflichtungen, für beide Theile, und da der Vertrag selbst nur in dem Bedürfnisse der Gesellschaft seinen Ursprung hat, so ist die Aufgabe erst gelöst, wenn die Gesellschaft dieses Bedürfniß befriedigt sieht. Es ist ein großer Verlust für die weltliche Macht, daß ihr Stammbaum in die Erde verpflanzt worden. Die größten Staatsmänner und weisesten Gesetzgeber suchten den lezten Ring der Kette, durch die sie den beweglichen unsichern Menschen binden wollten, an dem Ewigen, Unwandelbaren zu befestigen; selbst Moses, Lykurg und Numa thaten es, die das Volk vielleicht täuschen, aber nicht betrügen konnten. Unsere Aufklärung liebt die Täuschungen nicht, und verlangt Wahrheit, die nackte Wahrheit. Gelänge es indessen, unserem

Geschlechte, seine Täuschungen zu nehmen, dann verlöre es den Charakter der Menschheit und sänke zum Thiere herab, das den Raum von der Geburt bis zum Tode mit den Realitäten seiner fünf Sinne zu füllen hat. Was ist Wahrheit? Was ist Täuschung? Für was haltet ihr die Kunst, die Poesie, die Musik? die Liebe, die Freundschaft? die Eltern- und Kindesliebe? die Hoffnung, die Unsterblichkeit? Was ist der Frühling anders, als eine Täuschung, die uns den Genuß der Frucht verheißt und vorenthält? Die ächte Weisheit des Lebens hätte uns also nur zu lehren, wie der hungrige Sinn auf dem kürzesten Wege, so mit einem Sprunge, wie das Raubthier, zur Sättigung gelangt! Betrug und Täuschung sind nicht Geschwister, wie man behauptet; sie sind nicht von gleicher Abkunft vielmehr feindliche Gegensäze, wie Tugend und Laster, Leben und Tod, Geistesgröße und Verrücktheit. Der Betrug hat die Täuschungen zerstört. Hätten die Gewalt, die Priesterschaft nicht betrogen: alle die lieblichen Täuschungen, die ihr Dasein veredelten und verschönerten, beständen noch. Welche

Grundlage wollen wir der Moral des Volkes geben, da die des religiösen Glaubens, der bisher dazu gedient, unter ihr zusammengebrochen ist? Es ist so schwer nicht, den Aberglauben zu zerstören, aber unendlich schwer, ihn mit dem wahren Glauben zu ersetzen. Ich weiß nicht, wo unsere Wissenschaft, die Alles auflößt, zergliedert, auf seine einfachsten Bestandtheile zurükführt, um zur Wahrheit zu gelangen, enden will; aber daß diese Wahrheit an dem Menschen nichts übrig läßt, als was die Naturgeschichte aus ihm macht, ein Thier des ersten Ranges, das von dem Affen nur Merkmale unterscheiden, die einem Epaminondas, Scipio, Rousseau und Schiller zukommen, wie dem stumpfsinnigen Knechte und dem seelenlosen Verbrecher, das weiß ich. Der Staat ist allerdings eine Anstalt zur Sicherung unserer äussern Rechte. Das ist er, und dazu hat ihn die strengste und bündigste Definition gemacht. Was ist dem Astronomen die Nacht mit den Schauern ihrer ahnungsvollen Stille? Ein blinder Tag. Was ist ihm der Morgen, durch den die aufgehende Sonne die

schlummernde Welt zum verjüngten Leben ruft? Was Anders, als eine Stellung der Sonne zur Erde, der man nur gewisse Längegrade zu- oder abzählen darf, um einen Mittag, einen Abend oder auch eine Mitternacht aus ihm zu machen? Der Thron ist Holz mit Sammet überzogen. Was die Ehe ist, mögt ihr bei Kant nachlesen; ich vermag es nicht, die Definition abzuschreiben, gegen die ich übrigens als Rechtsgelehrter nichts einzuwenden weiß. Was ist der Staat? Ich habe es schon gesagt, und kann es nicht anders sagen. Von dem Standpunkte der Staatswirthschaft aus ist er eine Wechselbude, ein Trödelmarkt; der tüchtige Jurist wird eine gute Zwangsanstalt in ihm erkennen; und wer dürfte an dem Staate noch etwas zu verbessern finden, der geschaffen aus den Händen der Staatswirthe und Juristen kommt? Und das ist unser Staat, der vollkommenste nämlich, wie ihn die Wissenschaft mit der Wirklichkeit erzeugen konnte: ein Zucht- oder Arbeitshaus, in dem so viel Freiheit herrscht als zum Gedeihen des Wohlstandes nöthig ist. Alles, was nach euerer Theorie, nicht dazu ge-

hört, um einen Staat und ein Volk zu machen: Geschichte, Ueberlieferung, Sitte, Religion, wenn man will, die Täuschungen jeder Art, die dem Leben einen sittlichen Werth und Reiz geben, kindliche Achtung der Gegenwart vor den väterlichen Anordnungen der Vergangenheit, Jugenderinnerungen aus einem Alter, das, wie ein Baum mit kühlenden Blättern und duftenden Blüthen über uns steht, vielleicht nur darum, weil es vorüber ist, das Alles macht doch eigentlich den wahren Staat, wenn auch nicht in der Theorie und Wissenschaft, doch in der Wirklichkeit. Was wäre das für ein Mensch, der nichts von einer Kindheit und Jugend weiß? nichts von ihren Träumen, Hoffnungen und Ahnungen? nichts von der liebevollen Pflege guter Eltern, der mütterlichen Zärtlichkeit voll Nachsicht, und der väterlichen Sorgfalt voll milden Ernstes? nichts von den Beispielen und Lehren einer geregelten Häuslichkeit, von sittsamem Verhalten, tugendhaftem Wandel, der Freiheit mit Ordnung und des Gehorsams aus Liebe, Achtung und Ueberzeugung, derselben Ordnung wegen, mit der allein die Familie in freudigem Wohlsein

bestehen kann? Was wäre das für ein Mensch dem das Alles mangelt? Ein armer bedauernswerther, unvollendeter Mensch, der indessen doch ein Mann, und ein tüchtiger Mann seyn könnte. Und was ist das für ein Staat, dem das Alles fehlt? Ein Staat der Wissenschaft, wie ihn die Anatomie der Staatskunst unter ihrem Messer gefunden; ein Staat nach Begriffen mit logischer Strenge durchgeführt, ein Staat, den die Staatskundigen als selbst gepflücktes, vielleicht gar als selbst gepflanztes Exemplar in ihrem Herbarium führen. Das Ding hat Alles, was es zu diesem bestimmten Dinge macht, nur kein Leben. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Freiheit liebe, daß ich sie liebe, als das höchste und schönste Gut, als das theuerste Kleinod der Menschheit, daß ich sie nicht nur für mich will und fordere, sondern für alle Menschen in gleichem Maaße, daß ich die Institutionen aus allen Kräften begünstige und unterstütze, welche die Freiheit sichern und befestigen. Die Repräsentativverfassung halte ich für eine solche Anstalt, wenn sie eine Wahrheit und keine Lüge ist. Aber wie sie fast allgemein besteht, ist sie

eine Lüge. Nichts in der Welt ist an sich und unbedingt gut oder schlecht, heilsam oder verderblich, sondern wird es durch den Gebrauch, den der Mensch davon macht. Narren können selbst die Weisheit zur Thorheit, und Bösewichte die Tugend zum Verbrechen verzerren. Es ist so schwer nicht Karrikaturen des Allerheiligsten zu schreiben, weil man nur schreiben darf, was man die Menschen so häufig thun sieht. Wie widerlich und ekelhaft sind die Affensprünge und Affenkünste, durch welche gemeine Naturen Eitelkeit, Eifersucht, und wie die erbärmlichen Gelüste heißen, die eine schwache Brust bewegen, alles Edle, Schöne und Große entstellen und herabwürdigen! Das landständische Wesen ist in Deutschland, an mehr als einem Orte, das Spielwerk solcher Menschenaffen geworden. Wie sie sich überrannten und überschlugen, um sich hervorzuthun und den Beifall der Zuschauer zu gewinnen! Man hat bitter und häufig geklagt über das Vielregieren, und gewiß mit Recht. Warum sieht man dem weit verderblichern Vielbefehlen und Verordnen, der ewigen Gesetzmacherei gleichgültig zu? Mein=

ten die Regierungen früher im Besitze des Rechts zu seyn, ungestraft und vorwurfsfrei Albernes, Zweckwidriges und Zweckloses zu verfügen, dann scheinen nun unsere landständischen Kammern dieses Vorrecht für sich anzusprechen. Als wenn die Verkehrtheit aufhörte verkehrt zu seyn, sobald sie die Personen wechselt! Ehemals suchten und fanden die Gesetzgeber ihre Unsterblichkeit in der Unsterblichkeit der Gesetze, die sie gaben: sie selbst vergingen, aber ihre Werke blieben. Jezt bleiben die Gesezgeber und die Gesetze wechseln, und in diesem Wechsel suchen jene ihre Unvergänglichkeit. Da Lykurg, erzählt man, den Spartanern Gesetze gegeben hatte, ließ er sie schwören, dieselben heilig zu achten bis zu seiner Zurückkunft. Darauf verbannte er sich, starb freiwillig und ließ seine Asche ausstreuen, damit seine Landsleute auch nicht einen Vorwand fänden, sich von ihrem Eide losgesagt zu glauben, wenn sie seine sterblichen Reste nach Sparta brächten. Jezt streuen die Lykurge die Asche der aufgehobenen Gesetze aus, um den Boden damit zu befruchten, auf dem sie neue pflanzen, und sie lassen nur

die Gesetze sterben, leben selbst aber und gedeihen fort.

Wie es ist, wissen wir, wie es so gekommen, wollen wir unerörtert lassen, um, wie gesagt, gehässige Erinnerungen nicht zu wecken, denn ein gereiztes Gemüth dürfte kein guter Vermittler seyn, um eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. Dieses aber ist die Aufgabe unserer Zeit, die Aufgabe, zu deren Lösung wir nach Kräften mitwirken möchten. Diese ist leicht wenn man sie aufrichtig und ehrlich will, sie ist schwer, wenn man nur einen halben oder einen einseitigen Willen dazu bringt, und den ungestümen Gläubiger der Zeit mit einer Abschlagszahlung abzufinden hofft, um diese bei günstiger Gelegenheit, wo möglich, mit wucherischen Zinsen zurückzunehmen. Sie ist unmöglich, wenn man sie zu wollen, sich nur das Ansehen gibt, die glückliche Entscheidung aber von dem Ausgange des Kampfes erwartet. Der lezte Fall hat große Wahrscheinlichkeit für sich, wenn man die Parteien kennt und die Gesinung, die sie beseelt. Und welchen Sieg darf der Deutsche hoffen? Von den Deutschen

rede ich, von unserm treuen, guten Volke, von seinen Fürsten, denen das Verhängniß eine schwere Prüfung auferlegt, weil es sie ihrem Lande und der Fremde gegenüber in eine Stellung gebracht, wo zu rechter Entschließung eben so viel Charakterstärke, als Seelengröße gehört. Die Franzosen, die Engländer und Andere finden und gehen ihren Weg, ohne daß wir sie in ihrem Gange stören. Aber wir Deutschen, wer sind wir? was vermögen wir? Etwas können wir nur durch Eintracht seyn, und in dieser Eintracht liegt unsere ganze Kraft. Das ist der Ausspruch des Schiksals, an dem, nach dem Glauben der Alten, selbst die Götter nichts ändern können. Verzweifelt oder hofft! Das ändert an unserem Zustande nichts, und wahr bleibt es: In der Eintracht liegt unsere Kraft; und wir hadern! Ich will euch sagen, welche Entscheidung dem Kampfe folgen wird, wenn wir uns selbst, unser Wohl, unsere Ehre nicht besser verstehen und berathen lernen. Wir werden fallen, die Sieger, wie die Besiegten, die Vornehmen wie die Gemeinen, der Herr wie sein Knecht, und ein gemeinschaftliches Loos

mag dann Jeden trösten, weil Einer den Andern wenigstens nicht glücklich sieht. Der große Streit wird jenen Ausgang nehmen, den ein bekanntes Zerrbild so treffend darstellt, auf dem der Glückliche, der den Prozeß gewonnen, bis aufs Hemde ausgezogen, des Nackten spottet, der ihn verloren hat. Die Begünstigten, die den Sieg davongetragen, werden, wie der Neider in Pfeffels Fabeln, die Freude erleben und den Triumpf feiern, mit einem Auge das ihnen geblieben, die verhaßten Mitbewerber stockblind zu sehen. Das wird der Sieg der Deutschen über Deutsche seyn. Oder haben sie ihre Hoffnung auf die Großmuth des Auslandes gesezt, auf dessen Schuz und Beistand sie rechnen können? Mag Gott dem helfen, der sich nicht selbst zu helfen weiß! er ist geboren, um von der Barmherzigkeit zu leben. Vergessen dürfen wir aber nicht, daß, wer einen Beschützer braucht, auch schon einen Herrn gefunden hat. So kommt es, wenn wir unser Schicksal von dem Ausgange des Streites, wie ihn der Sieg, das Gottesurtheil, entscheiden wird, anzunehmen entschlossen sind. Und was ließe sich hoffen,

wenn man nach dem heiligen Berge senden wollte? Wo den Menenius Agrippa finden, der zum Volke zu sprechen weiß, und von ihm verstanden wird? In der That, die Frage hat ihre Schwierigkeiten. Wen sendet man dahin? die Diplomatie mit ihren Konferenzprotokollen? die Rechtsgelahrtheit mit ihren Aktenbündeln, voll Gesetzen, Rechten, Gewohnheiten, Herkommen, Förmlichkeiten und Ausdrücken, wie sie der Strom der Zeit, im Laufe von Jahrtausenden, als Schlamm und Bodensatz zurückgelassen hat? Jene dürfte einem Exekutionsheere vielleicht geneigter seyn, diese dagegen das Heilmittel ganz einfach in der Nähe finden. Die strafende Justiz weiß in solchen Fällen immer Rath. Verbrechen begegnet man durch Strafen, und Verbrechen ist, was als solches verboten worden. Thut es nun die einfache Strafe nicht, dann gelingt es der doppelten, weil das Doppelte die zwiefache Wirkung des Einfachen hat. Es gibt kein leichteres Rechnungsexempel, und doch ist es falsch. Die Criminalisten haben den Fehler noch nicht gefunden, weil sie nach ganz menschlicher Weise, den Fehler lie-

der bei Andern, als bei sich suchen und auch finden. Haben die gehäuften Strafen die Verbrechen auch gehäuft, und die verdoppelte Züchtigung die Vergehen verdoppelt, dann sagen sie, das komme daher, weil nicht genug vermehrt und verdoppelt worden sey. Sie schließen, wie jener Kanzler der Schazkammer: das Briefporto, wie es jetzt besteht, bringt eine Million in den Schatz; erhöhen wir es um die Hälfte, dann bringt es eine Million und eine halbe. Die Rechnung ist richtig; das Porto wird um die Hälfte erhöht und — o Zauberei! — der Ertrag fällt um die Hälfte geringer aus, als er bei dem frühern Ansatze war. Der Kanzler der Schazkammer begriff seinen Fehler; die Kriminaljustiz ist noch nicht so weit. In den Beutel des Menschen sieht man aber auch leichter als in sein Herz.

Dreisigster Brief.

Den 20. Februar 1833.

Das ist ein ewiges Abmühen in Kabineten, Kongressen, ständischen Versammlungen, gesetzgebenden Körpern und Parlamenten, um den wankenden, morschen Bau der gesellschaftlichen Ordnung, das politische Gleichgewicht, die Eintracht zwischen Staaten und in denselben aufrecht zu erhalten und zu befestigen. Das hämmert und zimmert mit geschäftiger Faust, das flickt und plackt mit flinker Hand, und kaum ist ein Riß verkleistert, eine Oeffnung zugemacht, dann springen neue Risse, neue Oeffnungen neben den geschlossenen klaffend auf, und die Arbeit wächst mit der Arbeit, die sie vollenden soll! Der Bau ist faul, das Zeug ist mürbe, und wenn Haltbares zu Stande kommen soll, dann muß nicht nur an der Form, sondern vorzüglich an dem Stoffe gebessert werden.

Wo man es ehrlich und ernstlich meint, sucht man durch zeitgemäße Gesetze und Institutionen nachzuhelfen, das Gute zu fördern, und dem Uebel zu begegnen. Das verdient gerechte Anerkennung und Lob und Dank; aber welche Täuschungen liegen selbst diesen Verbesserungen zu Grunde, von denen wir Hülfe und Rettung hoffen! Repräsentirt eine sogenannte Nationalrepräsentation wirklich und wahrhaft die Nation? Spricht sie den Willen, die Wünsche und Bedürfnisse derselben aus? Wird sie nicht dem Einzelnen ein Mittel, seine eigene Ansicht, seine Wünsche, sein Interesse geltend zu machen, und die Kraft des Volkes, das er vertreten soll, zu seinem Vortheil zu verwenden? Und wo wäre eine gewählte Kammer, die das Wahlgesetz selbst nicht zur Täuschung, zur Lüge machte? Man glaubt, durch die Gleichheit der Besteuerung, durch die Gleichheit vor dem Gesetze, durch die gleichen Ansprüche auf Stellen, Auszeichnung und Beförderung das Höchste erreicht zu haben, was der Staat gewähren und sichern kann. Ist aber die Besteuerung gleich, wenn der Arme von seiner Nothdurft, was der Reiche von seinem

Reichthum, der Dürftige von dem Unentbehrlichen, was der Begüterte von seinem Ueberflusse gibt? Die Gesetze sind für Alle gleich, messen Lohn und Strafe mit demselben Maaße und Gewichte zu. Ist aber dieselbe Gleichheit in den Handlungen und in den Motiven, die sie erzeugen, anzutreffen? Ist die Handlung dieselbe, die hier aus Muthwillen, mit Einsicht und Ueberlegung, dort aus Noth, aus Unwissenheit und Uebereilung begangen wird? Büßet der Vermögende wie der Arme, wenn jener das unbeachtete Entbehrliche, dieser das Unentbehrliche erlegt, hier ein Familienglied, das die Seinigen nähren soll, dort ein Müßiger, den kein darbendes Weib und Kind, keine schwache Mutter, kein gebrechlicher Vater in Dürftigkeit vermißt, gefangen sitzt? Gleichheit der Rechte, sagt ihr! Was sind gleiche Rechte, wo die Gegenstände verschieden sind, auf welche diese Rechte sich beziehen? Durch diese Ungleichheit kann die Gleichheit der Rechte ein Spott, eine grausame Verhöhnung werden, indem sie hier das Recht in Ueppigkeit zu schwelgen, und dort das Recht zu darben und zu hungern, ertheilt

und sichert. Rechte, die sich auf den Besitz beziehen, sind nur mit diesem etwas: wer nichts besitzt, hat sein gutes Recht auf Nichts. Dasselbe gilt von den gleichen Rechten auf Ehren, Aemter, Stellen, Auszeichnung und Beförderung. Um zu diesen zu gelangen braucht man Kenntnisse, Bildung durch Erziehung und Unterricht. Das Recht bleibt Jedem: aber wem die Mittel dieser Bildung fehlen, wer der Erziehung, des Unterrichts entbehrt, durch Armuth zu körperlicher Dienstbarkeit verurtheilt ist, um sein Leben und das Leben der Seinigen zu fristen, der hat in seinem guten Rechte ein Recht auf Rechtlosigkeit. Ich frage: Ist es anders? Ihr aber fragt: Wie kann es anders seyn? Ich weiß Alles, was ihr sagen könnt und sagen werdet, und lasse es gelten. Nur laßt auch mir gelten, was ich sagte, daß nämlich diese Gleichheit vor dem Gesetze, diese Gleichheit der Rechte, diese Repräsentation des Volkes, womit ihr die Welterlösung errungen zu haben meint, eine große Täuschung wenn nicht eine Lüge, in sich schließt. Das ist Alles, was ich sagen wollte, wenn auch nicht Alles, was ich sagen

könnte. Gesetze nnd Institutionen sind viel, oft sehr viel, bedeutend und oft entscheidend. Aber müssen diese Gesetze und Institutionen ihre Lebenskraft, die sie nährt und erhält, den Geist der sie als Körper beseelt, nicht von der Einsicht, dem Glauben, der Sitte, der Ueberzeugung empfangen? Finden sie in diesem nicht den nährenden Boden, wie die Pflanze in der Erde, aus der sie Erhaltung, Gedeihen und Wachsthum saugt, wenn sie nicht absterben soll? Mit Gesetzen nnd Institutionen ist es nicht gethan, wenn sie nicht dem Geiste, den Bedürfnissen, dem Kulturstande des Volkes, dem si gegeben werden, angemessen sind. Es ist leicht gesagt, daß man ein neues Staats- und Völkerrecht schaffen müsse, weil das alte, verbraucht und unhaltbar, den Staaten, um mich bildlich auszudrücken, vom Leibe falle; es ist leicht gesagt, und auch nicht schwer gethan. Als wenn das Recht, die Institutionen und Anordnungen, von denen der gesellschaftliche Zustand Leben, Kraft und Festigkeit erhalten soll, sich schneidern, wie abgetragene Kleidungsstüke ablegen, und wie frisches Weißzeug anlegen ließen! Man

macht keinen Staat wie einen Rock, und schneidet die Menschen nicht wie ein Stück Tuch, mit Elle, Scheere und dem übrigen Handwerkzeuge der flinken Theorie zu. Wir haben das erfahren, wenn wir, um es zu wissen, die Erfahrung nöthig hatten. Monarchische Institutionen, wie Republiken, lassen sich leicht machen, wenn man nur monarchisch gesinnte Menschen und Republikaner für sie findet. Was sahen wir in unserer Zeit nicht machen, und war, da man es fertig glaubte, doch nicht gemacht! Es ist ein großer Irrthum der kleinen Menschen, daß sie meinen, sie könnten schaffen, ordnen und leiten nach ihrem Willen. Die Staatskunst theilt diesen gefährlichen Irrthum nur zu oft. Wahr ist: der thatkräftige Mensch kann viel, unendlich viel, im Einverständnisse mit der Natur und ihren ewigen Gesetzen; er kann fördern, erhalten, und dann kann er Gutes schaffen. Im Widerspruche mit der Natur und ihren ewigen Gesetzen kann er nur Böses, er kann nur hemmen, zerstören und vernichten. Das ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Kunst und Wissenschaft, der Staatswissenschaft und Regie-

rungskunst besonders. Wer diesen Schlüssel nicht besitzt, dem bleibt die Welt mit ihrer gedeihlichen Wirksamkeit, mit ihrem lohnenden Erfolge, verschlossen. Die größte Kraft mühet sich dann vergebens im ungleichen Kampfe mit der Naturordnung ab, und sinkt ermattet am Ende ihrer Laufbahn nieder, aber nicht am Ziele. Was hat die Gewalt in ihrem Stolze nicht gewollt, versucht und gethan, und nur vergebens gewollt, versucht und gethan, weil sie jene große Wahrheit verkannt? Wie die Liliputer den Riesenmenschen, so hat sie das Riesenschicksal mit leichtem Zwirn gebunden und geknebelt, und glaubte es sich unterthan, und, wenn es sich nur im Schlafe dehnte, riß das leichte Gespinnst in Stücken. Der Strom der Zeit zieht unaufhaltsam weiter, nnd führt seine Wogen, die Geschlechter fort, sie der freundlichen Sonne des Lebens zeigend und dann in den Abgrund des Todes ziehend. Mag der Mensch ihm widerstreben oder willig folgen, er zieht weiter, ungleich in seinem Laufe, ewig wechselnd, nie derselbe, von der Quelle bis zur Mündung. Und wir wollen das Bestehende festhalten, wenn

es abgestanden, dem Tode ein erkünsteltes Leben einhauchen? Das ist gegen die Natur, und darum eitles Bemühen. Es ist eitles Bemühen, die Gesellschaft zu ordnen nach eines Menschen Plan, den Weg zu bezeichnen, den sie nehmen, das Ziel zu bestimmen, das sie erreichen soll. Das ist nicht Menschenwerk, sondern Werk des Meisters, dessen Werk der Mensch selbst ist. Was haben die Sorbonnen nicht gebilligt oder verdammt, die Censur gestrichen, die Inquisition den Gefängnissen oder den Scheiterhaufen überliefert, Kabinetsordres befohlen, Breves und Bullen verordnet, Gesetze verboten oder vorgeschrieben, Universitäten als wahr oder falsch, Fakultäten als recht oder unrecht erkannt? die Gesellschaft, das Geschlecht ging seinen Weg, der Beschlüsse, Verfügungen, Befehle, Entscheidungen ungeachtet. Bücher durch Henkershand dem Feuer übergeben, sind die heiligen Bücher der Forscher und Weisen geworden. Die Scheiterhaufen verzehrten den Leib des Lehrers; aber sein Geist stieg siegreich in den Flammen auf und erleuchtete die Welt, und der brennende Holzstoß ist dem Forscher, der

das unsichere und bewegliche Meer des Glaubens und der Meinung befährt, ein warnendes Signal, ein leitendes Gestirn geworden. Starb der göttliche Stifter unsers Glaubens nicht, dieses Glaubens wegen, den Tod des Verbrechers? Und doch ward seine Lehre die Lehre der christlichen Welt. Galilei mußte die Bewegung der Erde um ihre Achse abschwören; ist die Erde darum stillgestanden? Was er lehrte, wird jezt den Schulkindern vorgetragen. Auch Hontheim widerrief, weil es ihm geboten ward; auch Lamenais schwieg, da man ihm Schweigen auferlegte. Wird die Wahrheit darum zur Lüge, oder stumm, weil sie widerrufen und verschwiegen werden muß? Auch in Frankreich haben die konstituirende Versammlung, die gesetzgebende Versammlung, der Konvent, das Direktorium, die Consuln und Napoleon beschlossen, verfügt, befohlen und dekretirt; sie baueten, und was sie geschäftig erbaut, im Widerspruche mit der Zeit, dem Geiste und dem Charakter ihrer Zeitgenossen, den Ansprüchen und Forderungen der Gesellschaft, ist zusammengefallen unter ihren Händen, und hat

sie selbst in dem Schutte ihrer Werke begraben, die sie für die Ewigkeit zu gründen hofften. Karl V war ein gewaltiger Herrscher, gewaltig durch seinen Geist und eine Macht, welche die Unabhängigkeit von Europa zu bedrohen, und den gigantischen Traum einer Universalmonarchie zu verwirklichen schien. Er setzte ein ganzes thatenreiches Leben an die Einheit des Staats und der Kirche, an den Sieg der geistlichen und weltlichen Macht durch diese Einheit. Der Anstrengungen, Kämpfe und Siege müde, die ihn nicht zum Ziele führten, zog er sich in die stille Einsamkeit des Klosters zurück, um für sich zu finden, was er Andern nicht hatte geben können — Einheit und Frieden. Er beschäftigte sich nun damit, Uhren, die er um sich sammelte gleich zu stellen und in gleichem Gange zu erhalten. Selbst das gelang ihm nicht; den todten Werken von Menschenhänden vermochte er nicht die abgemessene Bewegung nach seinem Willen mitzutheilen, zu welcher er die Menschen hatte bringen wollen. Die Uhren waren nur gleich zu stellen, wenn sie nicht mehr gingen. Einheit in den Menschen und unter ihnen bringt allein

der Tod. Diese Einheit, wenn sie die Gewalt erzwingen will, ist die Einheit, die Ruhe und der Friede des Grabes. —

Der Zustand von Europa ist bedenklich, gefahrvoll. Das erkennen und gestehen auch die Muthigsten. Den Gefahren zu begegnen, welche die gesellschaftliche Ordnung bedrohen, diese Ordnung, den Frieden zu erhalten und zu befestigen, oder wieder herzustellen, ist ein dringendes Bedürfniß geworden. Die Zeit geht schnell, die Ereignisse folgen sich wie Blitz und Donner. Der Augenblick ist gebieterisch. Ein ungestümer Gläubiger, fordert er Abrechnung und Befriedigung, und von der Ausgleichung, die getroffen wird hängt es ab, ob das Haus erhalten, oder sein Fall beschleunigt wird. Darum sieht die Welt auch erwartungsvoll einer Entschließung der großen Mächte entgegen mit Hoffnung und Furcht. Die Regierungen brauchen eine große Kraft, um die verwickelte Aufgabe zu lösen; aber nicht bloß eine physische Kraft, die sich im Gebrauche selbst verzehrt, sondern vorzüglich eine große moralische Kraft, die durch den Gebrauch sich stärkt und größer

wird. Ein Mittel nur kann zum Ziele führen; und ist es auch nicht das einzige, dann ist es doch das eine, ohne welches jedes andere ohne Wirkung bleibt — Gerechtigkeit! Strenge gegen das Verbrechen, Ernst gegen den Muthwillen und den Leichtsinn der Zeit, und vor Allem, und für und gegen Alle, Gerechtigkeit! Das ist das Rettungsmittel, wenn es eines gibt. Die Regierungen, welche über den Schwindeleien und Uebertreibungen der Parteien stehen müssen, werden dieses Mittel wählen. Das ist die Hoffnung, das ist der Wunsch der Welt. — Die Hoffnung, der Wunsch der Welt, der Welt der Bildung, der gesellschaftlichen Entwickelung, wie sie sich aus der Vergangenheit gestaltet hat, mit ihren Bedürfnissen, ihren Einsichten, ihrem Wollen und Können, das sie geltend zu machen durch eine Naturnothwendigkeit sich berufen, gedrungen fühlt. Wird diese Hoffnung in Erfüllung gehen, dieser Wunsch Erhörung finden? Gibt, was gewesen, den Maasstab zu Dem, was seyn wird, dann freilich gewährt die Zukunft wenig Trost. Der Mensch ist in allen Jahrtausenden sich so ziemlich gleich geblieben.

Seine Geschichte spielt dasselbe Thema fort, wenn auch in tausend wechselnden Variationen, wie sie die Künstler und Instrumente nothwendig machen. Es ist immer dasselbe Buch, das wir vor uns haben, wenn auch mit anderer Schrift, in anderem Format. Sehen wir nicht dieselben Erscheinungen unter denselben Verhältnissen und Umständen wiederkehren? Sind es nicht dieselben Leidenschaften, Begierden und Vorurtheile, die sich der Angelegenheiten der Welt bemächtigen, wo der Mensch sie leiten, ordnen zu können glaubt? Wo fänden wir die Lehren der Erfahrung, der Geschichte, und wären sie noch so theuer erkauft, im Leben angewendet? Alle Revolutionen gleichen sich in den Ursachen, die sie herbeigeführt, in ihrem Entstehen, ihrem Fortgange und Ende. Man hat nur Namen, Jahr und Tag zu ändern, und die Thatsachen sind dieselben, obgleich in veränderter Gestalt, die Zeit und Ort ihnen geben. Was wir vor zweitausend Jahren in Rom gesehen, wir sehen es heute wieder, nicht dieselben Patrizier, nicht dasselbe Volk, nicht dieselben Herrscher und Beherrschten, nicht dieselben Menschen, aber

dieselbe Menschennatur, die Aristokratie mit denselben Ansprüchen, Vorzügen und Gebrechen, dieselben Forderungen, Tugenden, Verirrungen des Volks, dieselbe Herrscherkunst, ihr sich gleiches Streben, dieselbe Erniedrigung der Beherrschten. In der französischen Revolution, die Ludwig XVI. auf das Blutgerüst geführt, sehen wir die englische wiederholt, in der das Haupt Karl's I. fiel. Karl II. und sein Nachfolger handelten, als wollten sie dieselbe Katastrophe wiederholen, und wiederholten sie, so viel an ihnen war. Karl X. ward alt genug, um in Frankreich einen Thron zum zweitenmal zu zerstören, zu dessen Zerstörung er in seiner Jugend schon einmal so kräftig mitgewirkt. Die Geschichte der Reformation, die uns so nahe liegt, ist die Geschichte unserer Zeit. Es würde höchst verdienstlich und lehrreich seyn, diese beiden großen Erscheinungen vergleichend zusammenzustellen, und ihre Aehnlichkeit darzuthun. Derselbe Zwiespalt in Ansicht und Gesinnung, derselbe Kampf, dieselbe Art des Kampfes, dieselben Mittel zu demselben Zweke, dasselbe vergebliche Bemühen sich zu verständigen, das

nur zu neuem Mißverstehen führte, dieselben Masregeln gegen Unglauben und Ketzerei; mehr Reichstage und Konzilien damals, als Kongresse und Konferenzen in unserer Zeit. Alle Wege wurden eingeschlagen, nur nicht der Weg der Vernunft und Gerechtigkeit, der allein zum Ziele führen konnte. Es ist ein entsetzliches Schauspiel, das die Verblendung der Gewalt, die Wuth der Leidenschaft, die Verkehrtheit des Unverstandes, Willkühr, Dummheit, Selbstsucht, Aberglaube, der Mißbrauch des Höchsten und Heiligsten, die Entehrung des Edelsten und Reinsten gibt, ein gräßliches Schauspiel, das die Menschheit erniedrigt und empört, und sie selbst mit Abscheu erfüllen könnte gegen sich.

Was ist geschehen durch des Menschen Willen, als das Menschenwerk, um den Menschen zur Vernunft, Gerechtigkeit und Freiheit zu erziehen? Was hat der Mensch gethan, um dem Menschen den Genuß dieser höchsten Güter, zu deren Besitz die Menschheit gelangen kann, zu verschaffen und zu sichern? Selbst die Versuche dazu unterdrückte die Gewalt als sündlich und frevelhaft, und nicht selten mit einem

Schein des Rechts. Die Versuche wurden von Ungeübten und Unerfahrnen angestellt, weil sie selbst erst Uebung und Erfahrung geben konnten. Da die Versuche nun oft ungeschickt behandelt worden, so sollte kein Versuch gestattet seyn? Aber alles Geschick der Behandlung, jede Fertigkeit — und die Tugend selbst ist eine solche — hängt von der Uebung ab, und der Mensch wüßte auch die Glieder seines Leibes, ohne diese Uebung, nicht zu gebrauchen, und die Sicherheit der Hand, des Auges, des Gehörs, der Beine erwirbt er erst durch den Gebrauch derselben, und er dürfte nie gehen lernen, wenn er es, ohne zu fallen, dazu bringen sollte. Das aber forderte die Willkühr und Eigenmacht. Da seht ihr, hieß es, wozu die sogenannte Aufklärung und Freiheit führen, das Wenige davon, das man angewendet findet, führt Unordnung, Verwirrung und Gesetzlosigkeit herbei; was würde erst die Folge seyn, wenn viel davon gestattet würde? Dieser bündige Schluß, der dem des Eulenspiegels gleicht, schien ohne Widerrede. Dieser folgerte mit derselben Sicherheit: Liege ich auf ei-

ner Feder so hart, die ich unter mich gebettet, wie viel härter muß es sich auf einem ganzen Sacke voll Federn liegen?

Man vergleiche die Geschichte der Reformation mit der Geschichte unserer Zeit, die auch eine Geschichte der Reformation, obgleich mit veränderten Zwecken und Mitteln, ist, und doch jener wieder so ähnlich in Zwecken und Mitteln, und man wird mit Bedauern eingestehen, daß die Vergangenheit wenig Trost für die Gegenwart und Zukunft gibt. Die Reformation ward mit allen Waffen bekämpft, die der Gewalt zu Gebote stehen. Der ganze Marterapparat der damaligen Justiz ward angewendet, um die Neuerung zu unterdrücken. Scheiterhaufen, Rad und Galgen, Gefangenschaft, Verstümmelung, Einziehung der Güter, Landesverweisung und alle Qualen der Hölle bot man für die Sache des Himmels auf, um die Erde in eine Hölle zu verwandeln. Und doch saß damals ein gewaltiger Mensch auf dem ersten Throne der Welt, ein Mann, staatsklug, verständig und billig, ein Fürst größer als seine Zeit, der einen starken Willen mit großer Einsicht und männ-

licher Kraft verband — Kaiser Karl V. Und lag die Reformation nicht mit sich selbst im Streite, die Dissentirenden verketzernd und verfolgend, Luther mit Zwingli und Calvin, die Protestanten, Reformirten und Puritaner und Anglikaner unter sich, wie diese alle mit den Katholiken und dem Papstthum? Haben sie sich nicht gegenseitig verflucht, gebannt, den Arm der weltlichen Gewalt, das Schwert des Henkers, den Scheiterhaufen, die Verbannung und Einziehung der Güter angerufen und gebraucht, um ihre Freiheit durch die Unterdrückung der Freiheit Anderer zu sichern und zu befestigen? Haben sie nicht ihr eigenes Recht in dem Rechte Anderer gemordet, die auch nur wollten, was sie selbst gewollt, auch nur thaten, was sie selbst gethan? Sehen wir die Revolution nicht denselben Weg verfolgen, den die Reformation zurückgelegt? Ich weise hier nur auf die Aehnlichkeiten hin, ohne die Verschiedenheiten zu verkennen oder abzuleugnen. Prüfet und vergleichet, ich bitte euch.

Einunddreissigster Brief.

Den 2. März 1833.

Es begegnet mir manchmal, daß ich, in freien, ruhigen Stunden, über die vergangenen Tage meines Lebens Musterung halte. Ueber ein halbes Jahrhundert ist, mit seinen inhaltschweren Ereignissen, nahe genug an mir vorübergegangen, daß ich sie nicht unbeachtet lassen konnte. Was habe ich in dieser großen, reichen Zeit gewollt, gewirkt, vollbracht? Gewollt? Vieles; gewirkt, vollbracht? fast nichts. Ich bin nichts und habe nichts, wie die Welt das Seyn und Haben versteht; nichts, in wie weit ein sonst ordentlicher Mensch nichts seyn und nichts haben kann! Ich könnte ein reicher und angesehener Mann seyn, wie Reichthum und Ansehen von der Welt verstanden wird. Ich bin nur ein einfältiger Mensch gewesen, ein Querkopf, ein Gimpel, ein Niais wie Na-

poleon die Leute meiner Art zu nennen pflegte. Das war und bin ich, und muß es selbst gestehen vor dem Richterstuhle meiner selbst. Inkulpat soll sich verantworten, wenn er kann. Als Geschworne hat er mehr als Seinesgleichen; er hat sich selbst, ist sein eigener Zeuge, sein eigener Gerichtshof. Hier folgt ein magerer Auszug des wohlbeleibten Anklageakts: In dem rüstigen Alter von 25 Jahren, in dem Alter voll Kraft und Muth, hatte ich eine anständige Stelle, die ich keinem hohen Schutze, keiner einflußreichen Empfehlung verdankte. Ich stand als Regierungskommissär in Germersheim, und machte zugleich die damals bedeutenden Geschäfte eines Kriegskommissärs. In letzter Eigenschaft hatte ich die Hand in einer dunkeln Wirthschaft, die sich über ein schönes und reiches Land erstreckte, in welchem das französische Heer von Contributionen und Requisitionen lebte. Warum zog ich die Hand aus der dunkeln Wirthschaft leer zurück, da die Dunkelheit nicht erkennen ließ, ob sie voll gewesen? Der Gimpel that es; er that noch mehr. Als ein Schiffer mit einer starken Ladung von Mili-

täreffekten den Rheinstrom herunterkam, litt er, auf eine unbegreifliche Weise, Schiffbruch. Das Fahrzeug ward gerettet, aber nicht die Ladung, die in den Kleidungsstücken aller Art für das Heer bestand. Man versicherte, die Ladung sey keine wirkliche, sondern nur auf dem Papier verzeichnet gewesen, um sie in der Rechnung aufzuführen. Der Schiffer war ein reicher Mann, einer der heftigsten Jakobiner, der unter der Firma der Freiheit und Gleichheit gute Geschäfte gemacht und sein Vermögen beträchtlich vermehrt hatte. Ich untersuchte, fand meinen Verdacht gegründet, berichtete und erhielt die Weisung, den Beklagten unter guter Bedeckung, nach Mainz zu senden. Es geschah und ich freute mich, meinem Vorgesetzten, den Ordonnateur, in der wichtigen Sache so gerecht und streng zu sehen. Ich war ein Gimpel. Der gerechte und strenge Vorgesetzte, der meine Redlichkeit und meinen Eifer rühmte, entzog, wie ich später erfuhr, den Schiffer meinen Händen, die in dem Angeklagten seinen Mitschuldigen gefaßt hatten. Der Schiffer ward freigesprochen, und die Anklage gegen mich erhoben.

Die ganze Meute der wüthigen Jakobiner verfolgte jetzt lechzend meine Fährte. Die Partei, der man nie den Vorwurf machen konnte, daß sie müßig gewesen, war auch damals mächtig. Ich ward förmlich angeklagt, die Artikel 8 und 9 der Verfassung verletzt zu haben. Der Artikel 8 sagte: „Niemand kann vor Gericht gestellt, angeklagt, verhaftet, oder gefangen gehalten werden, als in den durch das Gesetz bestimmten Fällen, und nach den von ihm vorgeschriebenen Formen.“ Der Artikel 9 befahl, alle Diejenigen zu bestrafen, die irgend einen Akt der Willkühr, wie er im vorhergehenden Artikel angegeben worden, begangen dazu aufgefordert oder mitgewirkt.“ Man betrieb die Sache mit großer Heftigkeit. Nach der hergebrachten Taktik sollte erst mein guter Name, dann ich selbst fallen. Nun war ich ein eingefleischter Aristokrat, wie mein ganzes Leben zeigte, ein Feind der Patrioten, die ich willkürlich verhaften ließ, und bei jeder Gelegenheit in allem löblichen Beginnen störte, ein verruchter Ketzer in der Kirche der Rechtgläubigen. Hätten alle Anzeigen und Thatsachen nicht so

laut gegen den Schiffer und seinen Schutzherrn und Verbündeten gesprochen, dann war ich verloren.

Fast zu derselben Zeit liefen laute, bittere Klagen gegen General Bonnamy ein, daß er sich die schändlichsten Erpressungen gegen die Landleute in meinem Verwaltungsbezirke erlaube. Ich nahm die Klagen mit den Zeugnissen und Beweisen auf und schickte sie in das Hauptquartier des Obergenerals. Es verging wohl ein Jahr, bis ich von der Sache weiter hörte, und da ich nicht mehr im Amte war, und als Privatmann in Mainz lebte, ohne Stelle, ohne Aussicht eine zu erlangen, ohne Vermögen, erhielt ich, im strengsten Winter, die Vorladung, vor einem Kriegsgerichte in Straßburg zu erscheinen, um meine Anklage gegen den General Bonnamy zu erhärten. Die Richter waren Waffengenossen des Beklagten. Sie riethen mir freundlich die Anklage zurückzunehmen, da es doch eine veraltete Sache sey, in der mir jeder Beistand fehle, und die eine bedenkliche Wendung für mich nehmen könne. Ich that es nicht, und Bonnamy

ward freigesprochen. Es sey, sagte man lächelnd, da ich entlassen ward, mit mir nichts anzufangen, ich gehöre zu den verstokten Jakobinern, die das arme Volk und seine Freiheiten und Rechte im Munde führten, um Gesetz und Ordnung zu vernichten. On sait, que les pèkins n'aiment pas les militaires. *) In diesen Worten war die Sache aufgeklärt. Wie ich jetzt ein Jakobiner geworden, kann man nur begreifen, wenn man weiß, daß sie im Preiße sehr gefallen waren und die Artikel der Freiheit und Gleichheit flau gingen. Die mit ihren patriotischen Gesinnungen und Gefühlen den Markt versorgen, sahen sich deswegen um eine gangbare Waare um, die sich mit Vortheil absetzen ließ. Ich war nun ein Jakobiner, wie ich früher ein Aristokrat gewesen. Die Partien machen es sich bequem und thun Alles

---

*) Un générale, consulté par une dame sur le sens de ce mot, répondit: »Nous appelons pékins tout ce qui n'est pas militaire.« »Oui, reprit M. de Talleyrand, comme on appelle mimilitaire tout ce qui n'est pas civil.«

mit einem Namen ab, der zur Verdammung führt, oder selig spricht. Ich bin nie Jakobiner gewesen, selbst in der Zeit nicht, wo die Gesellschaft Einfluß und Stellen gab, meine Jugend es entschuldigen konnte, wenn ich ihre Macht benützte, um mich zu versorgen, da ich Alles zu gewinnen, Nichts zu verlieren hatte. Fast alle jungen Leute von einigem Talente und Ehrgeize, die in meinem Alter waren, selbst geachtete Professoren, die mich zu ihren bessern Schülern zählten, gehörten der Gesellschaft an. Ich war nie Jakobiner, nie Mitglied einer geheimen Gesellschaft, eines Ordens, einer Landsmannschaft, nicht einmal Freimaurer. Darum verdiene ich aber weder Lob noch Tadel, weil ich nur dem Zuge meines Wesens, der Eigenthümlichkeit meiner Natur folgte, die mich zum vielfältigen Zusammenwirken nicht geschaffen hatte. Ich konnte, wie Sieyes, sagen: „Ein guter Karrengaul mag ich seyn; aber in ein Gespann tauge ich nicht.“ Das Compagniewesen sagte mir nie zu, und ich führte meine Handlung gern auf eigene Rechnung und Gefahr. Wollte ich ein Narr seyn, dann war ich

es nach meiner Weise. Aber ein Gimpel war ich, wie man sieht. Mit dem redlichen Schiffer, dem gewissenhaften Ordonnateur, dem menschenfreundlichen General Bonnamy hätte ich theilen sollen, dann hatte ich Freunde, Helfer, und, was Alles ersetzt, auch Geld. Man ließ mich in Frieden, lobte, empfahl und schützte mich. Ich Gimpel zog den Frieden mit mir selbst, dem Frieden mit Andern vor.

Die Bewohner der vier neuen Departemente, wie man das mit Frankreich vereinigte Rheinland nannte, waren mit ihrem Lose nicht zufrieden, und sie hatten auch keine Ursache, es zu seyn. Was Beschwerden verursachte, war die Soldatenwirthschaft, die Quälerei mit dem Pflanzen der Freiheitsbäume, der Feier des Decadi, den man an die Stelle des Sonntags setzen wollte, der Uebermuth gemeiner Franzosen, die, wie sie sagten, nach dem Norden kamen, um den Barbaren die Freiheit und Civilisation zu bringen, der ungewisse Zustand, in dem man lebte, und den das Unglück der französischen Waffen immer ungewisser machte, und die Quelle aller dieser Uebel, die Schwäche und

Unfähigkeit des Direktoriums, dessen Herrschaft sich ihrem Ende nahete. Die Verwaltung des schönen und reichen Landes war einem Generalkommissär übertragen, der die Rolle eines römischen Prokonsuls spielen konnte. Shee kam, unter mißlichen Verhältnissen, an diese einflußreiche Stelle. Ihm ging der Ruf eines redlichen und mäßigen Mannes voraus, der ihm das Vertrauen der Bessern gewann. Ich hoffte, wie diese, und theilte ihre Wünsche. Um ihn selbst mit unsern Hoffnungen, Wünschen und Bedürfnissen bekannt zu machen, übersandte ich ihm von Germersheim, wo ich noch im Dienste war, eine Denkschrift, *) über die Lage der neuen Departemente, besonders des Donnersbergs, die Stimmung der Bewohner, ihren Zustand und die Mittel, jene Frankreich geneigt

---

*) Ich habe, zu meinem Bedauern, aus jener Zeit nichts Schriftliches aufbewahrt. Doch besitze ich die angeführte Denkschrift im Original. Ein ausgezeichneter Beamter, mein würdiger Freund, nahm sie 1814, vor der Uebergabe von Mainz an die Verbündeten, aus dem Archive der Präfektur und theilte sie mir später mit.

zu machen und diesen zu verbessern. Shee, ein wohlwollender aber schwacher Mann, nahm meine Arbeit nicht unzufrieden auf. Seine nächste Umgebung dachte anders. Ein junger Mann an einer untergeordneten Stelle, ein Deutscher gar, wagt es, einen hohen Staatsbeamten, gewandt in Geschäften und reich an Erfahrung, zu belehren. Dieser vermessene junge Mann, wenn er kein Dummkopf ist, kann gefährlich werden, und die Klugheit gebietet, ihn entfernt zu halten. Ich habe Grund zu glauben, daß die Denkschrift mir geschadet hat. Ein Gimpel nur kann sich erdreisten, dem Mächtigen mit Rath und Lehre sich zu nahen. Der Mächtigste ist auch der Weiseste. Glaubt man vielleicht, nur Fürsten hätten einen Hof, den Schmeichler, Schmarozer, Ehrgeizige, Habsüchtige und Ränkenmacher bilden? Das wäre ein großer Irrthum Jeder Gewaltige ist ein solcher Fürst, jeder Einflußreiche, Begünstigte, der geben und nehmen kann, und um jede Gewalt sammelt sich ein Hof, wie ein Dunstkreis um die Erde, um die Volksgewalt nicht weniger, als um die fürstliche, und nur wo Einsicht und Willens-

kraft mit der Gewalt bekleidet ist, wird diese dem pestartigen Einflusse ihres Dunstkreises, mehr oder weniger, widerstehen.

Das Alles, was ich hier erzählt, war, mit Ausnahme meiner Reise nach Straßburg, die in das Jahr 1800 fiel, mir von 1798 bis 1799 begegnet. In derselben Zeit erreignete sich ein Vorfall, der, an sich unbedeutend und vielleicht gewöhnlich, mich schmerzlich berührte, und einen tiefen bleibenden Eindruck auf mich machte. Eines Morgens kam der Geschäftsführer des Gardemagazins der Truppen, Fouglaire mit Namen, wenn ich nicht irre, ein verschmizter, gewandter und eingebildeter Franzose, zu mir, unter dem Arm einen dicken Pack Papiere wie das jeden Morgen der Fall war, um sie verificiren und unterzeichnen zu lassen. Als wir mit der laufenden Arbeit zu Ende waren legte er mir einen langen Bericht mit der mündlichen Erläuterung vor: „Das Austreten des Rheins hat, in den letzten Tagen, großen Schaden in der Umgegend gethan. Die Calamität ist selbst in den öffentlichen Blättern berichtet worden. Hier habe ich einen Proces verbal aufgesetzt, der den

Untergang des Magazins durch die Ueberschwemmung konstatirt. Es kommt bei der Sache etwas heraus, und Ihr Antheil ist — er bot mir ein artiges Geld — wenn Sie unterzeichnen.“ „Sind Sie toll? rief ich, juckt es Sie am Kragen? Ein Spitzbube! Nun, das will nicht ich sagen; aber das Magazin liegt auf dem Kirchenplatze über der Stadt, und ganz Germersheim hätte im Wasser untergehen müssen, sollte es bis dahin kommen.“ — „Meinen Sie, erwiederte Fouglaire spöttisch lächelnd, in Paris kenne man so genau die Lage unseres Kirchenplatzes? Der Ordonnateur würde so viel Umstände nicht machen.“ — „Nicht möglich!“ rief ich. — „Ich will es Ihnen beweisen, wenn Sie dazu schweigen“ war seine Antwort. — „Ja, sagte ich, des Versuchs wegen. Es ist nicht möglich.« — Fouglaire packte gelassen seine Papiere zusammen, machte eine tiefe Verbeugung und sagte unter der Thüre: Permettez moi de vous dire, qui vous ne savez pas votre metier« zu deutsch: Mit Ihrer gütigsten Erlaubniß! Sie sind ein Gimpel. Noch an demselben Tage machte sich mein Mann auf den

Weg nach Mainz, kam den folgenden schon zurück, stieg bei mir ab und zog Papiere aus der Tasche. „Der Ordonnateur, sprach er, hat mir den halben Weg erspart; ich traf ihn zu Worms. Hier ist die Unterschrift; sie kostet nicht, was ich Ihnen geboten hatte.“ — Es war die Unterschrift. Der ausgetretene Rhein hatte das Magazin zerstört. So verhielt es sich.

In dem Jahre 1800 ward die Consularregierung eingeführt und die ganze Verwaltung neu organisirt. Bei den Ernennungen war ich übergangen. Da stand ich einsam, verlassen mit Frau und Kind, ohne Gegenwart, ohne Zukunft, in Frankreich aufgegeben, in Deutschland so gut als geächtet. Eine Welt voll Täuschungen war hinter mir in den Abgrund versunken; in der Welt vor mir gähnte ein Abgrund ohne Täuschungen. Wohin mich wenden? Bitten, Betteln, den Gewalthabern des Tags den Hof machen? Ich zog nach Johannisberg, meinem Geburtsorte, zu meiner Mutter, in mein enges Stübchen, in dem ich als Kind gelebt. Ich will, sagte ich, mich an die Redaktion einer Zeitung vermiethen, oder bei einer Uebersetzungs-

fabrik ein Unterkommen suchen. Der Mensch hat nicht Alles verloren, so lange er sich nicht selbst verloren hat. Die Sonne geht auf und unter, und folgt die Nacht dem Tage, dann folgt auch der Tag der Nacht. — So war ich auf mich selbst gestellt und stand fest.

Noch beschäftigte ich mich mit meiner häuslichen Einrichtung und den Mitteln und Wegen die liebe kleine Familie, die meine Lage vielleicht ahnte, aber nicht kannte, anständig zu unterhalten, als der Beamte zu Rüdesheim, den ich aus früherer Zeit gut kannte, mir den Befehl der Churmainzer Regierung, die in Aschaffenburg ihren Sitz hatte, amtlich insinuiren ließ: ich hätte sogleich das Gebiet des Churstaats als verdächtig zu verlassen und zu meiden, besonders weil ich auch gefährliche und verderbliche Romane herausgegeben. Romane herausgegeben! ich wußte von keinem. Nun es war ein Grund, wie es viele Gründe gibt. Hatte doch der Rhein ein Magazin ersäuft, das auf einer Anhöhe hinter einem Städtchen lag, über das der Strom den Weg nach dem Magazin nehmen mußte! Welch' ein elendes, ver-

worfenes Geschlecht! Die Mainzer Regierung, die mich aus meiner Heimath vertrieb, war selbst eine Vertriebene, und übte schlimmere Gewaltthat als sie selbst erdulden mußte, bot mir herrisch, wie einem Landstreicher, aus, sie, die knechtisch einer Macht huldigte, von der ihr bald nachher ausgeboten ward. So ist der Mensch! Später als sich Vieles in der Welt verändert hatte suchte mich derselbe Beamte auf, haschte mit rührender Ergebung nach meiner Hand, erinnerte an die schönen Tage freundlichen Zusammenlebens, und sprach, in einer Verlegenheit, meinen Beistand an. Das Schicksal hatte die Rollen umgetauscht; er brauchte Hülfe, ich konnte sie ihm geben. Das freilich veränderte Alles. Elendes verworfenes Geschlecht! Was ich gethan? Nichts anders, als was Gimpel thun.

Die Lage, in welcher ich mich befand, ließ mir keine Wahl. Ich ging nach Mainz. Meine Freunde riethen mir, eine Zeitung, ein periodisches Blatt zu schreiben, von dem sie sich einigen Erfolg versprachen. Ich verstand mich, obgleich ungern, dazu, und that Schritte, um die

Erlaubniß zu erhalten; eine Zeitschrift heraus-
zugeben. Der Generalkommissär, von dem die
Entscheidung abhing, ließ mich lange ohne Ant-
wort. An die Stelle des abberufenen Shee
war unterdessen Jollivet getreten, ein trocke-
ner, dürrer, hölzerner Finanzmensch, der nicht
anders wußte, als daß der Herzbeutel ein Geld-
beutel sey. Um die Entscheidung zu beschleuni-
gen, rieth man mir, dem Bürger-Generalkom-
missär der vier neuen Departemente persönlich
aufzuwarten Ich that es, und trug mein An-
liegen bescheiden vor. Er sezte mir aus einan-
der, warum er die Erlaubniß nicht ertheilen
könne. Ich suchte die Bedenklichkeiten zu heben
und seine Gründe zu entkräften. Ich darf nicht,
sagte er, wenn ich auch wollte. Die hiesige Zei-
tung ist ein Eigenthum der milden Stiftungen
die ich im Besitze ihrer Rechte schützen muß.
Zugeben, daß andere periodische Blätter erschei-
nen, hieße die Armen berauben. — Bürger Ge-
neralkommissär, war meine Antwort, wir Ka-
tholiken, rühmen an einem Heiligen, er habe den
reichen Leuten das Leder genommen, um den
Armen Schuhe daraus zu machen. Mein Le-

der hätte der Heilige nicht verlangt; denn ich bin selbst arm. Jollivet, der mich bisher eben nicht zuvorkommend behandelt hatte, schoß bei diesen Worten einen vergiftenden Blick auf mich und sprach: Citoyen, vous ecrirez ce que vous voudrez, mais moi, je ne souffrirai pas que ce qui vient de vous, soit repandu dans les quatre nouveaux departements. Cela suffit, kehrte mir den Rücken zu und begab sich in ein Seitengemach. Cela suffit, wiederholte ich, und ging mit einer tiefen Verbeugung gegen die Seitenthüre, ab. Das hat sich im Reiche der Freiheit und Gleichheit, im zehnten Jahre der einen und untheilbaren Republik, begeben, und ich frage euch, ob ein citoyen im Herrschertone nicht einen seigneur überbieten kann. Da ich wieder auf die Straße kam, und über mir und Allem den blauen tiefen Himmel und die ewige Sonne sah, die, sich immer gleich, der Erde Leben und Gedeihen sendet, den Pflanzen wie den Thieren und Menschen, dem Bettler wie dem Könige, dem Schierling wie der Rose, dem Löwen wie dem Käfer und den Wesen, die halb Affen und halb Tiger sind,

nur listiger, geschickter, boshafter als jene, grausamer als diese, mögen sie sich Citoyens oder Messieurs heißen lassen, da im Freien brach ich unwillkührlich in ein lautes Lachen aus.

Alles wechselt in dieser Welt, nichts ist ewig, nicht einmal Jollivet und seine Herrschaft. Ich habe ihn nie geliebt, weil er ein gemüthloses Wesen, eine Staatsmaschine war. Er blieb angestellt und hatte immer einen weiten Wirkungskreis, weil er, wie man versichert, schöne staatswirthschaftliche Kenntnisse mit großer Brauchbarkeit verband. Ihn lößte Jeanbon-St. André in der Verwaltung ab. Während des Zwischenreichs, da jener abberufen und dieser noch nicht eingetroffen war, fiel mir durch die Verwendung eines würdigen, einflußreichen Freundes, die Redaktion der Mainzer Zeitung zu. Das war der erste Schritt auf einem neuen Wege, der mich zu einem erwünschten Ziele zu führen schien. Jeanbon-St. André, der als Präfekt des Departements, an der Spitze der Verwaltung, und wegen seiner ausgezeichneten Persönlichkeit und früherer Wirksamkeit, in großem Ansehen stand, wollte

mir wohl. Durch seine Verwendung ward ich, gegen meinen Willen, als Professor bei dem kaiserlichen Lyzäum angestellt, und er hoffte, wenn die Umstände ihn begünstigten, mir ein gutes Los zu machen.

Eines Tags ward ich zu dem General Lorge, der die Militärdivision befehligte, gerufen. Ich fand den General allein. Er sagte: Ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil der General Savary Sie zu sprechen wünscht. — Was kann er von mir wollen? fragte ich. — Das weiß ich nicht, erwiederte Lorge. Der General wird es Ihnen sagen. Da fährt er eben an. Der General Savary, erster Adjutant des Kaisers, der sich damals in Mainz befand, galt für das Haupt der geheimen Polizei. Er ist später als Herzog von Rovigo und Polizeiminister bekannt geworden. Lorge entfernte sich sogleich, und Savary knüpfte eine Unterhaltung an, die sich auf meine Persönlichkeit und meinen Wirkungskreis bezog. Er schien von Allem gut unterrichtet, und nach manchen freundlichen Aeußerungen, die mich, wie ich merkte, gefällig stimmen sollten, sagte

er, ich sey nicht an meinem Platze, und wohl für etwas Besseres bestimmt. Ihre Zukunft, schloß er, ist in Ihre Hand gegeben. Sie stehen der Sonne nahe, und können reisen. Der Kaiser verlangt einen Dienst von Ihnen, dem Sie sich nicht entziehen werden. Nun sezte er mir auseinander, in was dieser Dienst bestand. Es war eine geheime Mission nach Deutschland, wo Napoleon seinen Feldzug zu eröffnen im Begriffe war. So leckerhaft aber auch der feine Savary das Gericht zuzubereiten wußte, um meinen Appetit zu reitzen, so blieb ihm doch immer ein herber Beigeschmack von Spionenwesen. Der General mochte, was in mir vorging, auf meinem Gesichte lesen, sezte mir noch einmal die Wichtigkeit des Auftrags und die Vortheile, die mir durch ihn geboten seyen, auseinander und schloß mit den Worten: Wir wollen nichts übereilen. Ueberlegen Sie. Morgen um neun Uhr kommen Sie in den Palast — so hieß man das deutsche Haus, in dem der Kaiser wohnte — um mir zu sagen, was Sie beschlossen haben.

Ich überlegte nicht gar lange, und schrieb

die Gründe nieder, die mich bestimmten, die ehrenvolle Sendung abzulehnen. Vor Allem suchte ich meine Unfähigkeit herauszustellen, und wie ich Gefahr liefe, das auf mich gesezte Vertrauen zu täuschen, und den Unwillen des Kaisers auf mich zu laden. Der Auftrag, sagte ich, widerstrebe meiner ganzen Persönlichkeit, und in Deutschland sey ich am wenigsten geeignet, eine solche Rolle durchzuführen. Deutscher von Geburt, gehörte ich dem Lande mit allen theuern Erinnerungen der Kindheit und der Jugend an. Meine Mutter, meine Geschwister, meine Verwandten lebten jenseits des Rheines. — Da der Aufsatz geschrieben war, fand ich meine ganze Ruhe wieder, die der Antrag, ich kann es nicht leugnen, tief erschüttert hatte. Zur bestimmten Stunde fand ich mich am folgenden Morgen im Palaste ein; trug dem General Savary die Gründe meiner Ablehnung vor, und überreichte ihm das Papier. Er las es aufmerksam, schien einige Augenblicke nachzudenken, zündete es dann an einer Kerze an, die zum Versiegeln von Briefen gedient hatte, und warf es brennend in den

Kamin. Vous avez tort, sagte er mit großer Milde, mais je ne vous en estime pas moins. Diese Aeußerung überraschte mich. Nach dem Rufe hatte ich mir den General Savary anders vorgestellt, und der günstige Eindruck, den sein Benehmen bei dieser Gelegenheit auf mich gemacht, ist mir geblieben. Ich war doch vielleicht ein Gimpel. Daß ich mich indessen nicht empfohlen hatte, davon kam ich in die Lage mich später zu überzeugen. Auch der Präfekt, von dem ich wahrscheinlich zu dieser Sendung vorgeschlagen worden war, was ich aber nie bestimmt erfahren konnte, kam mir zurückhaltender und kälter vor. Die Zeitung nährte und vermehrte die Verstimmung, da Fouché sich ungehalten darüber äußerte. Das Kaiserreich, der nie zu stillende Heißhunger der Allgewalt im Innern und Aeußern, die Napoleonische Fürstenfabrik, aus der die Völker die Brüder, Schwäger, Neffen und Sohn als fertige Könige und Großherzoge erhielten, der treulose Krieg mit Spanien und noch manches Andere, machten einem Zeitungsschreiber, der sich wohl auch manchmal gimpelhaft benahm, viel zu

schaffen. Fouché war gut bedient, und spaßte nicht, am wenigsten mit Ideologen und Journalisten. Ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich mit großer Umsicht zu schreiben und der empfindlichen Gewalt auch keinen Vorwand zu Verdacht oder Klage zu geben, mich bemühete. Aber wie ich auch malen oder pinseln mochte, die Farbenmischung, die Manier, ein gewagter Strich im Unmuthe hingeworfen, eine unbeachtete Kleinigkeit, ließ die Stimmung die verborgene Absicht errathen. Der Polizeiminister oder seine Mächler — wie Göthe faiseurs übersezt — trauten sich den Scharfblick zu, den Teufelsfuß auch unter einer Mönchskutte zu entdecken. Was mich besonders erbitterte, was der verruchte Geist der Falschheit und Lüge, dem die Regierung, die sich stark fühlen mußte, und die niedrigen Mittel der Hinterlist und des Betrugs nicht nöthig zu haben schien, sich in manchen Fällen hingab. So erhielt ich eines Tags aus dem Kabinete des Kaisers eine Proklamation Kosciusko's an die Polen, mit dem Auftrage sie in's Deutsche zu übersetzen, uud auf jede Weise durch den

Druck zu verbreiten. Der Aufruf hatte die Unterschrift des großen Menschen, den ich vor Allen achtete und ehrte, und war doch, was ich nicht bezweifeln konnte, im Kabinete selbst verfertigt worden. Ich that, wie befohlen war; aber die Art, wie ich es gethan, blieb nicht unbemerkt, und, wie ich vermuthen darf, auch nicht unbestraft.

Meine Lage ward nicht verbessert. Ich kam nicht vorwärts, was ich auch thun mochte. Der Präfekt verwendete sich für mich, schrieb an Fontanes, den Großmeister der kaiserlichen Universität, um meine Beförderung zu bewirken. Der Bischof, Herr Colmar, handelte zu gleichem Zwecke. Beide Männer, fast in jeder Beziehung Gegensätze, stimmten in einem gleichen Wohlwollen gegen mich zusammen. Sie ließen mich die Briefe lesen, die sie in meiner Sache zu schreiben, so gefällig waren, und theilten mir die erhaltene Antwort mit. Versprechungen, Vertröstungen, trafen von allen Seiten ein, aber „Worte ohne That.“ Alle Anträge, sagte man mir endlich mit besorgter Umsicht, alle Vorschläge scheitern im Kabinete.

Sie müssen bei der geheimen Polizei eine böse Note haben.“ – Also doch! Wäre es Savary?

Endlich fiel der Schlag. Der Polizeiminister ertheilte dem Präfekten den Befehl, mir die Redaction der Mainzer Zeitung auf der Stelle zu entziehen, und mich selbst bezeichneter Artikel wegen, vor Gericht zu stellen. Die gerügten Artikel waren offenbar mißverstanden, oder schlecht übersezt, was einem Franzosen begegnen konnte, wenn er auch keine böse Absicht hatte. Vor Gericht ward ich nicht gestellt, weil es der Präfekt und der Präsident des peinlichen Gerichts, Rebmann, den ich gut kannte, durch Vorstellungen zu verhindern wußten; aber die Zeitung, die mir mehr am Herzen lag, als meine Stelle, war verloren. Der feurige Jeanbon wußte sich kaum zu fassen. Er überschüttete mich mit Vorwürfen, die mir nur sein Wohlwollen bestätigten. Ich hab' es Ihnen oft genug gesagt, rief er, ich habe Sie gewarnt, Alles vergebens. Avec vos maniéres tudesques, vous gatez tout.

In derselben Zeit traf ich auf einem Spaziergange mit dem Rektor der Akademie,

Herrn Boucly, meinem Vorgesezten zusammen, und mußte, obgleich ungern, zu seiner Unterhaltung ihn begleiten. Er war ein grämlicher Alter, eine wandernde Bibliothek von Wörterbüchern, Syntaxen und Grammatiken. Er konnte die Klassiker nur sezirt und anatomirt genießen, wenn der lebendige Geist in ihnen getödtet war, und hielt Alles auf die bonnes études, wie die französischen Schulfüchse, die noch weit pedantischer, als die deutschen sind, dieselben verstehen. Einer seiner Lieblingsgegenstände war die lateinische Prosodie. Auf die Länge und Kürze der Sylben, Elisionen und hiatus verstand er sich wie Wenige, und die, nach seinem Sinne, gelungensten Verse der römischen Dichter trug er gern mit ächzender Stimme skandirend vor. Im Uebrigen mußte man den Menschen und selbst den Gelehrten in ihm achten. Das Gespräch kam natürlich auf die Anstalt, bei der wir Beide beschäftigt waren. Er fand viel an dem Unterrichte zu loben, wie ihn der große Napoleon gestaltet hatte, und pries besonders das Streben nach der Klassizität der Alten. Ich

war vollkommen mit ihm einverstanden, wenn man nur auch den Geist derselben in Anschlag bringen und für Etwas gelten lassen wollte. Wir wurden, wie mir das besonders leicht geschieht, im Gespräche warm, und ich faßte meine Ansicht ungefähr in folgenden Aeußerungen zusammen: Alle Bildung, Erziehung und Unterricht haben einen Zweck, der wohl kein anderer ist, als uns zu tüchtigen Menschen und Bürgern zu machen, und zu dem Stande zu befähigen, den wir in der Gesellschaft einzunehmen berufen sind. Kennt man das Ziel, dann kommt es darauf an, den sichersten bequemsten und nächsten Weg zu ihm zu finden. Jeder Weg kann endlich dahin führen, obgleich mühsamer und später, und darum wäre freilich auch ein Umweg noch ein Weg zum Ziele. Da dieses aber, bei der Manigfaltigkeit der Kenntnisse, den Fortschritten der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, in weiter Ferne liegt, so ist, im Allgemeinen der nächste Weg zu empfehlen und einzuschlagen. Zu was sind nun die jungen Leute bestimmt, die wir in unserer Anstalt bilden? Menschen sollen sie vor Allem werden,

gute, rechtschaffene, selbstständige, brauchbare Menschen unter allen Verhältnissen, und in jeder Lage tüchtige brauchbare Bürger, die als Staatsgenossen, zu dem Staate, seinen Sitten, Gesetzen und Institutionen passen, und den Zweck der Staatsanstalt, nach Kräften, mit Liebe und Neigung fördern. Den Pflichten ihres Berufes sollen sie gewachsen seyn, ihrem Stande Ehre machen, ihre Bestimmung erfüllen. Ich habe in meiner Klasse fünf bis sechs Seminaristen, die nicht einmal Französisch verstehen, und den Unterricht benützen sollen, der in französischer Sprache ertheilt wird. Für sie, die dem geistlichen Stande angehören, Landpfarrer, Seelsorger werden sollen, ist der Unterricht derselbe, wie für die übrigen Zöglinge, von denen wenigstens die Hälfte in die Reihen unserer Heere tritt. Sie verwenden Alle, wenigstens eine Stunde des Tags auf die lateinische Prosodie, und verlieren eine kostbare Zeit mit Verse drechseln, da sie die Prosaiker nicht verstehen, und einen leichten Geschichtschreiber nur mit Mühe lesen. Was würden die Franzosen dazu sagen, wenn ich französische

Verse machte? Was würden sie dazu sagen, wenn selbst ein Franzose Verse machte, der die französische Sprache nicht besitzt und mit einer gewissen Leichtigkeit zu behandeln weiß? Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Erdbeschreibung, Statistik, National- und Staatswirthschaft werden bei uns gar nicht, oder höchst unvollständig vorgetragen. Von der Geschichte gibt man mit besonderer Vorliebe, den Abschnitt des Kaiserreichs. Man will Napoleonische Franzosen aus unsern jungen Leuten machen. Ich habe nichts dagegen. Sie sollen die monarchischen Institutionen lieb gewinnen. Ich bin für die Monarchie, wie sie in unserer Zeit verstanden wird und verstanden werden muß. Aber ist man auf dem rechten Wege, wenn man die Menschen unsers Jahrhunderts einzig, oder auch nur vorzüglich, mit den Mitteln einer Zeit erziehen und bilden will, von der Jahrtausende uns trennen? Muß die französische Bildung lateinisch und griechisch seyn? Man sollte doch, meine ich, den Gelehrten von dem Geschäftsmanne, dem Richter, Verwaltungsbeamten, Soldaten unterscheiden. Die allgemeine Bildung

soll für Alle, die besondere dem Stande, dem Berufe angemessen seyn, wozu der Einzelne sich bestimmt. Und wie kann die Liebe, die Achtung gegen die Monarchien und monarchische Institutionen in den Gemüthern geweckt und genährt werden, wenn ewig nur von Republiken und demokratischen Einrichtungen und Gesinnungen die Rede ist? Ruft man nicht durch die früheste Bildung, Hoffnungen und Wünsche ins Leben und pflegt sie, die mit Dem im Widerspruche stehen, was man uns bietet, um unsere Hoffnungen zu erfüllen und unsere Wünsche zu befriedigen? Da stehen die Heroenbilder von Lykurg und seinem Sparta, von Leonidas und seinen Gefährten, die sich dem Tode für die Freiheit weihen. Da betrachtet man mit Bewunderung und Verehrung einen Mutius Scävola, den ältern Brutus der sich, durch die Vertreibung eines Königsgeschlechts, ewigen Ruhm erwirbt, die hehre Mutter der Gracchen, und die Söhne einer solchen Mutter würdig, dann Brutus und Cassius die, als Mörder des großen Cäsar, Tyrannenmörder sind! Weiß man denn eigentlich, was

man will, wenn man Reben pflanzt, um Eicheln zu ernten? Das Alterthum, das klassische Alterthum schlägt in der Brust der Jugend Saiten an, die ganz andere Laute geben, als wir dem Instrumente unserer Staaten entlocken möchten. Glauben Sie mir, Herr Rector, aus diesem Alterthume, dem klassischen Alterthume, lockt die Jugend eine verführerische Sirenenstimme, eine Zaubermelodie, die nicht in dem Wohllaute gelungener Hexameter und Pentameter liegt.

Herr Boucly schwieg; ich sah ihn betroffen an und fand, daß der Zorn das Blut in seine welken Wangen getrieben hatte. Ich war zu weit gegangen. Die verdammten Hexameter und Pentameter! Wir waren gerade an der Ecke einer Straße angekommen, wo wir uns trennten. Mit einem grimmigen Blicke maß er mich, indem er heißer sprach: »Vous êtes une mauvaise tête.« — Also auch une mauvaise tête! Was der Mensch doch nicht Alles werden kann! Derselbe Mensch! ein Aristokrat, ein Jakobiner, un homme, qui ne sait pas son metier, ein Verfasser gefährlicher Ro-

mane, und weiß Gott, wofür mich Savary, Fouché und Andere gehalten! Indessen stellten sich meine Papiere im Kurse schlecht. Das wenigstens war gewiß, und ich durfte mit einiger Besorgniß in die Zukunft sehen, im Zweifel, wie die Dinge enden sollten. Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Es kommt selten, wie die Menschen es gewollt. Das Jahr 1814 machte manchem Leid und mancher Freude, dem gewaltigen Kaiserreiche, seinen Filialkönigreichen und Großherzogthümern, und Herzogthümern, und Fürstenthümern, und selbst dem Rectorate der Akademie von Mainz, dem kaiserlichen Lyzäum daselbst, und dem alten Jammer und der alten Noth ein Ende, um neuem Jammer und neuer Noth einen Anfang zu geben. Es stürzte eine große Welt zusammen und eine kleine lag in ihr begraben.

Ich schließe hier, ohne am Schluß zu seyn. Gescheidte Leute und starke Geister werden mir noch manche Gimpelstreiche nachweisen können, und zu ihnen ohne Zweifel auch diese Briefe zählen, die für mein gutmüthiges Bestreben zeugen, die Mohren weiß zu waschen. Stärkere

und geschicktere Hände als die meinigen haben sich, ich weiß es wohl, ohne Erfolg daran versucht. Und warum versuche ich es? Warum schreibe ich, wenn ich glaube mit den Danaiden Wasser in ein durchlöchertes Faß zu tragen und mit Sisyphus an seinem Steine zu wälzen? Warum athme, warum gehe ich? Kann ich die Eigenthümlichkeit meiner Natur aufgeben und ein Anderer werden, als der ich bin? Mit Vergnügen sehe ich auf mein vergangenes Leben zurück, ein reiches Leben, wenn auch ohne Reichthum. Und was hat man nicht gethan, um dieses Leben mit Bitterkeit zu erfüllen! Es war geeignet meinen Frieden mit der Welt zu brechen, hätte ich ihn nicht mir selbst bewahrt. Unsinn, Raserei, Tollhäuslerwirthschaft! Aber mit was sollten die Menschen ein todtes, ödes Leben füllen, wenn sie nicht verleumdeten und verfolgten, aufklärten, bekehrten, glücklich machten in ihrem Sinne? Es soll anders, es soll besser kommen; ich wünsche es. Aber erst, wenn wir selbst anders und besser geworden sind, wird es anders und besser werden. Das ist die Aufgabe. Aus der alten

Thorheit werden wir so wenig eine neue Weisheit, als aus den alten Sünden eine neue Tugend machen.

Ach! Wer ertrüg' die Geisel und den Hohn
Der Zeit, des Unterdrückers Unrecht? Wer
Die bittre Schmach des Stolzen, den Dünkel
Vornehmer Geburt, den Verzug des Rechts,
Amtsübermuth, Verachtung, die das stille
Verdienst vom Unrecht duldet? Wer trüg das? *)

Alles und noch vieles Andere, den giftigen Biß des Neides, die lügnerische Scheinheiligkeit, die Insolenz des Reichthums und die Hundewuth der Dürftigkeit, die Anmaßung des pedantischen Wissens ohne Weisheit, und alle die Gräuel und Gaunerskünste, durch welche die Eitelkeit Auszeichnung, die Herrschsucht Gewalt, die Habsucht Geld, die thierische Sinnlichkeit Genüsse zu erwerben sucht? Wer trüge es, wenn er es nicht tragen müßte? wenn es nicht zu den Bedingungen des Lebens gehörte, denen man sich unterwerfen muß, wenn man leben will? Wer hat in unserer Zeit gelebt, oder in einer Zeit, die dieser gleicht, und hat

*) Shakspeare's Hamlet.

sein Leben an etwas Höheres gesetzt, an das Wohl der Menschheit, den Adel unseres Geschlechts, den Sieg der Freiheit, des Rechts und der Vernunft, und ruft nicht am Schlusse seiner Laufbahn, mit dem sterbenden Talbot aus:

Unsinn du siegst und ich muß untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sey, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt. — *)

*) Schiller's Jungfrau von Orleans.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

D. Knode.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Briefe vom Rhein

Leipzig ; Stuttgart 1834

Pol.g. 996 ha

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10771190-0